

Die Tragödie Schlesiens 1945/46



dtv
dokumente

Dieses Buch enthält Augenzeugenberichte von den Ereignissen, die sich in Schlesien in der Zeit zwischen der Besetzung durch Russen und Polen und der Vertreibung der deutschen Bevölkerung abgespielt haben. Die bald nach der Ankunft der Ausgewiesenen aufgezeichneten Berichte unterrichten zuverlässig und unmittelbar von einer Welt, in der Haß und Unversöhnlichkeit das Menschenbild auszulöschen drohten.

Großband



**Deutscher
Taschenbuch
Verlag**

Über dieses Buch

Zu den teuflischen Mitteln der Politik unseres Jahrhunderts, deren Anwendung eine seltsame Zweckmässigkeit, nicht immer die Staatsraison diktierte, gehörten die Vertreibungen oder Aussiedlungen ganzer Volksteile aus ihrer Heimat. Die 1945/46 von den Alliierten beschlossene und von den östlichen Nachbarn Deutschlands praktizierte Vertreibung der Deutschen aus den Ostprovinzen des ehemaligen Reiches zeichnete sich dann auch vor allem durch die Grausamkeit aus, mit der sie vorgenommen wurde. Sechs Jahre deutsche Besetzung, Unterdrückung und Deportation schlimmsten Ausmasses diktierten den Hass der Polen auf alles Deutsche. Und dieser Hass entlud sich auf die Schlesier: es waren meist die Unschuldigen, die das Leid ertragen mussten. Die furchtbaren Erlebnisse der Vertriebenen aus Schlesien haben in den hier vorliegenden Berichten ihren Niederschlag gefunden. Es sind Berichte von Massnahmen, die noch heute die Weltpolitik entscheidend beeinflussen und deren Kenntnis zur Beurteilung der politischen Vorgänge unserer Tage wichtig ist.

Juli 1962

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Copyright by Verlag Christ unterwegs, München

Umschlagentwurf: Celestino Piatti

Umschlagfoto: Ullstein

Gesamtherstellung: C.H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Die Tragödie Schlesiens 1945/46

Herausgegeben von
Johannes Kaps

Deutscher Taschenbuch Verlag



Inhalt

Vorwort

Johannes Kaps:

Die Verhältnisse in Schlesien beim Jahreswechsel 1945 11

Die Ereignisse seit dem Russeneinfall im Jahre 1945 21

Dokumente 49

Allgemeine Berichte..... 51

Die Ereignisse in Oberschlesien 70

Die Ereignisse in Mittelschlesien 143

Die Ereignisse in Niederschlesien 199

Konzentrationslager Schlesien 247

Anmerkungen 266

Vorwort

Mit den Beschlüssen von Jalta, die Westgrenzen der Sowjetunion nach dem Krieg im Wesentlichen auf die Curzon-Linie festzulegen und Polen entsprechende Gebietsausdehnungen auf Kosten Deutschlands zu garantieren, waren die Voraussetzungen für die Vertreibung der Schlesier aus ihrer Heimat geschaffen worden. Sie setzte stellenweise schon vor der Potsdamer Konferenz ein. In Potsdam war indes beschlossen worden, nur solche Deutsche aus ihrer Heimat «in geregelter und humaner Form» auszusiedeln, deren Wohnsitz ausserhalb der Reichsgrenzen von 1937 lag. Dieser Beschluss nahm de jure diejenigen Deutschen aus, die in Gebieten lebten, welche unter polnische bzw. sowjetische Verwaltung gestellt wurden.

Es soll nicht Aufgabe dieses Vorwortes sein, auf komplizierte völkerrechtliche Fragen einzugehen, die zudem einer aktuellen politischen Brisanz nicht entbehren. Diese Fragen wurden in der Einleitung der ‚Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa‘^{1*} behandelt. Sinn der vorliegenden Dokumentation soll es sein, ein Bild von den Vorgängen mit Hilfe von Augenzeugenberichten zu vermitteln. In erster Linie interessierte die Frage nach dem Ausmass des begangenen Unrechts, das, mit Ausnahme der Exzesse bei der Besetzung durch die Rote Armee, hauptsächlich von Polen begangen wurde. Schwierig ist es jedoch, Antwort darauf zu geben, wo die Schuld an jenem Unrecht liegt. Siebzehn Jahre nach den Ereignissen in Schlesien sollte man sich jedoch bemühen, beide Seiten und Auffassungen zu sehen und zu verstehen: die deutsche *und* die polnische.

Die deutsche und die sowjetische Besetzung Polens nach seiner vierten Teilung 1939 sollte das polnische Volk endgültig aus der Liste der Nationen tilgen. Auf sowjetischer Seite war man bestrebt, die an die UdSSR gefallenen Landesteile zu bolschewisieren. Auf der deutschen, nationalsozialistischen Seite dagegen

* Die hochgestellten Ziffern verweisen auf Anmerkungen am Schluss des Bandes.

sprach man es deutlich aus: Das «minderwertige» polnische Volk sollte ausgerottet oder versklavt werden. Nach dem Beginn des Russlandfeldzuges 1941 erstreckte sich diese Politik des Terrors und der Versklavung auch auf diejenigen polnischen Landesteile, die bis dahin unter sowjetischer Verwaltung gestanden hatten.

Der ursprünglich vorhandene Druck von zwei Seiten, der deutschen und der sowjetischen, wich nur scheinbar; die Tatsache, dass ein starkes und unabhängiges Polen aus politischen Gründen niemals von einer sowjetischen Regierung geduldet werden kann, wurde überdeckt. Und so wurde für die Politik einer Vergewaltigung der polnischen Nation nach der deutschen Niederlage nur Deutschland verantwortlich gemacht; die Massnahmen der Sowjets in Polen zwischen 1939 und 1941 wurden ausgeklammert, obwohl sie ebenfalls nicht immer als «polenfreundlich» bezeichnet werden können. Man verstand unter «deutsch» jetzt gemeinhin «nationalsozialistisch», den Unterschied zwischen den beiden Worten erachtete man für so gering, dass man ihn nicht wahrnahm.

Die Politik der deutschen Besatzungsmacht in Polen, welche die einheimische Bevölkerung (wenn sie nicht zu Sklavenarbeit verschickt oder in Konzentrationslager gesteckt wurde) zu Menschen zweiter Klasse degradierte, schuf die Grundlage für jene Vorgänge, die sich in Schlesien 1945 und 1946 abspielten: sie gaben den Hass.

Schon bald nach der Besetzung Polens durch die Russen 1944 und 1945 schoben die Sowjets ihre westliche Staatsgrenze auf die Curzon-Linie vor. Die in diesen von Russland annektierten Gebieten lebenden polnischen Bauern wurden von ihren Besitzungen vertrieben und kamen bald nach dem Einmarsch der Russen nach Schlesien. Manchmal hat es den Anschein, als gehörten sie sogar zum Tross der kämpfenden russischen Truppen. Sie stießen, von ihrem oft spärlichen Besitz vertrieben und vereint mit Polen aus allen Teilen des Landes, auf ein reiches Gebiet, das die Härte des Krieges nur für kurze Zeit verspüren musste und deshalb – von den Spuren der Kämpfe abgesehen – im Grossen und Ganzen den Eindruck einer unzerstörten Provinz machte.

Der Hass der Polen auf alles Deutsche und die Tatsache, dass sie sich, zum Teil selbst Vertriebene, als neue Herren fühlen durften, mögen den Anstoss gegeben haben für die unsagbare Grausamkeit, mit der die Vertreibung der Schlesier dann eingeleitet wurde. Die deutschen Bewohner wurden nun ihrerseits zu Menschen zweiter Klasse degradiert und jeglichen Rechtes beraubt. Sie wurden enteignet, die Bürger aus ihren Häusern gewiesen, die Bauern von ihren Höfen. Die Austreibung besorgte in den meisten Fällen die polnische Miliz, deren Existenz und Zusammensetzung die schlimmsten Indizien sind für die gesetzlose Okkupation dieses Landes. Die Miliz rekrutierte sich im Wesentlichen aus jungen Männern, die als Zwangsarbeiter in Deutschland gewesen waren und in den Konzentrationslagern der Nazis gesessen hatten; jetzt war sie für die polnische Verwaltung eine starke, auch vor unmenschlichen Taten nicht zurückschreckende Polizeitruppe. In den Dokumenten liest man oft, dass «der Russe» schlimm, die Hölle aber die polnische Miliz gewesen sei. Und die jungen Milizsoldaten rühmten sich überdies, Meister der SS zu sein: oft war es ihr Ehrgeiz, die SS-Methoden zu übertreffen, unter denen sie selbst fünf Jahre lang gelitten hatten.

«Diese Berichte über das furchtbare Geschehen», schrieb der Herausgeber dieser Dokumente schon 1952, «das sich im Ausgang des zweiten Weltkrieges im deutschen Osten vollzog, wollen einem Frieden der Gerechtigkeit den Weg bereiten helfen. Sie wollen der historischen Wahrheit und der Erkenntnis dienen, dass die Kette von Unrecht und Gewalt von allen Beteiligten zerbrochen werden muss. Sie sollen eine ernste Mahnung sein, dass eine Welt ohne Gott aus den Fugen gerät, die Menschenwürde zertritt und im Begriff ist, sich selbst zu zerstören.»

An diesem Vorsatz wurde auch in der hier vorliegenden Ausgabe festgehalten. Der Herausgeber dieses Buches, der Erzbischöfliche Konsistorialrat Dr. Johannes Kaps, hat in der ursprünglich 1952 erschienenen ersten Auflage einen Überblick über die Geschichte Schlesiens gegeben. Von dieser historischen Einlei-

tung wurden hier nur zwei Abschnitte über die Lage in Schlesien während und nach dem Kriege aufgenommen.²

Der Schwerpunkt der Dokumentation liegt nach wie vor auf den Berichten, die vornehmlich vertriebene Katholiken, Geistliche und Laien, nach dem Einmarsch der Russen und der Besetzung durch die Polen über ihre Gemeinden gegeben haben. Die Pfarrer beider Konfessionen waren nach dem Abzug der deutschen Wehrmacht und Verwaltung in der Rechtlosigkeit dieser Zeit oft Autorität und einziger Halt für die Bevölkerung. Ihre Aussagen sind deshalb wichtige Quellen für die Vorgänge allgemeiner und administrativer Art.

Bei der Einrichtung des vorliegenden Buches wurde Wert darauf gelegt, dass Berichte von charakteristischen Ereignissen aufgenommen, Wiederholungen dagegen vermieden wurden. Der Abschnitt «Vom Sterben schlesischer Priester» wurde eliminiert, da er ein bereits erschienenes Werk des Herausgebers³ durch neue Berichte nur ergänzte. Für ihn sei hier jedoch ein charakteristischer Beitrag abgedruckt, der zugleich ein erschütterndes Beispiel vom Schicksal der Geistlichen gibt, die sich gegen die Tyrannei auflehnten und nach dem Übergang vom Nationalsozialismus zum Bolschewismus wiederum der Diktatur entgegentreten mussten. Der hier geschilderte Vorgang mag symbolisch stehen für erlittenes Leid und für eine Zeit ohne Mass, für eine Welt der Irrtümer.

«Kurat Karl Bujara, so erzählte mir sein Vater im Frühjahr 1945, wurde am Heiligen Abend 1944 von der Gestapo abgeholt. Er wurde schliesslich ins Gefängnis in Oppeln gebracht. Dort hat ihn sein Vater noch im Januar 1945 besucht. Dort haben ihn auch die Russen beim Einmarsch befreit, und er wanderte per pedes nach Oderhain. Aber hier ereilte ihn das Missgeschick. Schon an der Grenze seiner Pfarrgemeinde angelangt, wird er von Russen angehalten und als vermeintlicher verkleideter Offizier oder Spion umgelegt. So lag er im Schnee verscharrt bis Anfang März. Dann erst fand man ihn bei der Schneeschmelze.»⁴

Erhard Klöss

Johannes Kaps

Die Verhältnisse in Schlesien beim Jahreswechsel 1945

Im zweiten Weltkrieg waren Schlesien und das Erzbistum Breslau fast bis zu Beginn des Jahres 1945 der «Luftschutzkeller» Deutschlands. Tausende von Ausgebombten aus dem Westen hatten im Frieden der von Kriegsschäden noch nicht betroffenen, mit landwirtschaftlichen Überschüssen gesegneten Provinz Zuflucht gefunden. Nur einmal war das Gefühl der Sicherheit durch einen überraschenden russischen Fliegerangriff auf Breslau im Spätherbst des Jahres 1944 erschüttert worden, als sich die sowjetischen Heere schon unaufhaltsam den Ostgrenzen Deutschlands näherten. Nach den Kurorten der schlesischen Gebirge, insbesondere des Riesengebirges, waren auch Teile des Berliner Verwaltungsapparates, des Auswärtigen Amtes, des Finanzministeriums und andere Abteilungen der Staatsverwaltung verlegt worden. So hatte Breslau, die Haupt- und Residenzstadt Schlesiens, eine beträchtliche Zunahme seiner Bevölkerung zu verzeichnen: durch Zuzüge aus Berlin und dem Westen, zu denen zahlreiche Industrieverlagerungen kamen, war seine Bevölkerung von 626'000 auf etwa eine Million gestiegen. Auch in der Provinz Schlesien waren Hunderttausende von Evakuierten zu der schlesischen Bevölkerung hinzugekommen, die bei der letzten Volkszählung¹ im Jahre 1939 rund fünf Millionen (4'868'800), d.h. 7% der damaligen Reichsbevölkerung, ausmachte.

Um eine Einsicht in die Ausmasse der Katastrophe zu erhalten, die eintrat, als Ende Januar 1945 die Parole ausgegeben wurde, Breslau und Schlesien seien zu räumen, sei im Folgenden der allgemeine Zustand Schlesiens und der Erzdiözese Breslau beim Jahreswechsel 1945 dargelegt.

Bevölkerungsverteilung in Schlesien und den deutschen Ostgebieten östlich der Oder-Neisse

Schon nach dem ersten Weltkrieg musste Deutschland im Osten ein Gebiet von insgesamt über 50'000 qkm mit 4,5 Millionen Einwohnern abtreten (die Provinzen Posen, Westpreussen und Teile Oberschlesiens). Aus diesen Gebieten waren in den zehn Jahren nach dem ersten Weltkrieg bereits rund 800'000 Deutsche von den Polen verdrängt worden. In dem an Polen abgetretenen Teil Oberschlesiens hatten sich 292'025 deutsche Wähler für Deutschland und nur 286'265 in der Volksabstimmung vom 20. März 1921 für Polen erklärt. Auch von ihnen wurden unzählige mehr oder weniger gezwungen, das Land zu verlassen.² Doch sollen im Folgenden nur die Verhältnisse in Schlesien in den Grenzen von 1937 behandelt werden.

Schon der geschichtliche Rückblick hat gezeigt, dass Schlesien ein deutsches Land ist. Dies wird noch klarer, wenn wir sehen, wie sich seine Bevölkerung nach der Muttersprache gegliedert hat. Es sollen dabei zum Vergleich auch kurz die übrigen deutschen Ostgebiete östlich der Oder-Neisse genannt werden und die Zahlen der Volkszählung vom 16. Juni 1925³ zugrunde gelegt werden. Diese ergab:

in Ostpreußen	mit 36 991,95 qkm	2 256 349 Einwohner
Grenzmark	„ 7 695	„ 332 485
Ostpommern	„ 22 585	„ 1 356 358
Ostbrandenburg	„ 12 514	„ 698 234
Niederschlesien (ohne Görlitzer Gebiet)	„ 24 242	„ 2 908 659
Oberschlesien	„ 9 702	„ 1 379 408
Danzig	„ 1 914	„ 407 500
<hr/>		
Der deutsche Osten hatte i. J. 1925	115 643,95 qkm u.	9 338 993 Einwohner.

Von diesen 9'338'995 Menschen gaben als Muttersprache an:

deutsch	8 657 492
polnisch	188 597
deutsch und polnisch	422 148
masurisch	41 939
deutsch und masurisch	24 205
litauisch	2 708
deutsch und litauisch	1 906

In Oberschlesien haben bei dieser Volkszählung vom Jahre 1925 als ihre Muttersprache angegeben:

deutsch	822 277 Personen	= 59,62%
polnisch	155 069	„ =11,24%
(hiervon verstanden deutsch	119 364	„)
deutsch und polnisch	387 459	„ =28,09%. ⁴

Es ist dabei zu beachten, dass keineswegs alle, die eine andere als die deutsche Muttersprache angegeben haben, und noch weniger die Doppelsprachigen, als Angehörige des fremden Volkstums betrachtet werden können; vielmehr haben viele, weil bei ihnen zu Hause polnisch oder deutsch und polnisch gesprochen wurde, dies als ihre Muttersprache angegeben, obwohl sie selber sich als Deutsche fühlten. Das beweist deutlich das Ergebnis der auf Grund des Versailler Vertrages nach dem ersten Weltkrieg vorgenommenen Abstimmungen.⁵

Diese ergaben:

in Ostpreussen	97,9%	deutsche Stimmen
in Niederschlesien	97,6%	„ „
in Oberschlesien	59,4%	„ „
(mit Ostoberschlesien ⁶ , das 1'922 Polen zugesprochen wurde).		

Dabei ist zu beachten, dass die Abstimmung in Oberschlesien unter stärkstem Druck chauvinistischer polnischer Elemente

durchgeführt wurde. Bei den Reichstagswahlen am 14. Juli 1930⁷ in Westoberschlesien wählten 92,28% die deutschen Listen. Es wurden bei diesen Wahlen von den nationalen Minderheiten eigene Kandidaten aufgestellt. Vergleicht man die Stimmenzahlen, die diese bei den einzelnen Wahlen erhielten, untereinander und mit dem Ergebnis der Abstimmung von 1919/21, so kann man diese Entwicklung sehr gut verfolgen.* Bei den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 wurden im ganzen Reichsgebiet nur 75'431 Stimmen für die Kandidaten aller nationalen Minderheiten zusammen abgegeben, davon entfielen auf Kandidaten der Polnisch-Katholischen Volkspartei in Ostpreussen 4'180⁸, in Pommern 1'105, in Niederschlesien 595, in Oberschlesien 36'866 Stimmen. So geringfügig war die Zahl der im deutschen Osten wohnenden Polen.

Auf Grund der deutschen Volkszählung vom 17. Mai 1939 verteilte sich die Bevölkerung im deutschen Osten wie folgt:⁹

Provinzen bzw. Gebiete	Fläche in qkm am 17.5.1939	Bevölkerung am 17.5.1939	Dichte E/lqkm
Ostpreussen ganz	36 991,75	2 488 122	63.5
sowj. Anteil	13 200	1 149 605	87
poln. Anteil	23 792	1 338 517	56
Ostpommern	31 000,63	1 895 015	61
Ostbrandenburg	11 298,55	594 041	53
Ob er Schlesien	9 715,35	1 529 258	157
Niederschlesien			
östl. der Neisse	24 844,16	302 9137	122
Ostzittau	139,67	23 941	170

* Während 11,24% der oberschles. Gesamtbevölkerung 1925 die polnische Sprache als Muttersprache angaben, wählten bei der der Volkszählung von 1925 vorhergehenden Reichs- und Landtagswahl am 7. Dez. 1924 nur 7,8% der abgegebenen Stimmen die polnische Liste. Bei der Reichstagswahl am 14. Sept. 1930 waren es nur noch 5,53%. Diese Gegenüberstellung beweist, dass die polnische Muttersprache allein nicht entscheidend dafür war, ob jemand zur polnischen Minderheit gehörte. Deshalb lässt sich keine zuverlässige Zahl der sich zur polnischen Minderheit bekennenden Oberschlesier angeben. Vgl. Fischer,aaO. S. 8.

Deutsche Ostgebiete			
poln. Anteil	100 790,11	8 409 909	83
Deutsche Ostgebiete			
sowj. Anteil	13 200	1 149 605	87
<hr/>			
Deutsche Ostgebiete			
zusammen	113 990,11	9 559 514	85
<hr/>			

Die deutschen Ostgebiete jenseits der sowjetischen Zone umfassen also rund

ein Viertel der Gesamtfläche des Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937 (= 470'545 qkm) und etwa ein Siebentel seiner Gesamtbevölkerung (= 69,3 Millionen).

Die Fläche der Ostgebiete entspricht derjenigen von Dänemark, Holland und Schweiz zusammen bzw. $\frac{4}{5}$ derjenigen von England (ohne Schottland).¹⁰

Der Durchschnitt der Bevölkerungsdichte in Schlesien betrug je Quadratkilometer 129 Menschen. Er lag also nicht wesentlich unter dem Reichsdurchschnitt (139).

Das Ausmass der Verstädterung war in Schlesien nicht allzu gross. Nach der Volkszählung vom 17. Mai 1939 lebten in Schlesien 2'007'500 Menschen (= 41%) in Gemeinden bis 2'000 Einwohnern, und 2'861'300 Menschen (= 59%) in Gemeinden über 2'000 Einwohnern. So nimmt Schlesien unter den Ländern des deutschen Ostens eine besondere Stellung ein.¹¹ Es umfasst zwar flächenmässig noch nicht ein Drittel des deutschen Ostraumes (36'310 qkm von 113'990 qkm), aber die Hälfte der Bewohner (1939: 4'869'000 von 9'601'000). Während die übrigen deutschen Gebiete östlich der Oder-Neisse im Wesentlichen Agrarländer sind, hat Schlesien neben einer hochentwickelten Landwirtschaft auch reiche Bodenschätze und eine bedeutende Industrie. Trotz seiner dichten Bevölkerung vermochte es nicht nur die eigene Bevölkerung zu ernähren, sondern darüber hinaus auch dem übrigen Deutschland in grossem Umfange Lebensmittel, aber auch Holz, Kohle, Metalle und viele Industrieerzeugnisse zur Verfügung zu stellen.

Die Landwirtschaft¹² in Schlesien

Schlesien erzeugte im Mittel der Jahre 1934-1938 (nach Abzug von Saatgut, Schwund u. Futtermitteln): Diese Menge reicht bei einer Tagesration von 2*860 Kalorien jährlich

1 068 000 t Brotgetreide	v. 140,0 kg	Brot	für 7,6 Mill. M.
339 000 t Zucker	v. 20,2	„ Zucker	„ 16,8 „ „
1 735 000 t Kartoffeln	v. 219,0	„ Kartoffeln	„ 7,9 „ „
267 000 t Fleisch	v. 26,6	„ Fleisch	„ 10,0 „ „
150 000 t Nahrungsmittel	v. 26,6	„ Nahrungsmittel	„ 5,6 „ „
67 000 t Butter	v. 13,1	„ Butter	„ 5,1 „ „
45 000 t Speck u. Öl	v. 3,7	„ Speck	„ 12,2 „ „
576 000 t Magermilch	v. 52,2	„ Magermilch	„ 11,0 „ „
425 000 t Gemüse	v. 73,0	„ Gemüse	„ 5,8 „ „
143 000 t Obst	v. 40,2	„ Obst	„ 3,6 „ „
15 000 t Magerkäse	v. 1,8	„ Magerkäse	„ 8,3 „ „
30 000 t Quark	v. 3,7	„ Quark	„ 8,1 „ „
19 000 t Eier	v. 2,2	„ Eier	„ 8,6 „ „ ¹³

Unter Zugrundelegung der für die 90. Kartenperiode (Juni/ Juli 1946) in der britischen Zone gültigen Lebensmittelrationen würde die oben angeführte Erzeugung ausreichen zur Versorgung mit

Brot für 16,2 Mill. Menschen	Kartoffeln für 31,7 Mill. M.
Zucker für 35,7 Mill. Menschen	Fleisch für 48,5 Mill. M.

Industrie in Schlesien

Als einzige der Ostprovinzen weist Schlesien neben einer hochentwickelten Land- und Forstwirtschaft auch eine stärker entwickelte Industrie auf. Von den Berufstätigen waren 22,4% in der Landwirtschaft, 37,5% in Industrie und Handwerk, 14% im Handel und 26,1% in öffentlichen und häuslichen Diensten sowie in freien Berufen beschäftigt.

Die Statistik von 1925 zählt in den einzelnen Berufsgruppen:

Im Bergbau auf Steinkohle 86 067 Beschäftigte

„ Braunkohle	6 795	„
„ Erze	4 189	„
in der Industrie der Steine u. Erden	81 848	„
„ „ Eisen- und Metallgewinnung	28 233	„
„ „ Herstellung von Metallwaren	32 618	„
im Maschinen-, Apparate- und Fahrzeugbau	48 650	„
in der Elektrotechnik, Feinmechanik, Optik	17 310	„
„ „ chemischen Industrie	7 774	„
„ „ Textilindustrie	87 554	„
„ „ Papierindustrie und im Vielfältigungsgewerbe	32 457	„
„ „ Leder- und Linoleumindustrie	7 818	„
im Holz- und Schnitzstoffgewerbe	63 163	„
in der Musikinstrumentenindustrie	2 088	„
im Nahrungs- und Genußmittelgewerbe	91 746	„
im Bekleidungs-gewerbe	93 431	„
im Baugewerbe (einschl. d. Bau-nebengewerbe)	111 878	„
in der Wasser-, Gas- und Elektrizitäts-gewinnung u. -versorgung	9 398	„

in Industrie und Handwerk 813 017 Beschäftigte¹⁴

Die Abtrennung Ostoberschlesiens 1921 hatte die wertvollsten Teile des oberschlesischen Grubengebietes in polnische Hand gebracht. Aber es waren noch sieben grosse Steinkohlenlagerstätten in Oberschlesien, fünf weitere im Waldenburger, zwei im Neuroder Gebiet und neunzehn Lagerstätten von Braunkohle, hauptsächlich in der Lausitz, bei Deutschland verblieben. Nur die letzteren liegen grösstenteils westlich der Oder-Neisse-Linie, also im russisch besetzten Gebiet Deutschlands. Alles Übrige befindet

sich in dem unter polnische Verwaltung gekommenen ostdeutschen Gebiet. Über die Produktion gibt die preussische Statistik von 1931 Aufschluss, die nach Oberbergamtsbezirken aufgliedert ist und als Oberbergamtsbezirk Breslau den Bergbau im gesamten deutschen Osten umfasst. Zu beachten ist, dass das Jahr 1931 im Kennzeichen der Weltwirtschaftskrise stand, und dass dann die folgenden Jahre mit deren Ende auch eine Belebung der Bergbauförderung um etwa 50% brachten. Diese Statistik enthält als Gesamtzahlen die von Preussen, doch dürften die für das damalige Deutsche Reich nicht wesentlich höher liegen, weil das Saargebiet damals unter einer gesonderten Verwaltung stand und erst 1935 nach der Abstimmung wieder voll in das Reich eingegliedert wurde.

1931 wurden gefördert an	im Oberbergamtsbezirk Breslau	in ganz Preußen
Steinkohlen	in 27 Betr. 21 330 570 t	in 221 Betr. 115 351 758 t
Braunkohlen	„ 24 „ 8 831 868 t	„ 212 „ 111 368 437 t
Bernstein	„ 1 „ 314 t	„ 1 „ 314 t
Eisenerzen	„ 3 „ 286 t	„ 83 „ 1 709 927 t
Zinkerzen	„ 3 „ 172 076 t	„ 16 „ 216 756 t
Bleierzen	„ 4 „ 22 766 t	„ 24 „ 120 009 t
Arsenikerzen	„ 1 „ 4 416 t	„ 1 „ 4 416 t
Schwefelkies	„ 1 „ 4 330 t	„ 4 „ 217 230 t

Kohlenvorräte:

Nach den neuesten Berechnungen werden die abbauwürdigen Kohlen Vorräte bis zu einer Teufe von 1'000 m für das gesamte oberschlesische Steinkohlenbecken auf 63,4 Milliarden Tonnen geschätzt. Davon entfallen auf

Westoberschlesien	3,3 Milliarden	Tonnen
Ostoberschlesien	44,9 Milliarden	Tonnen
Ostrau-Karwin-Olsa	6,3 Milliarden	Tonnen
Dombrowa-Krakau	8,9 Milliarden	Tonnen
zusammen	63,4 Milliarden	Tonnen

Im Waldenburg-Neuroder Kohlenrevier in Niederschlesien werden die Vorräte an sicher nachgewiesenen Kohlen bis zu 1'000 m Teufe von den einzelnen Autoren verschieden hoch berechnet. Als Mindestmenge darf 0,6 Milliarden Tonnen, als Höchstmenge 1,24 Milliarden Tonnen angesehen werden. Die erheblichen Unterschiede erklären sich dadurch, dass über die Ausdehnung und Mächtigkeit der Flöze in grösseren Teufen einstweilen nur die Ergebnisse einiger Tiefbohrungen vorliegen.¹⁵ Im Ruhrgebiet verbleiben bis zu einer Teufe von 1'200 m in abbauwürdigen Flözen nur noch 34 Milliarden Tonnen Kohlenvorräte.¹⁶

In Westoberschlesien betrug im Jahre 1938 die Belegschaft 52'395 Mann und die Förderung im Jahr 25'983'299 Tonnen. In Ostoberschlesien betrug die Belegschaft 1938 53'371 Mann und die Förderung im Jahr 28'290'876 Tonnen.

Die kirchlichen Verhältnisse in Schlesien

a) Katholische Kirche

Nach der letzten kirchenamtlichen Zählung vom Jahre 1940, die 1943 veröffentlicht wurde¹⁷, zählte das Erzbistum Breslau insgesamt (mit dem sudetendeutschen Anteil Freiwaldau und dem Olsa-Gebiet):

788 Pfarreien, 118 sonstige Seelsorgsbezirke mit eigenen Geistlichen, 1234 Geistliche in der Pfarrseelsorge, 336 sonstige Weltgeistliche (Schuldienst, Wehrmachts-Seelsorge, kirchliche Verwaltung, pensionierte Geistliche), mit einer Bevölkerung von 2'324'058 Katholiken und 3'560'903 Andersgläubigen. Das ganze Bistum zählte also 5'884'961 Einwohner. Anfang 1945 zählte die Erzdiözese Breslau 12 Kommissariate, 86 Archipresbyterate (Dekanate), 810 Pfarreien, 65 Kuratien, 44 Lokalien, 637 sonstige Nebenseelsorgstellen. Die Gesamtzahl der Haupt- und Nebenseelsorgstellen in der ganzen Diözese betrug also 1'557.

Das Generalvikariat Glatz (zum Erzbistum Prag gehörig) zählte 55 Pfarreien mit 165'095 Katholiken und 19'139 Nicht-Katholiken. Das Generalvikariat Branitz (zum Erzbistum Olmütz gehö-

rig) zählte im Altreich 41 Pfarreien mit 81'776 Katholiken und 7'285 Nicht-Katholiken.¹⁸

Im Jahre 1932 umfasste die Diözese Kattowitz 180 Pfarreien und 8 selbständige Kuratien, 379 Welt- und Ordenspriester mit 1'193'499 Katholiken (neben 67'050 Protestanten).

Im Einzelnen war die Erzdiözese Breslau in 12 Kommissariate, d.h. Verwaltungsbezirke, geteilt (Breslau, Freiwaldau, Glogau, Gross-Strehlitz, Hirschberg, Jauer, Münsterberg, Neisse, Oppeln, Ratibor, Trachenberg, Olsagebiet¹⁹), diese wieder in Archipresbyterate (Dekanate).²⁰

Schlesien war reich an Klöstern und klösterlichen Anstalten.

b) Evangelische Kirche

Die evangelische Kirchenprovinz Schlesien gliederte sich in die beiden Sprengel Breslau-Oppeln und Liegnitz.

Der Kirchenbezirk Breslau umfasste die folgenden 21 Kirchenkreise: Breslau-Stadt I, Breslau-Stadt II, Breslau-Land, Bernstadt-Namslau, Brieg, Frankenstein-Münsterberg, Glatz, Guhrau-Herrnstadt, Militsch-Trachenberg, Neumarkt, Nimptsch, Oels, Ohlau, Schweidnitz-Reichenbach, Steinau, Strehlen, Striegau, Trebnitz, Waldenburg, Gross-Wartenberg, Wohlau.

Der Bezirk Oppeln umfasste folgende 5 Kirchenkreise: Gleiwitz, Kreuzburg O/S., Neisse, Oppeln, Ratibor.

Zum Sprengel Liegnitz gehörten folgende 26 Kirchenkreise: Bolkenhain, Bunzlau I, Bunzlau II, Freystadt, Glogau, Görlitz I, Görlitz II, Görlitz III, Goldberg, Diözese Grünberg, Haynau, Hirschberg, Hoyerswerda, Jauer, Landeshut, Lauban, Liegnitz, Löwenberg I, Löwenberg II, Lüben, Parchwitz, Rothenburg I, Rothenburg II, Sagan, Schönau an der Katzbach, Sprottau.*

* Vgl. «Deutsches Kirchliches Adressbuch. Ein kirchl. Führer durch die evangelischen Landeskirchen Deutschlands», unter Mitarbeit der kirchlichen Behörden, Berlin-Steglitz 1929'. Danach zählte im Jahre 1929 die Kirchenprovinz Schlesien 1'788'895 Evangelische, davon der Sprengel Breslau-Oppeln 1'007'473 und der Sprengel Liegnitz 781'422 Seelen.

Die Ereignisse seit dem Russeneinfall im Jahre 1945*

Die militärischen Ereignisse

Im Herbst 1944 verlief die Ostfront im Norden am Kurischen Haff beginnend im Wesentlichen der ostpreussischen Grenze am Narew, dann weiter an der Weichsel entlang. An der Weichsel war es den Russen bereits gelungen, einige Brückenköpfe an dem Westufer der Weichsel zu bilden bei Magnussew, Pulawy und vor allem bei Baranow. Die Frontlinie überschritt dann die Weichsel nach Osten und führte in gerader Linie nach Süden bis nach Ungarn. Als die Russen im Sommer 1944 in Ostpreussen eingedrungen waren, hatte der dortige Gauleiter Koch die ostpreussische Zivilbevölkerung zu umfangreichen Schanzarbeiten und Feldbefestigungen aufgerufen. Dasselbe geschah in Westpreussen, Pommern, im Warthegau und auch in Schlesien: Hunderttausende von Menschen, die deutsche Zivilbevölkerung, auch Frauen, Polen und Kriegsgefangene, waren in Bewegung gesetzt worden, um Feldbefestigungen, Strassensperren und Schanzarbeiten anzulegen. Der niederschlesische Gauleiter Hanke hatte diese Arbeiten als «Unternehmen Barthold» gross aufgezogen in romantischer Anspielung auf einen sagenhaften Vogt dieses Namens aus der Besiedlungszeit Schlesiens und der Abwehr des Mongolensturmes durch die Schlesier vor 700 Jahren.

In den Januartagen 1945 lagen die Befestigungslinien leer und unbesetzt, da alle Reserven im Westen – die Ardennen-Offensive hatte am 16. Dezember 1944 begonnen – eingesetzt worden waren. Auch die Bemühungen, die Front im Osten zu begradigen und

* Für die nachstehenden Ausführungen standen dem Verfasser ausgiebige Quellen zur Verfügung: einmal die noch nicht veröffentlichten pfarramtlichen Berichte aus allen Gebieten der Erzdiözese Breslau über die Ereignisse seit Anfang 1945; ferner die Heimatrundbriefe schles. Geistlicher an ihre Gemeindemitglieder in der Zerstreuung. Ein Verzeichnis dieser Rundbriefe ist abgedruckt im «Handbuch f. d. kath. Schlesiern, aaO., S. 229/30.

zu verkürzen, der sogenannte Plan «Schlittenfahrt», waren gescheitert am Widerstand des Führerhauptquartiers, wo man an einen bevorstehenden Angriff der Russen nicht glauben wollte.

In der Nacht vom n. auf den 12. Januar 1945 wurde die monatelange Ruhe an der Ostfront beendet durch ein stundenlanges Trommelfeuer der russischen Artillerie, wie es der zweite Weltkrieg noch nicht gesehen hatte. In zahlreichen schmalen Stosskeilen durchstießen danach die russischen Regimenter von den obengenannten Brückenköpfen aus die zermalmte deutsche Front. Ihnen folgten unaufhaltsam die russischen Panzerarmeen. Am Abend des 16. Januar 1945 schon näherten sich die Russen Krakau. Die Heeresgruppe A, die die beiden schlesischen Provinzen schützen sollte, konnte den Vormarsch des russischen Marschalls Konjew nicht aufhalten. Schon am 19. Januar 1945 überschritten die russischen Panzerarmeen die schlesische Grenze westlich Tschenstochau im Raum von Guttentag und Kreuzburg O/S. Das Hauptquartier der Heeresgruppe A befand sich schon in Oppeln, als ihr neuer Chef Generaloberst Schoerner am 20. Januar 1945 dort eintraf. Wenige Tage darauf erschienen die russischen Panzerspitzen bei Brieg östlich Breslau, ebenso bei Steinau an der Oder unterhalb Breslau, überschritten die Oder und bildeten an beiden Orten ausgedehnte Brückenköpfe. Nach vierzehntägigem Vormarsch standen die Russen im Herzen Schlesiens und zwangen den niederschlesischen Gauleiter Hanke, sein immer wieder gesprochenes Wort: «Über Schlesiens Grenzen kommen sie nicht hinaus» zurückzuziehen und die Evakuierung der schlesischen Bevölkerung am 20. Januar 1945 aus den längs der alten polnischen Grenze liegenden Kreisen anzuordnen, die er bis dahin in unverantwortlicher Weise verzögert hatte, obwohl schon tagelang vorher die überfüllten Züge und Trecks aus dem «Generalgouvernement» und dem Warthegau durch Schlesien gezogen waren.

Um den 20. Januar 1945 begann der Auszug von rund 700'000 Menschen aus der schlesischen Hauptstadt Breslau, die für den Festungskampf vorbereitet wurde. Alle Parteilgliederungen wurden zur Räumung der Stadt aufgeboten.

Da die Züge, Omnibusse und Lastwagen nicht ausreichten, Frauen, Kinder und Kranke abzutransportieren, wurde am 20. und 21. Januar durch Lautsprecher in den verschneiten Strassen Breslaus die Aufforderung durchgegeben: «Frauen und Kinder verlassen die Stadt zu Fuss in Richtung Opperau-Kanth!» In diesen Tagen setzte ein grosser Kälteeinbruch ein bis zu 20 Grad unter Null. Der Schnee lag bis zu einem halben Meter hoch. Ein schneidend kalter Wind aus dem Osten begleitete den Todesmarsch der Breslauer Frauen. Wieviele Frauen und Kinder damals der Kälte und den Strapazen zum Opfer fielen, wird wohl nie errechnet werden können. Manche kehrten in die Stadt zurück und bestärkten die Zurückgebliebenen, trotz allem in der belagerten Stadt auszuharren, wenn es nicht gelang, noch mit Zügen wegzukommen. So waren etwa 200'000-300'000 Zivilisten in der Stadt Breslau, als ihre Einschliessung am 16. Februar 1945 vollzogen war.

Die Festung Breslau²¹

Es kann hier darauf verzichtet werden, die militärischen Vorgänge im Kampf um Schlesien im Einzelnen darzustellen.²²

Es sei im Folgenden nur einiges über die kirchlichen Verhältnisse in der Festung Breslau gesagt:

Zunächst wollte die Gestapo nur elf Geistliche in der belagerten Stadt dulden. Erst in hartnäckigen Verhandlungen gelang es dem Breslauer Generalvikar, dass die Zahl auf fünfunddreissig erhöht wurde. Zu ihnen kamen noch etwa zehn katholische Geistliche, die ohne Wissen der Gestapo zurückgeblieben waren. Und das war gut, denn alle Priester wurden für die Seelsorge an der Besatzung und der Zivilbevölkerung in den drei Monaten der Belagerung benötigt. Der Beschuss durch Flieger und Artillerie nahm immer mehr zu. Am 21. März 1945 war der Schaden auch an den kirchlichen Gebäuden in Breslau schon überaus gross. Für den Bau eines neuen Flughafens mitten in der Stadt am Scheitniger Stern an der Kaiserstrasse wurden ganze Strassenreihen in Brand gesteckt, abgebrochen und gesprengt; darunter auch zwei Kirchen, die katho-

sche St. Petrus-Canisiuskirche nebst Pfarrhaus und die evangelische Lutherkirche nebst Pfarrhaus. Eine besondere Gefahr für die Dominsel war dadurch entstanden, dass in den Gärten der Domkurien und des Erzbischöflichen Palais' Langrohrgeschütze in langer Reihe am Oderufer aufgestellt worden waren. Alle Vorstellungen der katholischen Geistlichen, die auf die Gefahr solcher Nachbarschaft für den Dom und die Dominsel hinwiesen, waren erfolglos: die Geschütze blieben. Der Dom zeigte bald an verschiedenen Stellen Einschläge kleinerer Granaten, in der Nacht zum 24. März 1945 schlug eine Bombe ins rechte Seitenschiff ein, vor der Sakristei. Auch die übrigen Breslauer Kirchen und kirchlichen Gebäude bekamen schon im März die ersten schweren Treffer.

Das eigentliche Grossunglück für Breslau sollte das Osterfest bringen. Zwar hatten die Russen einige Tage vorher durch Flugblätter und Lautsprecherwagen auf eroberten Strassen zur Übergabe aufgefordert, da andernfalls die Stadt völlig zerstört würde. Da die Übergabeaufforderung aber nicht beantwortet wurde, war das Schicksal von Breslau nicht mehr aufzuhalten. Am 1. April 1945, dem Ostersonntag, überflogen schon vom frühen Vormittag an Welle auf Welle von Fliegern die Stadt und überschütteten sie mit Spreng- und Brandbomben. Der Ostermontag brachte den Untergang der «Terra Sancta» der Dominsel, die bald nach den ersten Angriffen ein einziges Flammenmeer bildete. Vom frühen Morgen an liessen die starken Angriffe aus der Luft kaum einen Augenblick nach. Man schätzte die Zahl der Bomber amerikanischer Bauart auf ca. 1'200. Die russischen Flieger, die sogenannten «Nähmaschinen», wurden von der Bevölkerung weit weniger gefürchtet. Es regnete Brandbomben. Dazu erhob sich ein Feuersturm, der Strassenzug für Strassenzug in Brand setzte. Das Erzbischöfliche Palais wurde zerstört. Hier hatte in der letzten Zeit der Domgottesdienst in der sogenannten Krypta, im alten gewölbten Keller, stattgefunden, der noch unzerstört blieb. Am 2. Osterfeiertag brannte die ganze Bischöfliche Residenz nieder. . .

Von den Ostertagen 1945 an wurde die Belagerung Breslaus zu einer unerträglichen Katastrophe. Das brennende Breslau in der Nacht nach dem zweiten Ostertage bot einen geradezu apokalyptischen Anblick. Wer mit den verstörten und verängstigten Menschen in den Bunkern und Kellern zusammen war, wusste von ihrer Not und Verzweiflung. Man flüchtete von einem Stadtteil zum anderen. Manche sagten: «Wo sollen wir noch hin? Diesseits der Oder nicht, jenseits der Oder nicht, am besten in die Oder!» Bunkerpsychosen und Selbstmordepidemien griffen um sich. Und das neben den täglichen Verlusten an Menschenleben, die der Beschuss und die Bomben mit sich brachten. Eine Vertretung der Bürgerschaft, die es hätte wagen können, beim Kommandanten vorstellig zu werden, gab es nicht. Nach den Kriegsgesetzen musste so etwas ja auch als Sabotage gelten und im Falle eines ersten Einspruchs mit dem Tode bestraft werden. Die Hinrichtung des Breslauer Bürgermeisters Dr. Spielhagen am 29. Januar 1945 war eine deutliche Warnung gewesen. Rote Plakate hatten damals den Bewohnern Breslaus gemeldet, dass Gauleiter Hanke als Reichsverteidigungskommissar morgens sechs Uhr Bürgermeister Spielhagen vor dem Denkmal Friedrichs II. auf dem Breslauer Ring standrechtlich hatte erschiessen lassen, weil er «ohne Befehl die Stadt Breslau und seinen Posten verlassen wollte, um sich anderswo eine Beschäftigung zu suchen. Wer den Tod in Ehren fürchtet, stirbt in Schande!»²³

Den führenden Männern der beiden Kirchen wurde es immer deutlicher, dass in dieser aussichtslosen Lage die Kirche verantwortlich zu handeln hatte. Mit jedem Tage wurde der Zustand der Belagerung schwerer. Vormittags und in den Abendstunden war täglich starker Beschuss. Am 4. Mai 1945 wurde schon lebhaft von Übergabeverhandlungen geredet. Die Russen sagten durch Lautsprecher ihre Bedingungen durch. Von deutscher Seite erfolgte aber immer noch keine Annahme. Da entschlossen sich die Breslauer Seelsorger, eine Deputation zum Festungskommandanten Niehoff zu entsenden. Von katholischer Seite gingen Weihbi-

schof Ferche* und der stellvertretende Generalvikar, Domkapitular Kramer, von der evangelischen Kirche Pfarrer Hornig, der spätere evangelische Landesbischof von Schlesien, und Pfarrer Dr. Konrad hin. Der Kommandant hat die vier Vertreter der Kirche in seinem Auto zur Universitäts-Bibliothek auf der Sandinsel abholen lassen, in deren Kellergewölben sich die Kommandantur gegen Ende der Festungszeit befand. Nach der Vorstellung durch Weihbischof Ferche hielt Pfarrer Hornig seine etwa zwanzig Minuten dauernde Ansprache vor General Niehoff, seinem Adjutanten und dem I A (Generalstabsoffizier). Partei-Instanzen waren nicht zugegen. Der Pfarrer schilderte die namenlosen Leiden der Zivilbevölkerung und hob den Gedanken hervor, dass es angesichts der übrigen Kriegslage nach dem Urteil der Stadtbewohner unverantwortlich erscheine, die Stadt weiter zu verteidigen. Die Rede klang aus in einen persönlichen Gewissensappell an den Angeredeten, er möge bedenken, dass er über seine zu treffende Entscheidung einst vor dem Ewigen Richter Rechenschaft abzulegen haben würde. – Es schloss sich eine etwa eine Stunde währende Unterredung an, in der General Niehoff den Geistlichen seinen Plan eines Ausfalles entwickelte, bei dem er mit allen Truppen die Linie der Russen durchbrechen und sich zu der zwischen dem Zobten und der Sudetenkette gelegenen Armee Schoerners durchschlagen wollte. Dem General wurde entgegengehalten, was dann aus der Zivilbevölkerung, vor allem aus den Kranken, Verwundeten, den Alten und Kindern werden solle, die man doch nicht allein lassen könne. Die Verhandlung wurde dann höflich abgebrochen, ohne dass eine bindende Antwort erreicht worden war. Doch hat nach Schilderung der Herren diese Ansprache von Pfarrer Hornig einen tiefen Eindruck auf den General gemacht. In der Stadt wurde die Tatsache der Vorsprache der geistlichen Herren mit hoher Genugtuung aufgenommen. Am Nachmittag wurde Pfarrer Hornig in seiner Wohnung von einem Offizier abgeholt. Zuerst fürchtete er die Inhaftierung, doch war dem nicht so. Es

* Weihbischof Ferche hat darüber persönlich dem Verfasser berichtet.

sollte am Nachmittag eine Beratung der Kommandeure bei General Niehoff stattfinden, und dabei sollte Pfarrer Hornig noch einmal sprechen. Das geschah. Die Kommandanten stimmten sichtlich zu, bis auf vier SS-Kommandeure, die sich ablehnend verhielten. – Der Gauleiter Hanke hatte inzwischen von der Aktion der Geistlichen gehört und Gegenmassnahmen ergriffen: Die nächste und letzte Festungszeitung enthielt Drohungen gegen defaitistische Elemente. – Nun stellten die Russen ein neues Ultimatum. Ein vernichtender Angriff sollte am Montag, dem 7. Mai 1945, stattfinden. Sonntag, den 6. Mai, früh sechs Uhr, flog ein Parlamentärflugzeug mit weisser Fahne von der Festung zu den Russen. Es fiel tagsüber kein Schuss. Als am späten Nachmittag Weihbischof Ferche und Stadtdekan Hornig nochmals bei General Niehoff vorsprachen, konnte er ihnen die Mitteilung machen, dass die Sache bereits in ihrem Sinne entschieden sei. Gauleiter Hanke hatte in der Nacht vom 5. zum 6. Mai 1945 (Sonntag) Breslau in einem Fieseler-Storch verlassen, der von dem unter so grossen Blutopfern der Bevölkerung erbauten neuen Rollfeld an der Kaiserbrücke aufgestiegen war. Es war das einzige Flugzeug, das dieses Rollfeld benutzt hat. Das Schicksal des Gauleiters Hanke ist nicht geklärt. Der Verfasser traf im August 1945 in W. in Thüringen einen Offizier, der gerade aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war und erzählte, er habe General Niehoff und Gauleiter Hanke in einem Offiziers-Gefangenenlager in Russland gesehen. Anderen Nachrichten zufolge ist Gauleiter Hanke auf seiner Flucht von Polen, die ihn nicht erkannten, erschossen worden. – Sicher ist, dass die Vorsprache der Geistlichen die Leidenszeit der Belagerung abgekürzt und den übriggebliebenen Rest von Breslau – etwa 70 Prozent der Stadt waren schon vernichtet worden – vor der endgültigen Zerstörung bewahrt hat. Nach den bisherigen furchtbaren Schicksalen der Festung Breslau konnte es keinem Zweifel unterliegen, dass die siegestrunkenen Sowjets entschlossen waren, ihre Drohung zu verwirklichen und das restliche Breslau dem Erdboden gleichzumachen. Andererseits war es

ein Glück für die Bevölkerung, dass die Kapitulation der Stadt erst einen Tag vor der allgemeinen deutschen Kapitulation erfolgt ist, nämlich am 7. Mai 1945. So konnten die Sowjets an der Breslauer Bevölkerung nicht mehr so handeln, wie sie es bis dahin mit den deutschen Zivilisten hinter der Front getan hatten: Dort war die männliche Bevölkerung, aber auch viele Frauen, meist nach dem Osten weit hinein nach Russland verschleppt worden, die Frauen den üblichen Beleidigungen und Misshandlungen ausgesetzt. Doch war das Leid der Breslauer Bevölkerung noch nicht zu Ende. Die Russen marschierten entgegen den Vereinbarungen, die die Übergabe auf die Morgenstunden des 7. Mai 1945 festgesetzt hatten, schon am Abend des 6. Mai in Breslau ein und begannen die fürchterlichen Plünderungen und Vergewaltigungen, unter denen die Bevölkerung schutzlos lange Monate leiden musste. So endete die Belagerung Breslaus nach einem dreimonatigen Verteidigungskampf. Man schätzt die Verluste der Breslauer Besatzung und Zivilbevölkerung auf insgesamt 40'000 . . .

Die Kämpfe im übrigen Schlesien

In Oberschlesien hatte der Gauleiter Bracht alle Evakuierungsmaßnahmen verboten, so dass dort fast die ganze Bevölkerung zurückgeblieben war. Niemand durfte seinen Arbeitsplatz verlassen, um die Produktion des einzigen noch intakten deutschen Industriegebiets nicht absinken zu lassen. Die russischen Armeen umfassten das Industriegebiet vom Norden und vom Süden her. Um den 22./23. Januar 1945 drangen sie in Gleiwitz und Beuthen ein. Auf den Zechenhalden wurde schon gekämpft, als die Bergleute noch in den Stollen arbeiteten. Die Lage der deutschen Truppen wurde so verzweifelt, dass Generalfeldmarschall Schoerner auf eigene Verantwortung die militärische Räumung des Industriegebietes und die Zurücknahme der darin eingesetzten 17. Armee bis zur Oder zwischen Ratibor und Cosel befahl. Für die Zivilbevölkerung war es schon zu spät. So konnte westlich des ober-

schlesischen Industriegebietes mit den zurückgenommenen Truppen noch eine Front aufgebaut werden, die im Wesentlichen bis zur Kapitulation am 8. Mai 1945 gehalten hat. Das Schicksal Oberschlesiens aber war furchtbar. Der grösste Teil der Einwohner der Industriestädte wurde vom Einmarsch der Russen überrascht: Die sowjetischen Panzer rollten ein, während in den Fabriken noch gearbeitet wurde. Die Erlebnisberichte aus diesen Tagen klingen fast unglaublich. Die Russen hatten monatelang Zeit, noch vor der allgemeinen Kapitulation das Schicksal der oberschlesischen Bevölkerung zu bestimmen. Eine der ersten Anordnungen waren Plakate der sowjetischen Kriegskommandantur, die im Industriegebiet in Oppeln und Brieg gefunden wurden und die Erfassung aller männlichen Zivilpersonen zur Zwangsdeportation in das innere Russland bezweckte: «Alle männlichen Einwohner von 17 bis 60 Jahren haben sich zwecks kurzfristigem Arbeitseinsatz im rückwärtigen Frontgebiet innerhalb 48 Stunden im Polizeiamt ... zu melden. Mitzubringen sind: zwei Garnituren Wäsche, eine Decke und wenn möglich ein Strohsack, Ausweispapiere und für 10-15 Tage Verpflegung. Wer dieser Anordnung nicht Folge leistet, wird vor ein Kriegsgericht gestellt und bestraft. Der Kriegskommandant.»²⁴ So wurden z.B. allein aus Hindenburg endlose Scharen, Hunderte, Tausende von Männern in den Meldestellen erfasst, in Lager gepfercht und dann weiter nach dem Osten verschleppt.*

Allein aus dem Sammellager Peiskretscham wurden damals 40'000 oberschlesische Männer nach Russland verladen.** Auch viele Frauen und Mädchen mussten im Viehwagen den Weg nach Sibirien und ans Eismeer antreten. Unterwegs war die Verpflegung sehr schlecht. Die Verschleppten erhielten manchen Tag gar nichts oder nur z.B. ½ Liter heisses Wasser. Die übrigen Tage nur ½ Liter Suppe und vielleicht 200 g Brot. Während der ganzen tagelangen Fahrt durften die stark verriegelten und noch stärker be-

* s. Dokumententeil Bericht Nr. 9.

** s. Dokumententeil Bericht Nr. 10.

wachten Waggonen nicht verlassen werden. So starben schon auf dem Transport ungezählte Menschen aus Schlesien und aus allen von den Russen eroberten deutschen Ostgebieten. Andere starben dann in den Lagern an den Folgen des Hungers und der Kälte bei schwerster Arbeit.* Die übrigen in Oberschlesien zurückgebliebenen Deutschen wurden vielfach in Lager gesperrt, die die Polen überall im Land eingerichtet hatten, z.B. in Cosel, in Gleiwitz, in Auschwitz, in Schwientochlowitz.²⁵ Man kann ohne Übertreibung sagen, dass damals Schlesien und der deutsche Osten ein einziges Konzentrationslager war. Bekannt sind die polnischen Straflager für Deutsche in Lamsdorf O/S., die Kasematten von Neisse und Grottkau.** Das Schicksal der schutzlos zurückgebliebenen Frauen in Oberschlesien und dem übrigen Schlesien war das allbekannte. Ohne Rücksicht auf körperliche Verfassung wurden Frauen und Kinder zu schwersten Arbeiten, zur Beseitigung der Trümmer, zu Massenbeerdigungen der Toten herangezogen. Furchtbar waren die Erlebnisse der Frauen, die die verwesenen Leichen russischer Soldaten und polnischer KZ-Häftlinge zum Beispiel in Lamsdorf und Landeshut mit den Händen ausscharrten, auf eine Bahre legen und zu einem neuen Massengrab schleppen mussten. Das Furchtbarste aber blieb das unaufhörliche Geschändetwerden von Frauen, Mädchen und Kindern. Ein Offizier der Roten Armee²⁶ berichtet von einem Mädchen aus Bunzlau, das während drei Wochen von mehr als 250 Soldaten vergewaltigt worden war. Er erklärt dieses furchtbare Unglück mit der Diagnose Tolstojs: «Die Grausamkeit des Menschen gegenüber dem Mitmenschen entsteht in unseren Tagen aus dem Mangel an Religion.» Ein russischer Kommandant gab dazu folgende Erklärung ab: «Man muss den Geisteszustand unserer jungen Leute und Soldaten verstehen. In was für einer Umgebung sind sie erzogen worden? Haben sie auch nur einen leisen Dunst, was das ist: die Rechte der menschlichen Persönlichkeit? Wie sollten sie wissen,

* s. Dokumententeil Bericht Nr. 7.

** s. Dokumententeil Bericht Nr. 27.

dass auch der Feind, sogar der besiegte Feind, gewisse Rechte besitzt? Der Mensch, der sein ganzes Leben vergewaltigt worden ist, kann nicht anders, als selber vergewaltigen.»²⁷

Das Verhalten der Roten Armee in Schlesien liess eindeutig erkennen, dass die Russen einen Verwaltungsapparat in diesen Gebieten einzurichten bewusst unterlassen hatten, weil es von Anfang an beschlossen war, diese Gebiete einem sowjetfreundlichen Polen zu überlassen. Überall in Schlesien, in jeder Stadt und jedem Dorf, wurden von den Russen Warenlager eingerichtet zur Erfassung des Beutegutes. Sogar die Fussböden, Türen, Türstöcke, Waschbecken, Lichtleitungen und Lichtschalter wurden demonitiert und nach Russland verladen. Dass Berge von Radioapparaten und Schreibmaschinen usw., die wochenlang ungeschützt im Freien lagen, in Millionenwerten vernichtet wurden, hatten die Schlesier überall beobachten können. In den ländlichen Gegenden wurde das Vieh alsbald von besonderen Kommandos abgeholt und, was nicht dem augenblicklichen Bedarf der Armee oder der Plünderer diente, zu gewaltigen Herden zusammengetrieben und in Trecks, in deren Verlauf das Vieh massenhaft verreckte, durch Polen nach Russland geführt.

Unterdessen ging der Kampf in Niederschlesien weiter. Von dem Brückenkopf von Steinau gingen die Russen weiter nach Westen vor. Bunzlau, Sprottau und Sagan fielen ihnen auf dem Weg in die Lausitz in die Hand. Auch in Niederschlesien geschah dasselbe wie in Oberschlesien: Plünderung ohne Mass, Schändung der Frauen, Verschleppung der Männer im Alter von 17 bis 60 Jahren in den Arbeitsdienst des Todes. Deshalb suchte sich überall die Bevölkerung unter Zurücklassung von Hab und Gut nach Sachsen zu retten. Furchtbar war die Blutnacht vom 2. zum 3. März 1945 in dem alten idyllischen Töpferstädtchen Naumburg a. Queis, in der eine grosse Anzahl Männer und Frauen, darunter drei Priester und einige Ordensschwestern, ermordet wurden.²⁸

Die Festung Glogau war am 12. Februar 1945 durch die Russen eingeschlossen worden. Es dürfte wenige Städte geben, die so viel

gelitten haben wie Glogau in der 50tägigen Belagerungszeit. In der Festung waren rund 5'000 Zivilpersonen zurückgeblieben. Am Tage der Übergabe, Ostern 1945, waren von ihnen noch rund 800 Personen am Leben. Kaum ein Haus ist von der Zerstörung durch Bomben und Beschiessung in der Belagerungszeit verschont geblieben. Alle vier Kirchen Glogaus haben schwer gelitten. Glogau ist bis heute eine Ruinen- und Leichenstadt, zu 98 Prozent zerstört.

Zur Zeit der Kapitulation verlief eine ziemlich feste Front durch Schlesien aus dem Raum von Guben am westlichen Neisse-Ufer entlang, dann ostwärts Görlitz über Lauban – Löwenberg – Striegau – Strehlen – Neisse – Jägerndorf-Troppau-Hultschin-Oderberg-Freistadt-Teschen.

Die Übernahme der Verwaltung durch die Polen

Noch vor der militärischen Kapitulation Deutschlands übernahmen die Polen bald nach dem Einmarsch der russischen Armeen in Schlesien die Zivilverwaltung, in den übrigen Teilen Schlesiens, die bis dahin noch in deutscher Hand geblieben waren, bald nach der Kapitulation. Die deutsche Bevölkerung, insbesondere auch die Katholiken, erhofften sich von den Polen eine Besserung ihrer Lage. Doch sollten sie schwer enttäuscht werden. Die Deutschen wurden für rechtlos, besitzlos und ehrlos erklärt; wie schon vorher in Oberschlesien, auch an vielen Orten Niederschlesiens in Lager gesperrt und sobald als möglich nach dem Westen abgeschoben. Hier ist zu beachten, dass die Austreibung der Deutschen noch vor der Potsdamer Konferenz von den Polen in Angriff genommen wurde.*

Mit grossen Hoffnungen erwartete die schlesische und ostdeutsche Bevölkerung die Potsdamer Konferenz, auf der die Vereinigten Staaten von Amerika durch Harry S. Truman, Sowjetrussland durch J.W. Stalin und Grossbritannien durch Winston S. Church-

* So erfolgte die systematische Austreibung der Deutschen aus Hindenburg schon am 24. Juli 1945, in manchen Gegenden noch früher.

ill sowie Clement R. Attlee vertreten wurden. Schon auf der Krim-Konferenz zu Jalta (3.-11. Februar 1945) war über die neuen Grenzen Polens zu Lasten Deutschlands verhandelt worden, doch hatte die deutsche Bevölkerung in der Masse darüber nichts erfahren. In Jalta war der Beschluss gefasst worden, ein starkes, freies, unabhängiges Polen zu errichten, und zwar sollte nach der Ansicht der drei alliierten Regierungschefs «die Ostgrenze Polens entlang der Curzon-Linie verlaufen», wobei sie in einigen Gebieten fünf bis acht Kilometer zugunsten Polens davon abweichen sollte. Sie erkannten an, dass Polen einen beträchtlichen Gebietszuwachs im Norden und Westen erhalten muss. Sie waren der Meinung, «dass die Ansicht der neuen Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit über den Umfang dieser Neuerwerbungen zu gegebener Zeit einzuholen ist, und dass die endgültige Festlegung der Westgrenze Polens danach bis zur Friedenskonferenz zurückzustellen ist».²⁹ Die Potsdamer Konferenz schloss am 2. August 1945. Bezüglich der Westgrenze Polens wurde in Abschnitt IX u.a. Folgendes vereinbart: «In Übereinstimmung mit dem bei der Krim-Konferenz erzielten Abkommen haben die Häupter der drei Regierungen die Meinung der Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit hinsichtlich des Territoriums im Norden und Westen geprüft, das Polen erhalten soll. Der Präsident des Nationalrates Polens und die Mitglieder der Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit sind auf der Konferenz empfangen worden und haben ihre Auffassungen im vollen Umfange dargelegt. Die Häupter der drei Regierungen bekräftigen ihre Auffassung, dass die endgültige Festlegung der Westgrenze Polens bis zu der Friedenskonferenz zurückgestellt werden soll. – Die Häupter der drei Regierungen stimmen darin überein, dass bis zur endgültigen Festlegung der Westgrenze Polens die früher deutschen Gebiete östlich der Linie, die von der Ostsee unmittelbar westlich von Swinemünde und von dort die Oder entlang bis zur Einmündung der westlichen Neisse und die westliche Neisse entlang bis zur tschechoslowakischen Grenze verläuft, einschliesslich

des Teiles Ostpreussens, der nicht unter die Verwaltung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken in Übereinstimmung mit den auf dieser Konferenz erzielten Vereinbarungen gestellt wird, und einschliesslich des Gebietes der früheren Freien Stadt Danzig unter die Verwaltung des polnischen Staates kommen und in dieser Hinsicht nicht als Teil der sowjetischen Besatzungszone in Deutschland betrachtet werden sollen.» Abschnitt XIII bestimmte u.a.: «Ordnungsgemässe Überführung deutscher Bevölkerungsteile. Die Konferenz erzielte folgendes Abkommen über die Ausweisung Deutscher aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn. Die drei Regierungen haben die Frage unter allen Gesichtspunkten beraten und erkennen an, dass die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, nach Deutschland durchgeführt werden muss. Sie stimmen darin überein, dass jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemässer und humaner Weise erfolgen soll.»³⁰ Die Abmachungen von Potsdam sind unterzeichnet worden von J.W. Stalin, Harry S. Truman und C.R. Attlee, dagegen nicht von Vertretern Frankreichs.

Es braucht im Einzelnen hier auf das Potsdamer Abkommen schon deshalb nicht eingegangen werden, weil Polen daraus keine Rechte gegenüber der Bevölkerung Schlesiens und Ostdeutschlands herleiten kann; denn «Polen» kann im Artikel XIII dieses Protokolls nur im staatsrechtlichen Sinn, also nur Polen in den Grenzen vom 1. September 1939, nicht in seiner tatsächlichen Ausdehnung als Besatzungsmacht, verstanden werden. Das Potsdamer Abkommen hat also nur die Ausweisung solcher deutscher Einwohner zugelassen, die sich damals innerhalb der Grenzen Polens vom 1. September 1939 befanden. Über die Zulässigkeit der Ausweisung der reichsdeutschen Bevölkerung aus den polnisch besetzten Ostgebieten östlich der Oder-Neisse ist in dem Protokoll nichts enthalten.³¹

Tatsächlich hat Polen sich nicht darangehalten, sondern Ostdeutschland als Bestandteil Polens behandelt und die schon vor

der Potsdamer Konferenz angefangene Aussiedlung der Deutschen danach in verstärkter Masse fortgesetzt und durchgeführt, um unter dem Schutze Russlands vollendete Tatsachen zu schaffen. Die beiden anderen Unterzeichner des Potsdamer Abkommens, Amerika und Grossbritannien, haben die Berechtigung dieser Handlungsweise niemals anerkannt und immer wieder darauf hingewiesen, dass vorbehaltlich einer endgültigen Entscheidung durch die Friedenskonferenz die ostdeutschen Gebiete nur vorläufig der Sowjetunion und Polen zugewiesen wurden.³²

Die ostdeutsche Not

Beginn einer Hungerkatastrophe³³

Als die Festung Breslau am 6. Mai 1945, zwei Tage vor der allgemeinen Kapitulation, ihre Tore dem Feinde öffnete, um weiteres unnützes Blutvergiessen zu vermeiden, waren in Breslau und dem schlesischen Raum, der nun von der Roten Armee besetzt wurde, noch genügend Lebensmittelvorräte vorhanden, um der Bevölkerung Schlesiens eine ausreichende Lebensmittelgrundlage zu gewähren. Dazu kam, dass die Ackerflächen im bisher unbesetzten Raum weitgehend bestellt waren und auch in den vorher besetzten Gebieten bei baldiger Rückkehr der zwangsweise evakuierten Bevölkerung die Möglichkeit bestand, noch Sommergetreide und Kartoffeln anzubauen. Bei der ausserordentlich günstigen Witterung des Jahres 1945 hätte die Ernährung in diesen Gebieten also ohne Schwierigkeit sichergestellt werden können.

Diese Aussichten wurden jedoch zunichte gemacht,

1. weil bald nach und nach durch die Besatzungstruppen fast der gesamte Viehbestand in Schlesien beschlagnahmt und nach dem Osten abtransportiert worden war, z.B. waren in einem grossen Dorf im Kreise Neustadt O/S. (Leuber) von 1026 Stück Rindvieh Anfang Juni 1945 nur noch 20 Stück vorhanden;

2. weil auch die übrigen Getreide- und Lebensmittelvorräte, auch Saatgut, von den Besatzungstruppen bzw. von den die Verwaltung in Schlesien übernehmenden Polen beschlagnahmt wurden; auch die privaten Lebensmittelvorräte der Bevölkerung sind in weitem Umfange durch Plünderung der Wohnungen verloren gegangen;
3. weil bald nach der Besetzung Schlesiens die landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte für die Ackerbestellung von den Russen beschlagnahmt wurden;
4. weil die aus Schlesien beim Vormarsch der Roten Armee von den deutschen Behörden zwangs evakuierte deutsche Bevölkerung, die nun nach der Kapitulation nach Schlesien zurückströmen wollte, von den Polen nicht über die Lausitzer Neisse nach Schlesien hereingelassen wurde, so dass eine Bestellung der Sommersaat weitgehend aus Mangel an landwirtschaftlichen Kräften vereitelt wurde;
5. weil die Ernte des Jahres 1945 von den russischen Erntekommandos weitgehend ohne genügende Berücksichtigung der Bedürfnisse der Zivilbevölkerung beschlagnahmt und abtransportiert wurde;
6. weil Massnahmen zur Lebensmittelversorgung der deutschen Bevölkerung nicht durchgeführt wurden.

Inzwischen waren die geringen privaten Lebensmittelvorräte, insbesondere die Winterkartoffeln, verbraucht worden. Eine regelmässige Lebensmittelzuteilung an die deutsche Bevölkerung war seit der Kapitulation in Breslau und anderen Orten nicht mehr erfolgt, nur geringe Zuteilungen an die arbeitende Bevölkerung, jedoch keinerlei Fett- oder Milchzuteilung. Die Bevölkerung suchte sich durch Entnahme von Kartoffeln aus den Mieten bis zu 40 km Entfernung von Breslau zu helfen. Die mühsam auf kleinen Handwagen oder auf dem Rücken herbeigeschafften Lebensmittel und Kartoffeln wurden den Leuten zum Teil wieder durch polnische Plünderer vor der Stadt abgenommen. Nachdem die alten Kartoffeln zu Ende gegangen waren, waren neue nicht zu bekommen.

Folge all dieser dargelegten Verhältnisse war eine Hungersnot, die viele Opfer forderte. So ist amtlich für Breslau, wo etwa

300'000 Deutsche zurückgeblieben waren, festgestellt worden, dass über 90 Prozent der Säuglinge, ein grosser Teil der übrigen Kleinkinder, vielfach die jungen Mütter und die alten Leute an Entkräftung starben. Die infolge der Fettarmut auftretende Ruhr forderte laufend viele Opfer, zumal auch die Medikamente zu Ende gingen, die der Beschlagnahme und Plünderung entgangen waren. Da die Apotheken meist nur Złoty (polnische Währung) in Zahlung genommen haben, waren Medikamente für Deutsche unerschwinglich. Aus demselben Grunde konnten Deutsche in die Krankenhäuser nur selten aufgenommen werden, da bei der Aufnahme (in Breslau) 200 Złoty erlegt werden mussten. Die Deutschen verkauften die wenige gerettete Habe, wie Bettwäsche, Kleidung, elektrische Öfen, Wertsachen usw. an Polen gegen Złoty, um notwendigste Lebensmittel kaufen zu können.* Man möge sich vergegenwärtigen, dass seit dem 8. Mai 1945 die Deutschen leben mussten, ohne polnisches Geld einzunehmen (als Gehalt oder Lohn) und ohne amtliche Lebensmittelzuteilungen zu erhalten. Die Not war unbeschreiblich gross, besonders in den Städten, während auf dem Lande noch Kartoffelmieten vorhanden waren und die Ernte im Sommer und Herbst 1945 meist eingebracht werden konnte. Für die Erntehilfe bei Russen und Polen erhielten die Deutschen etwas Brot und Suppe.

Dass in solcher Lage viele sich nicht mehr zu helfen wussten, liegt auf der Hand: die Zahl der Selbstmorde nahm beängstigend zu; sie wäre in Breslau noch grösser gewesen, wenn schon Kochgas geliefert worden wäre.

Die dargelegten Verhältnisse gelten mit geringen Abwandlungen auch für die übrigen von den Polen verwalteten deutschen Ostgebiete. Überall herrschte Hungersnot. Die Polen erhielten Lebensmittel in polnischen Geschäften, die Deutschen nicht, sie ver-

* Die Deutschen tauschten vielfach auch deutsches Geld (je nach Kurs 100 Mark = 100 Złoty, bisweilen auch 100 Mark = 200 Złoty, aber bei hohen und wechselnden Preisen, z.B. 1 Pfund Butter 180 Złoty).

suchten vom schwarzen Markt zu leben. Folge war dieselbe grosse Sterblichkeit wie in Schlesien, Kleinkinder waren kaum noch da.

Diese Notstände wurden von den kirchlichen Stellen in Schlesien gesehen und abzustellen versucht. Zu wiederholten Malen haben die Vertreter beider Konfessionen, von katholischer Seite Weihbischof Ferche und die Caritasdirektoren, bei den massgebenden Stellen unter Schilderung der katastrophalen Lage um Sofortmassnahmen zur Behebung der Hungersnot gebeten, insbesondere um Milch für die Säuglinge und Kleinkinder und Zuteilung von Lebensmitteln an die Pfarrämter zur Unterstützung der überall eingerichteten pfarrlichen Notküchen für die Hungernden. Die angegangenen Stellen, der polnische Stadtpräsident von Breslau (Oberbürgermeister) und der russische Kommandant von Breslau, haben darauf erklärt, sie seien ausserstande, Lebensmittel für die deutsche Bevölkerung zur Verfügung zu stellen. Der kommandierende russische General für Schlesien mit dem Sitz in Liegnitz, an den die Kirche verwiesen worden war, hat den kirchlichen Vertreter in dieser Sache trotz mehrfacher Bemühungen nicht empfangen.

Die Bevölkerungsbewegung in Schlesien im Jahre 1945

Am 15. Mai 1945, kaum zehn Tage nach der Kapitulation von Breslau, erschien der katholische polnische Bischof von Kattowitz, Adamski, in Breslau und erklärte dem stellvertretenden General-Vikar des Kardinal-Fürsterzbischofs Dr. Bertram, der seit Januar 1945 auf seinem Schloss Johannesberg in Jauernig (Tschechoslowakei) weilte, als Auffassung der polnischen Regierungsstellen u.a. Folgendes: In den von Polen besetzten Gebieten werde es keine Minderheitenfrage geben. Breslau und Stettin würden unbedingt polnisch, Lemberg mit Universität werde nach Breslau, Wilna mit Universität nach Stettin umgesiedelt, zirka viereinhalb Millionen aus den polnischen Ostgebieten kämen in den Raum

rechts der Oder; je eher die Deutschen aus diesen Gebieten freiwillig nach dem Westen gingen, umso besser für sie.

Diese Mitteilungen klangen damals völlig ungläubhaft. Bald hatte sich erwiesen, dass die Polen alles daransetzten, um die Deutschen aus den von Polen verwalteten deutschen Ostgebieten gewaltsam auszuweisen. Das heisst, es sollten in diesen Gebieten noch vor der allgemeinen Friedenskonferenz vollendete Tatsachen zugunsten der Polen geschaffen werden. Deshalb wurde auch den zu Beginn des Jahres 1945 von den deutschen Behörden gewaltsam Evakuierten der Rückweg in die ostdeutsche Heimat versperrt (auch einigen Mitgliedern des erzbischöflichen Generalvikariates von Breslau, die in Görlitz vergeblich auf die Einreise nach Schlesien und Breslau warteten).

Umfang und Ausmass der Bevölkerungsbewegung in Schlesien nach der Kapitulation gestalteten sich folgendermassen:

Bereits Mitte Juni 1945 lagen nach den von der Stadt Görlitz herausgegebenen gedruckten Mitteilungen 60'000 Rückwanderer nach Schlesien in der Stadt Görlitz und Umgebung. Das gleiche Bild boten die Städte zwischen Görlitz-Löbau-Bautzen usw. Trotz der in den Dörfern und an den Eingangs Strassen nach Görlitz angebrachten Aufrufe und Warnungen zogen täglich neue Rückwanderer zu den Neisse-Übergängen. Die schlesischen Rückwanderer mussten den Sudetengau, wohin sie seinerzeit zwangsweise evakuiert worden waren, verlassen. Am Abgangsort war ihnen in der Regel gesagt worden, dass der Weg in die Heimat nach Ober- und Niederschlesien offenstünde und dass sie mit Flüchtlings-Sonderzügen ab Grenzstation an den Heimatort befördert werden würden. Die Enttäuschung der Rückwanderer war umso grösser, da sich keine der geweckten Hoffnungen erfüllte, sie vielmehr auf ungeahnte Schwierigkeiten stiessen.*

In der zweiten Hälfte des Juni 1945 hat sich die an sich schon gespannte Lage besonders an der Görlitzer Neisse wesentlich verschlimmert.

* Vgl. auch Dokumententeil Bericht Nr. 1.

Am 21. Juni 1945 musste der östliche Teil von Görlitz (rechtes Neisse-Ufer) auf Anordnung der polnischen Kommandantur in der Morgenfrühe von der deutschen Bevölkerung in kürzester Frist geräumt werden. Tausende von Görlitzer Einwohnern flüchteten mit wenig Habe in die auf dem linken Ufer gelegenen Stadtteile.*

In den nachfolgenden Tagen wurden die Deutschen auch aus den Dörfern des Kreises Görlitz rechts der Neisse ausgewiesen. Görlitz verlor damit seine hauptsächlichsten landwirtschaftlichen Versorgungsgebiete.

Die Ausweisung der Deutschen ergriff dann bald auch die Nachbarkreise. Ein ununterbrochener Flüchtlingsstrom flutete aus Schlesien über die Neisse nach Westen in das Land Sachsen.

Anfang Juli 1945 ergoss sich der Strom der von den Polen vertriebenen Schlesier aus den Gegenden Glogau, Freystadt, Sagan, Sorau, Sommerfeld in breitem Fluss über Forst auch in die Niederlausitz. Man traf bereits Flüchtlinge aus Liegnitz (die Stadt musste am 27. Juni 1945 von der deutschen Bevölkerung geräumt werden), Hirschberg, Breslau, Oels, auch aus Oberschlesien usw. In den ersten Wochen sind nach Angabe der Pfarrer damals 20'000 Flüchtlinge täglich in Cottbus angekommen. Mitten unter den Trecks waren auch die Geistlichen, katholische und evangelische, die manchmal innerhalb einer halben Stunde aus ihrem Eigentum ausgewiesen worden waren. Völlig mittellos, oft auch der letzten Habseligkeiten an der Grenze durch polnische Plünderer beraubt, kamen sie in Cottbus an. In diese Hunderttausende hinein kam Ende Juli 1945 ein neuer Strom, die mit demselben scharfen Druck ausgewiesenen Sudetendeutschen, deren Züge einfach von Dresden bis nach Cottbus geleitet wurden, mitten in dieses Notgebiet hinein. Hier waren sie dem Elend der anderen preisgegeben. Man lenkte sie auf der Strasse weiter nach Luckau, Lübben und später bis nach Mecklenburg. Inzwischen kamen von Sachsen her weitere Tausende von Schlesiern, die anscheinend ohne Kenntnis der

* Also noch vor der Potsdamer Konferenz, die am 17. Juli begann und am 2. August 1945 beendet wurde.

schlesischen Verhältnisse aus Sachsen ausgewiesen, die alte Heimat suchten. Mitte August 1945 kamen dazu dann noch Tausende von arbeitsunfähigen Kriegsgefangenen, die selber kraftlos, mit einem Stück Brot entlassen, ohne Ziel vor den Toren ihrer Heimat standen, ohne sie betreten zu können.

Ab 23. Juni 1945 ist die Ausweisungswelle auch auf sächsisches Gebiet hinübergeschlagen. Die auf dem rechten Neisse-Ufer gelegenen Gemeinden des Kreises Zittau mussten auf Anordnung der polnischen Besatzung – meist binnen zwei Stunden – geräumt werden.

Nachdem die Reichsdeutschen aus dem Sudetengau vertrieben waren, kam die Ausweisung der eingessenen Sudetendeutschen aus ihrer Heimat in Gang; sie wurde rücksichtslos, aber auch planlos durchgeführt. Die Aussiedlung von drei Millionen Sudetendeutschen, die Presse- und Radionachrichten zufolge in eineinhalb Jahren stattfinden sollte, vollzog sich jetzt Hals über Kopf. Auch Domkapitel und Ordinariat Leitmeritz waren von der Ausweisung betroffen . . .

Die Hoffnungen auf ein Abstoppen oder eine humane Durchführung der Ausweisung der Ostdeutschen hatten sich nicht erfüllt. Im Gegenteil, die Ausweisungen wurden, anscheinend ermutigt durch die Beschlüsse der Potsdamer Konferenz, in verstärkter Masse und unter der gleichen unmenschlichen Behandlung auch im Herbst 1945 fortgesetzt.

Es war also eine Bevölkerungsverschiebung von ungeheuren Ausmassen in den deutschen Ostgebieten im Gange.

Die Lage der Flüchtlinge war, kurz gesagt, katastrophal. Evakuierte, die nach dem 8. Mai 1945 in wochenlangen Fussmärschen die Heimat glücklich erreicht hatten, wurden erneut ausgewiesen.*

In Görlitz war die Lebensmittelversorgung der einheimischen

* Ein Beispiel für viele, das dem Verfasser persönlich bekannt wurde: Eine Familie mit fünf Kindern im Alter von 4 Monaten bis 8 Jahren hat aus dem Sudetenlande einen Fussmarsch von 270 km bis Liegnitz gemacht, dann wieder über 100 km zu Fuss zurück bis zur Neisse und weiter . . . auf dem Rückmarsch immer wieder ausgeplündert, die Frauen ständig in Angst. Folge: völlige körperliche und seelische Erschöpfung.

Bevölkerung schon Mitte Juni 1945 ausserordentlich knapp, z.B. ein Kilo Brot auf die Woche, kein Fett, keine Butter, kaum Kartoffeln und nach dem wenigen noch Schlangestehen. In der ersten Juliwoche 1945 sollen die Görlitzer pro Kopf nur noch ein Viertel Kilo Brot erhalten haben. Flüchtlinge erhielten grundsätzlich überhaupt keine Lebensmittelzuteilung. Da die einheimische Bevölkerung trotz guten Willens bei der herrschenden Knappheit nicht mehr helfen konnte, waren sie aufs Betteln bei den Besatzungstruppen usw. angewiesen; schliesslich war Mundraub die letzte Rettung. Manche Flüchtlinge haben Gras gerupft, gekocht und verzehrt.

Fast in jeder Gemeinde waren Anschläge, dass Flüchtlinge sich längstens 24 Stunden aufhalten dürfen, bei längerem Verweilen wurden Strafen angedroht. Infolgedessen zogen die Flüchtlinge mit ihren Wägelchen ohne Ziel von einem Ort zum andern, z.B. in der einen Woche von Görlitz nach Zittau und in der folgenden wieder von Zittau nach Görlitz. Folge: der Kräfteverfall wurde bei dem dauernden Hin- und Herziehen und der unzulänglichen Ernährung täglich spürbarer und auch sichtbarer; eines Tages blieben sie dann vor Erschöpfung liegen. Viele Flüchtlinge waren infolge mehrfacher Ausplünderungen durch Russen und Polen ohne genügende Kleider und Wäsche. Kaum jemand hatte Winterkleidung. Es mehrten sich die Fälle, in denen Flüchtlinge kein Bargeld mehr hatten.

Die ärztliche Versorgung war völlig unzureichend. In der Nähe von Ostritz hat z.B. eine Frau im Kornfeld entbunden. Das nächste Krankenhaus war Gronau; der Ort von Polen besetzt, die Brücke gesperrt; Die Krankenhäuser in Görlitz (20 km) und Zittau (18 km) waren überfüllt. Krankentransportmittel fehlten. Besonders schlimm war die Kindersterblichkeit. Säuglinge waren schlechthin dem Tode verfallen; aber auch Kleinkinder unter drei Jahren konnten die Strapazen bei unzureichender Ernährung kaum überstehen. Medikamente waren kaum noch vorhanden; die wenigen vorhandenen wurden nur auf ärztliches Attest abgegeben. Die Sterblichkeit war erschreckend.

Die hygienischen Verhältnisse waren im allgemeinen unbeschreiblich; ständige Seuchengefahr bestand. Die öffentlichen Stellen, besonders die Städte, hatten notdürftige Auffanglager für die ersten Stunden errichtet, in Cottbus* z.B. in einem Fabrikgebäude, das halb zerstört war und ohne Fenster mit Betondielen. Hunderte lagen dort ohne Stroh, während in den Höfen auf Ziegellöchern die Holzfeuer loderten, wo die Leute ihre Suppe kochten.

Bei dieser materiellen Lage der Flüchtlinge war es nicht verwunderlich, dass die Mehrzahl völlig abgestumpft oder seelisch gebrochen war. Fast alle hatten ihre Existenzgrundlage und ihr Hab und Gut verloren; die meisten waren ohne Hoffnung, nur wenige besaßen noch die Energie, Möglichkeiten für Begründung einer neuen Existenz aufzuspüren.

Unter diesen Verhältnissen war eine aufbauende Seelsorge unmöglich geworden. Die Geistlichen konnten in dem Elendsgebiet nur mehr die Kranken mit den heiligen Sterbesakramenten versehen und Tote begraben. Das Bewusstsein, ein grenzenlos gewordenes Elend nicht mehr steuern zu können, zermürbte auch die idealsten Seelsorger. Darum waren die Seelsorger in diesen Gebieten körperlich der Erschöpfung und seelisch dem Zusammenbruch nahe.

Der Heilige Vater hat dann mit Handschreiben vom 1. November 1945 an die deutschen Bischöfe auch zur Not in Ostdeutschland in herzlicher Anteilnahme Stellung genommen.³⁴ . . . Die Stimme des Heiligen Vaters ist damals nicht gehört worden. Millionen Ostdeutsche mussten noch im Jahre 1945/46 ihre Heimat verlassen, unter ihnen Tausende katholischer Priester und Ordensleute.

Die Durchführung der Vertreibung

In einem breiten Streifen beiderseits der Sudeten, der vom Kampf verschont blieb, war die Bevölkerung und die dort untergebrachten schlesischen Flüchtlinge fast vollzählig im Land ge-

* Ende August 1945 hat der Verfasser diese Verhältnisse in Cottbus persönlich kennengelernt.

blieben. Bald nach dem Waffenstillstand am 8. Mai 1945 kehrten viele in die engere Heimat in Schlesien zurück. Dagegen konnten die nach Sachsen evakuierten Schlesier nicht mehr nach Schlesien zurückkehren, weil die polnische Miliz längs der Lausitzer Neisse sie daran hinderte. Das Breslauer Domkapitel schätzte Anfang 1946, dass mindestens acht Zehntel der einheimischen Bevölkerung überall dort zurückgeblieben sind, wo die Russen erst nach der Kapitulation hinkamen. In der Stadt Breslau waren im Sommer 1945 wieder 500'000 Deutsche. Im Ganzen wurde die deutsche Bevölkerung, die in den beiden schlesischen Provinzen im Frieden 5 Millionen betrug, Ende 1945 vom Breslauer Domkapitel noch mit ca. 3 Millionen berechnet.*

Bald nach dem Zusammenbruch begannen die Polen mit der Ausweisung der Deutschen. Ganz von Deutschen reingefegt wurden zuerst die Teile der Erzdiözese Breslau, die in der Provinz Brandenburg östlich der Oder liegen. Hier wurden auch die Geistlichen ausgetrieben, während man sonst im allgemeinen die deutschen Geistlichen zunächst belassen hat, auch wenn die Bevölkerung schon zum grössten Teil ausgewiesen war.**

Vor allem im Jahre 1946 wurde die Ausweisung der Schlesier im Grossen organisiert. Als ein Beispiel, wie es dabei zugeht, sei hier die Ausweisung aus Penzig geschildert:

«Die wiedergekehrte Bevölkerung, etwa 4'000 Personen, wurde morgens acht Uhr auf den Marktplatz bestellt. Es wurde verkündet, dass die Einwohner ausgewiesen seien. Sie hätten sich nach 1½ Stunden mit dreissig Pfund Gepäck pro Person auf dem Marktplatz wieder einzufinden. Der Platz war umstellt mit polnischen Soldaten und Maschinengewehren. Polnische Soldaten gingen mit den Bewohnern in die Häuser. Sie liessen kaum mehr Zeit

* Man nimmt für Anfang 1946 nur 1½ Millionen Deutsche in Schlesien an, was sicher zu niedrig berechnet ist, da allein in Oberschlesien heute [1952] noch etwa 1 Million Einheimische zurückgeblieben sind.

** Ende 1945 waren jedenfalls in Oberschlesien noch etwa 500 schlesische Geistliche an Ort und Stelle, in Niederschlesien ca. 480.

als dreissig Minuten, in den meisten Fällen nur fünfzehn Minuten zum Einpacken der Habseligkeiten und trieben die Menschen zum Teil mit Schlägen zurück zum Sammelplatz. Der Zug wurde zum Ortsausgang geführt und das Gepäck kontrolliert. Dabei wurden die Menschen ausgeplündert und nicht nur Uhren und Schmuck, nicht nur Geld und Lebensmittel, auch Essbestecke, Betten und Decken wurden ihnen weggenommen. Bei der ganzen Aktion wurde mit Knuten auf die Menschen eingeschlagen und scharf geschossen, und zwar so, dass die Einschläge kurz vor den Füßen der Leute in die Erde gingen.»

Von den Ausweisungen waren Priester, Ordensleute, auch kranke, alte Leute* nicht ausgenommen.

Allgemeines Entsetzen hat die grauenvolle Todesfahrt eines Breslauer Vertriebenen-Transportes erregt, der am 16. Dezember 1946 in Breslau abging. In ungeheizten Güterwagen bei einer Kälte von 20 bis 25 Grad mussten 1'600 Schlesier, die als Verpflegung nur einmal etwas Brot und einen Hering erhalten hatten, aushalten, bis sie am 23. Dezember in Bückeburg eintrafen. Schon auf dem Transport waren 35 Todesopfer zu beklagen; insgesamt mussten 141 Personen in Krankenhäusern untergebracht werden, in denen noch viele den Erfrierungen, Lungenentzündungen und schweren Kreislaufstörungen erlegen sind.³⁵

In einer Predigt am 1. Juni 1947 in der Berliner Marienkirche erklärte der evangelische Bischof Dibelius, dass die Vertriebenen aus den Ostgebieten zu Tausenden an den Folgen der unmenschlichen Strapazen gestorben und verscharrt worden sind.³⁶

Nach der Volkszählung vom 29. Oktober 1946 befanden sich im Bundesgebiet insgesamt 1'622'907 Schlesier, d.h. Personen,

* Die Krankenhäuser und Altersheime in Breslau erhielten am 22. Juni 1946 die Mitteilung, dass sie bis 14 Uhr sämtliche Kranke und alten Leute zum Abtransport fertig machen müssten. Trotz strömenden Regens wurden die Patienten in offenen Wagen auf den Freiburger Bahnhof gebracht. Es handelte sich um über 500 Kranke und alte Leute, für die der plötzliche Abtransport in Güterwagen ungeheuer aufregend und anstrengend war, so dass auf der Fahrt mehrere Todesfälle zu verzeichnen waren.

die am 1. September 1939 ihren Wohnsitz in Schlesien östlich der Oder-Neisse hatten. Davon befanden sich in:

Schleswig-Holstein	56 412
Hamburg	12 174
Niedersachsen	626 087
Nordrhein-Westfalen	346 990
Bremen	6 628
Hessen	71 231
Württemberg-Baden	49 215
Bayern	434 281
Rheinland-Pfalz	7 415
Baden	4 439
Württemberg-Hohenzollern (einschl. Kreis Lindau)	8 035 ³⁷

Nach der Volkszählung vom September 1950 befanden sich im Bundesgebiet 4'469'460 Personen und in der Sowjetzone 4,4 Millionen Personen, die am 1. Januar 1939 ihren Wohnsitz in den polnisch besetzten deutschen Ostgebieten östlich der Oder-Neisse hatten. Wieviel davon Schlesier sind, ist nicht veröffentlicht worden, doch sind schätzungsweise rund 2'204'000 Schlesier heute im Bundesgebiet und 1,3 Millionen Schlesier in der Sowjetzone. Dazu kommen rund 100'000 Schlesier in Westberlin, so dass sich also in den vier Besatzungszonen 1955 im Ganzen rund 3'604'000 Schlesier befanden. Die polnische Bevölkerungsstatistik³⁸ gibt in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten rund 1 Million sogen. Autochthonen an, davon dürften 200'000 auf Ermland (Masuren) entfallen und der Hauptteil von 800'000 auf Schlesien. Wie oben schon dargelegt wurde, ist die zweisprachige Bevölkerung in Oberschlesien vor allem auf dem flachen Lande zum Grossteil zurückgeblieben und hat die polnische Staatsbürgerschaft erhalten. In Niederschlesien dürften etwa 20'000 Schlesier, davon der Hauptteil im Waldenburger Industriebezirk, festgehalten worden sein, so dass 1955 noch im Reichsgebiet in den Grenzen von 1937 rund viereinhalb Millionen Schlesier gewohnt haben.³⁹

Nach neuen Berechnungen sind ausser den Kriegstoten (Gefallenen) 2'500'000 Zivildeutsche zu Tode gekommen, davon 1,5 Millionen in den Gebieten östlich der Oder-Neisse. Da die schlesische Bevölkerung beim Ausgang des Krieges etwa die Hälfte der Bevölkerung östlich der Oder-Neisse ausmachte, dürften also auf Schlesien mehrere hunderttausend Tote entfallen⁴⁰, die im Ausgang des zweiten Weltkrieges als Zivilpersonen den Tod gefunden haben.

Dokumente

Allgemeine Berichte

Bericht Nr. 1

Die westliche Neisse – so nannte die Potsdamer Konferenz die Lausitzer oder Görlitzer Neisse – ist zum Schicksalsfluss des schlesischen Volkes geworden. An ihren Ufern spielt sich eine Tragödie ab, die mit zu den grausigsten Geschehnissen der Weltgeschichte gehören wird. Das deutsche Volk weiss noch wenig von der Not, dem Hunger und dem Elend, von dem grausigen Massensterben, von den brutalen Ausweisungen und den Unmenschlichkeiten, die das schlesische Volk ertragen muss. Was ich in meiner schlesischen Heimat erlebte, hat mich tief erschüttert und ich halte es für meine Pflicht, meine Erlebnisse schriftlich niederzulegen, in der Hoffnung, dass berufene Menschen davon Kenntnis nehmen und bereit sind, mit allen Kräften sich helfend einzusetzen. Ich war sieben Wochen an der Neisse und bin am 16. 8.45 nach meinem derzeitigen Wohnsitz Waldsassen in der Oberpfalz zurückgekehrt.

Auf meinem Wege nach Schlesien traf ich auf den Strassen durch Bayern, Thüringen und Sachsen grosse Trecks heimziehender Schlesier. Sie waren zum Teil ihrer Heimatsehnsucht gefolgt und hatten sich freiwillig aus ihren Auffanggebieten in Marsch gesetzt; ein grösserer Teil der Rückkehrenden war aber aus den Auffanggebieten ausgewiesen und durch den Entzug der Lebensmittelkarten und das Versagen einer weiteren Aufenthaltsbewilligung gezwungen worden, den Weg in die Heimat anzutreten. Im Raum von Dresden begegneten den in östlicher Richtung sich bewegenden Trecks der heimziehenden Schlesier zuerst einzelne, kleinere, dann grössere und später endlose Kolonnen, die von

Schlesien aus westwärts zogen. Während die in Richtung Schlesien ziehenden Trecks noch mit hochbepackten Planwagen die Strassen entlang fuhren und voller Hoffnung waren, bald in der Heimat neu beginnen zu können, kam von Schlesien her ein Elendszug von Ausgewiesenen: niedergeschlagene, halbverhungerte Menschen schleppten sich über die Strassen. Sie zogen auf Handkarren und schoben auf Kinderwagen armselige Gepäckstücke. Ich sah ein Fuhrwerk ohne Pferde, vor das sechs Kinder gespannt waren und an dem eine schwangere Frau schob. Ich sah Siebzigjährige, die sich mit einem Handwagen abquälten. Ich sah Borromäerinnen, die an Stricken, die sie sich um die Brust gelegt hatten, Wagen zogen. Ich sah ehrwürdige katholische Geistliche, die mit ihren Gemeinden daher kamen und ebenfalls Wagen zogen und Karren schoben. Und immer riefen die hoffnungslos gewordenen den nach Schlesien Zurückkehrenden zu: «Kehrt um! Es hat keinen Zweck, weiterzufahren. Ihr könnt nicht über die Neisse! Der Pole nimmt euch alles weg. Er wird euch wie uns ausplündern und aus Schlesien hinauswerfen. Geht wieder dorthin zurück, woher ihr gekommen seid!» Überall entstand Ratlosigkeit und Verwirrung. Viele glaubten nicht und fuhren weiter; wieder andere kehrten um.

Ich kam Görlitz, der grossen Stadt an der Neisse, näher. Zehntausende von Menschen stauten sich hier auf den Strassen. Ein unbeschreibliches Bild des Jammers! An Bäumen und Telegraphenmasten klebten Zettel: «Görlitz steht vor der Hungersnot! Trotz der seit Wochen bestehenden Zugangssperre in Görlitz-Stadt und Görlitz-Land steigt die Bevölkerungszahl katastrophal. Allein im Landkreis beträgt der Zustrom 20'000 Menschen. Weder der Landkreis noch der Stadtkreis haben Lebensmittel für die Flüchtlinge. Mit einer Öffnung oder Lockerung der jetzigen Sperre nach dem Osten ist nicht zu rechnen. Alle Versuche, das Flüchtlingsproblem örtlich zu lösen, sind gescheitert. Rückwanderer und Flüchtlinge, sucht sofort andere Orte auf, in denen diese Not nicht herrscht! Beachtet ihr diese Warnung nicht, so setzt ihr euch der Gefahr aus, Hungers zu sterben. Görlitz, den 21. Juni 1945. Stadt- und Kreisverwaltung.»

Niemand war da, der die Flüchtlingsströme leitete. Man fand nur folgenden Aushang: «Flüchtlinge dürfen nicht hierbleiben, sie müssen weiterfahren nach Brandenburg, Mecklenburg und Pommern.» Aber auch aus diesen Gebieten kamen bereits Flüchtlingsgruppen zurück mit den Berichten, dass dort kein Platz sei, weil diese Gebiete überfüllt seien von ausgewiesenen Ostpreussen, Westpreussen und Pommern aus dem Gebiet östlich der Oder, und dass man sie für neu hinzukommende Flüchtlinge gesperrt hätte. Landjäger und Polizei kontrollierten Dörfer und wiesen alle Flüchtlinge aus, die keine Aufenthaltsbewilligung hatten. «Weiterfahren! Weitergehen!» lautete die Parole. Aber wo ein Unterkommen finden, wo ein Essen für die verhungernenden Menschen! Das konnte einem niemand sagen. Ich sprach mit dem Pfarrer in Jauernig bei Görlitz, der immer führend in der Caritas tätig war. Er hatte zusammen mit dem Bürgermeister ebenfalls sein Dorf abgeriegelt und gegen neuen Zuzug gesperrt. Auf meine Vorhaltungen hin sagte er: «Wir können nicht mehr anders. Wir müssen hart sein. Unsere Lage ist diese: Ein Rettungsboot, das 6 Leute fasst, ist schon mit 10 Leuten besetzt. 20 weitere kommen angeschwommen und wollen sich an das Boot klammern. Wenn wir die 10 Leute, die wir schon im Boot haben, retten wollen, müssen wir den 20 anderen verweigern, zuzusteigen, weil sonst alle ertrinken müssen.» ..

Die Einwohner von Görlitz sehen aus wie wandelnde Leichen: Wachsbleich, eingefallen und abgemagert zu Skeletten. Die Normalverpflegung in Görlitz zur Zeit meines Dortseins: pro Woche 250 g Brot, 50 g Fleisch, 3 Pfd. alte oder 1 Pfd. neue Kartoffeln. Ich sprach mit dem Wohlfahrtsdirektor Stadtrat Giese, mit den Leuten des Wohlfahrtsamtes, mit den Pfarrern der drei katholischen Gemeinden: Erzpriester Bollmann, Pfarrer Buchali, Kuratus Gebel. Alle waren verzweifelt, niemand kann mehr helfen. Alle örtlichen Hilfsquellen sind erschöpft. Den Männern sah man an, dass sie selbst am Ende ihrer Kräfte waren. Ich ging durch die Flüchtlingslager; grosse Säle, die früher den Festen und der Feier dienten und jetzt zu den Stätten des Elends und des Todes gewor-

den sind. Den Flüchtlingen kann hier nur ein Dach über dem Kopf geboten werden; sie dürfen nur einen Tag bleiben, dann müssen sie weiterziehen. Irgendwelche Verpflegung kann ihnen nicht gegeben werden. Aber es gibt viele Menschen, die nicht weiterziehen können, deren Kräfte am Ende sind und die hinsiechen. Täglich kommen Rollwagen und holen die Leichen der Verhungerten ab. 16 Särge zählte ich auf einem Rollwagen, Särge von Erwachsenen und Kindern. Und ich traf diesen Rollwagen mehrmals täglich in der Stadt. Eine Aufnahme, die ich in der Nikolaikirche von Görlitz machte, zeigt 114 Särge, die Toten von zwei Tagen! Was steht hinter diesen Zahlen! Ich sah Menschen auf der Strasse zusammenbrechen, weil sie vor Hunger nicht mehr weiterkonnten. Ich sprach mit Menschen aus meinem Heimatort, meiner eigenen Schwester, meiner Schwägerin mit ihren fünf Kindern, die seit fünf Wochen kein Stück Brot mehr gegessen hatten und nur von Rüben lebten, die sie sich von den Dörfern aus den Mieten holten. Meine eigene Mutter ist an Entkräftung gestorben. Das Vieh aus den Dörfern ist abgetrieben worden, und deshalb sind die Runkelrüben, die als Viehfutter dienen sollten, noch in den Mieten. Aber wenn es kein Vieh mehr gibt, gibt es auch keine Milch mehr für Kinder, auf keinen Fall mehr für die Flüchtlingskinder. Und es gibt auch keine Butter. Und kein Fleisch mehr. Vor den Geschäften, in denen Lebensmittel verkauft werden, stehen Schlangen in einer Länge und Breite, wie ich sie vorher noch nie gesehen hatte.

Grausig sind die Bilder an der Neisse: An jedem Baum, an jedem Haus hängen Zettel, Suchzettel, z.B.: «Wohlauer! Familie Richard Höhne ist in Richtung Niesky weitergezogen! Wer unsere Tochter Marianne Höhne findet, gebe ihr Nachricht!» In solchen Fällen handelt es sich um Mädchen, die von Polen an den Neissebrücken angeblich für Ernteeinsatz zurückgehalten wurden, während die verzweifelten Angehörigen oder Eltern weiterziehen mussten. Oder der zurückkommende Soldat, der nicht über die Neisse nach Schlesien kann, sucht Frau und Kinder. Oder Frauen und Kinder, die weitergezogen sind, geben die Richtung an, in der

sie sich bewegen, damit andere Familienmitglieder, zumeist die heimkehrenden Soldaten, sie finden sollen. Und wie viele Familien sind versprengt worden! Ein Beispiel: «Günterdorfer! Wir haben Hans und Joachim von Familie Willi Einert gefunden und mit uns genommen und ziehen in Richtung Bautzen nach der Provinz Sachsen weiter. Unterschrift.»

Die Brücken, die über die Neisse führen, sind gesprengt. Über eine Notbrücke flutet der Strom der Flüchtlinge, die von den Polen ausgewiesen in endlosen Zügen über den Fluss kommen. Man sieht, wie polnische Soldaten am Ostufer die Züge anhalten, die Wagen ausplündern, den Menschen Gepäckstücke wegnehmen, die Pferde ausspannen. Niedergeschlagen oder auch gleichgültig oder leise vor sich hinweinend oder laut schimpfend über diese Rechtlosigkeit ziehen sie nach Görlitz hin, in die Stadt, in der sie Rettung erwarten. «Wenn wir erst nur mal über der Neisse sind!», hiess es auf dem langen Weg von Gleiwitz und Beuthen, von Brieg und Ohlau, von Breslau, Oels und Namslau, von Militsch und Trachenberg, von Liegnitz, Schweidnitz und Bunzlau und aus den Orten des schlesischen Gebirgslandes. Hunderte von Kilometern wurden sie über die Strassen getrieben und immer wieder ausgeplündert, aber die Neisse war ihnen Ziel, dort hofften sie auf Hilfe und auf Rettung. Nun bricht hier für sie alles zusammen. Niemand ist da, der ihnen helfen kann. Keiner weist ihnen einen Weg in die Sicherheit und zu einer vorläufigen Unterkunft. Sie bleiben sich selbst überlassen, sie werden mitleidslos weitergetrieben wie Aussätzige von Ort zu Ort. Ich hörte eine Frau sagen: «Treibt uns doch auf grossen Koppeln zusammen, stellt ringsum Maschinengewehre auf und schießt uns nieder, aber macht es kurz.» Ich hörte, wie ein Mann aus Myslowitz sagte: «Dieser Strick ist das Letzte, was sie mir gelassen haben, an dem ich mich heute noch erhängen werde.»

Ungeheuer steigt die Zahl der Selbstmorde in Görlitz. Während im Jahre 1944 insgesamt 38 Selbstmorde auf eine Bevölkerung von ca. 94'000 Einwohner vorgekommen sind, waren bereits in den ersten fünf Monaten des Jahres 1945 bei einer Bevölkerungs-

zahl von 62'000 234 Selbstmorde zu verzeichnen. Nach Angaben des Städtischen Wohlfahrtsamtes ist die Zahl der Selbstmörder in den Monaten Juni und Juli um ein Vielfaches gestiegen. Die Zahl für das Kreisgebiet ist noch nicht bekannt.

Am Westufer der Neisse stehen Tausende von Menschen in der Hoffnung, doch noch einmal über die Brücke zu können. Meist sind es Soldaten, die zurückkehren und in die Städte und Dörfer wollen zu ihren Angehörigen. Immer wieder versuchen es die Wagemutigen, über die Neisse zu entkommen, und Tag und Nacht hallten die Schüsse der polnischen Posten, die rücksichtslos auf jeden schiessen, der sich dem Ufer nähert. Ich habe es selbst erlebt, wie drei Frauen aus meinem Heimatort in der Nähe meiner Heimatstadt an der Neisse erschossen wurden.

Ich ging an der Neisse mehr als 100 km entlang und sah überall das gleiche Bild. Am furchtbarsten waren die Zustände am Neisseübergang zwischen Görlitz und Penzig bei den Orten Lissa und Zodel. Hier wurde den Flüchtlingen fast alles weggenommen. Die Pferdewagen mussten stehenbleiben. Wagen stand an Wagen, ein unübersehbarer Zug, kilometerlang. Die Ausgetriebenen und Ausgeplünderten kamen nach dem Westufer. Hier war es auch, wo bei fast allen Trecks die Mädchen zurückgehalten wurden. Aber ich sah ähnliche Bilder in Rothenburg und an dem Neisseübergang in Muskau, wo die Flüchtlingszüge durch die Weisswasser kamen. Millionen von Schlesiern sind in den letzten Wochen ausgewiesen worden. Ich selbst gehöre dazu und habe von meinem Besitztum, einer grösseren Glashütte, nichts anderes als einen auf einem Vervielfältigungsapparat abgezogenen Zettel: «Bescheinigung. Der Inhaber dieser Bescheinigung . . . und vier Personen aus Penzig in Schlesien sind Flüchtlinge und wurden durch die polnische Kommandantur am 20. Juni 1945 ausgewiesen und enteignet. Stempel. Unterschrift.»

Ich sprach während meines siebenwöchigen Aufenthaltes in Schlesien mit Tausenden von Flüchtlingen. Keiner glaubte, dass die Grenzziehung eine endgültige ist, dass man ganz Schlesien,

vor allem das rein deutsche Nieder Schlesien, bis an die Görlitzer Neisse den Polen übergeben könnte. Keiner glaubt an diesen Wahnsinn, und alles klammert sich an die Hoffnung, dass eine Vernunftslösung kommen muss und dass man wieder zurückkann. Mir gelang es, zweimal über die Neisse zu kommen. Ich ging durch menschenleere Orte östlich der Neisse. Ich war in meiner zerschossenen Heimatstadt, in der nur wenige Polen und einige zurückgehaltene deutsche Handwerker und Bauern lebten. Die Häuser sind ausgeplündert. Die Lastkraftwagen der Polen rollten die Möbel ab. In den Gärten hingen Bäume und Sträucher voller Obst. Die Ernte auf den Feldern wurde nur notdürftig geborgen, während westlich der Neisse die Menschen verhungern.

In allen Orten Schlesiens, die vom Kampfgeschehen nicht so stark in Mitleidenschaft gezogen worden waren, sind die Bewohner zurückgeblieben und Hunderttausende sind nach Beendigung der Kämpfe in ihre zerschossenen Städte und Dörfer zurückgekehrt und hatten mit dem Neuaufbau begonnen. Die Felder sind bestellt worden, überall wurde gearbeitet. Millionen Menschen sind durch den Ausweisungsbefehl der Polen in Bewegung gesetzt, von Haus und Heimat und von ihren erntereifen Feldern vertrieben worden. Dem Elend und Hunger preisgegeben.

Bericht Nr. 2

Es war am 11. Februar 1945, an einem Sonntagmorgen, früh 3 Uhr. Wir hörten ein Gedröhne, und Schüsse knallten um unser Haus. Wir sprangen aus den Betten, zitterten am ganzen Leibe, bekamen vor Schreck kaum die Kleider an, russische Panzer fuhrten in unser Dorf ein. Nun die Sorge, was wird kommen, was steht uns bevor?

Die ersten zwei Tage gingen erträglich vorüber. Meine Mutter

musste an Lebensmitteln hergeben, was die russischen Soldaten verlangten, und mein Vater musste sich schweren Herzens von seinen Pferden trennen. Wir hatten eine schöne Landwirtschaft.

Am 13. Februar abends musste das Niederdorf geräumt werden, dahin kam russisches Militär. So lag nun in der kommenden Nacht bei uns im Keller eine ganze Anzahl Menschen. Draussen schoss es fürchterlich, die Front war ganz nahe, wir glaubten fast, sie käme nochmal zu uns zurück. Am nächsten Morgen aber, wir hatten kaum allen Leuten was zu essen gegeben, kamen auch in unser Gehöft russische Soldaten. Im Moment mussten wir räumen. Wir wussten gar nicht, was wir schnell noch greifen sollten, zum Mitnehmen, was zu essen und ein Bett, das war alles. Wir flüchteten uns dann in den Wald. Dort waren zwei Häuser, die Forsthäuser, wo wir wochenlang zu mehreren Hunderten hausten. Wir waren 40 Menschen in einem ganz kleinen Zimmer, kauerten Tag und Nacht, Mann an Mann, auf dem Fussboden. Andere lagen wieder in den Ställen, im Keller und in der Scheune. –

Dann kam der 15. Februar, für uns ein unvergesslicher Tag. Am Vormittag gingen junge Burschen ins Dorf hinein. Mein Vater beauftragte den einen, doch einmal in unsern Hof zu gehen und den armen hungrigen Tieren etwas Futter zu geben. Als sie zu Mittag in den Wald zurückkamen, sagten sie: «Herr B., bei Ihnen brennt's!» Wir hatten keine Ruhe, wollten sehen, ob noch was zu retten war, besonders das Vieh, und gingen darum gleich, meine Eltern und ich, hinein. Von weitem sahen wir schon, dass alles vergebens war. Die Kühe, Schweine und Schafe liefen draussen im Schnee herum, und beim Brand war nichts mehr zu retten. Ein Elend für Mensch und Tier. Am Nachbarhaus schlugen sie eben einen alten Mann halbtot, weil er einer auch schon älteren Frau beistehen wollte, als sie vergewaltigt wurde. Dann trafen wir noch unsern Ukrainer, der lange Zeit bei uns gearbeitet hatte, und fragten ihn wegen unserem Haus. Er sagte, die Russen hätten so stark getrunken und wären dann auf den Boden gegangen und auf ein-

mal wäre alles in Flammen aufgegangen. Wir gingen nun wieder zum Dorf hinaus, dem Walde zu.

Plötzlich schoss es hinter uns. Wir sahen zwei Russen, die uns verfolgten. Wir wurden beschossen, mussten stehenbleiben, wurden misshandelt und geschlagen und wieder ins Dorf zurückgetrieben. Sie stiessen uns in ein Haus hinein, wo auch russische Offiziere waren. Jetzt logen diese zwei Russen den Offizieren wahrscheinlich etwas vor, denn gleich wurde mein lieber Vater von uns gerissen und meine Mutter und ich mussten in dem Haus Zurückbleiben, darin waren auch noch unzählige Deutsche. Wir durften nun nicht sehen, wo mein Vater hinkam. Bekannte haben es gesehen, wie er abgeführt wurde. Man hat ihn immer hingestossen, dann hat er wieder aufstehen müssen. So wurde er weitergetrieben. Er hätte so geweint und gebeten: «Ich hab doch niemanden was getan.» Es half alles nichts, es sind ja Unmenschen. Er war schwerkriegsbeschädigt vom ersten Weltkrieg her, er hatte ein steifes Bein und einen steifen Arm. So ein armer wehrloser Mensch wurde so zu Tode getrieben. –

Acht Tage lang warteten wir nun vergebens auf die Rückkehr meines Vaters. Da kam eines Morgens unsere Nachbarsfrau und sagte, wir sollten doch einmal gehen, am Dorfende liegt ein toter Mann, er wäre nicht zu erkennen. Wir liefen hin und erkannten in dem Toten doch meinen lieben, guten Vater. Er war auf die grausamste Weise ermordet worden, erstochen und erschlagen. Die Kleidung war ganz schmutzig und blutig, die Hände voll Dreck, verkrampft, der Kopf zerstoichen. Ein kaputtes Gewehr lag neben ihm. Wir konnten vor Schreck nicht mehr weinen.

Wir durften keinen Toten bergen, wir mussten die Leiche richtig wegstehlen. Unser Nachbar, der mir auch so leid tut, denn er wurde später auch noch ermordet, half uns die Leiche des Vaters bis in den Wald bringen, wo wir sie beerdigten. –

Wochen und Monate vergingen in Angst und Schrecken, jeder Tag brachte was Neues. Viele Männer wurden noch ermordet. Wer halberwege arbeitsfähig war, wurde aufs Gut zur Arbeit verpflichtet. Dort war das ganze Vieh von den Bauern zusammenge-

trieben. Auch sonntags mussten wir schwer arbeiten, für nichts. Das letzte bisschen, was wir an Lebensmitteln noch hatten, wurde uns abgenommen. Der umliegende Wald lag ganz voll Russen, die hatten sich dort eingebunkert. Diese kamen Tag und Nacht, scharenweise, plündern und vergewaltigen.

Man konnte sich kaum helfen, und keiner durfte sich widersetzen. Alte, 70-, 80-jährige Frauen blieben auch nicht verschont. Sogar nicht Hochschwangere und Wöchnerinnen.

Die armen Kinder, wie alt sie auch waren, mussten dies alles mit ansehen. Viele Frauen und Mädchen wurden geschlechtskrank und mussten so dahinsiechen, es war doch keine Hilfe da. Steckten sie dann einen Russen an, wurden sie höchstens noch erschossen. –

Meine Mutter hatte damals auch schweren Gelenkrheumatismus bekommen und konnte nicht mehr laufen. Es war Gottes Schickung, dass sie wieder einigermaßen gesund war, als wir am 26. Juni 1945 vom Polen aus unserer Heimat vertrieben wurden. So unsagbar schwer es auch war, die Heimat verlassen zu müssen, dankten wir doch Gott, dass er uns von diesem Unheil befreite. Mit unserm kleinen Handwagen, worin wir nur noch ein Bett hatten, das andere war uns alles genommen worden, zogen wir elf Wochen umher, ehe wir Unterkunft bekamen. Keine Versorgung, keine Lebensmittelkarten, wir haben nur vom Betteln gelebt. Von Haus zu Haus sind wir gegangen und haben uns immer wieder für einen Tag das Essen erbeten. Geschlafen haben wir nur in Scheunen. Wer zum Arbeiten diente, bekam leichter Unterkunft. Bei uns war aber meine Tante mit vier Kindern, und Kinder wollte keiner aufnehmen. So zogen wir immer aus einer Provinz in die andere, bis wir endlich nach grossem Bitten auf der Provinzialverwaltung in Halle, Sachsen, Unterkunft bekamen.

Die Hoffnung, dass wir wieder in die Heimat kommen, hält uns nur noch hoch und gibt uns immer wieder neuen Lebensmut, sonst könnte man manchmal verzweifeln.

Bericht Nr. 3

Das Jahr 1944 näherte sich seinem Ende. Viele schwere Tage lagen bereits hinter uns, viele würden noch kommen, das war uns klar . . . Schon kurze Zeit später waren wir Menschen der Strasse. Der Ort musste zwangsweise geräumt werden. Bei eisiger Kälte ging es tagaus, tagein über verschneite Strassen dem Westen zu. Viele ältere Menschen starben unterwegs, viele Kinder erfroren. Immer wieder konnte man sehen, wie unterwegs Mütter ihre toten Kinder begruben und ... sie weinten nicht einmal mehr.

Der Hauptstrom der flüchtenden Schlesier ergoss sich in den Sudetengau. Niemand kannte das Reiseziel. Es war ein Trauerzug furchtbarster Art, der sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend dem Auge darbot. Sollte man nicht doch die in der Heimat Zurückgebliebenen um ihr Los beneiden? Das Furchtbarste war, dass die Familienangehörigen – Männer von ihren Frauen, Frauen von ihren Kindern – oft nichts mehr voneinander wussten, denn schon viele Tage vor Beginn der Flucht waren telefonische und telegraphische Verbindungen unmöglich geworden . . .

Und dann kam das Kriegsende. Die deutschen Truppen hatten kapituliert. Jeder freute sich, nun wieder nach Hause zurückkehren zu können. Wie anders aber kam jetzt alles. Als ob die Hölle sich geöffnet habe und Luzifer persönlich das grausige Spiel leite, so entlud sich der Hass tschechischer und russischer Soldateska gegen die armen Flüchtlinge des Ostens. Morde, Plünderungen, Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung. So verloren die bis in die Tschechoslowakei gelangten Flüchtlinge bis auf geringe Ausnahmen ihre gesamte, armselige, gerettet geglaubte Habe, die sie monatelang mit sich geschleppt hatten, und waren froh, wenn sie selbst diesem Inferno entkamen. Der Teil der schlesischen Bevölkerung, der sich in den Randstrecken des tschechoslowakischen Hoheitsgebietes, dem sogenannten Sudetengau, befand, konnte teilweise nach Sachsen flüchten, zum Teil machte er sich auf den Weg zurück in die schlesische Heimat. Wem es doch ge-

lungen war, sein Flüchtlingsgepäck auf schlesischen Boden zu retten, wurde nunmehr durch die Russen ausgeplündert. Und wer das Glück hatte, den Russen zu entkommen, der fiel bestimmt in Kürze polnischen Banditen bzw. polnischer Miliz zum Opfer. War das Elend nach dem Verlassen der Heimat gross und furchtbar gewesen, so war die Rückkehr einfach grauenvoll. . .

Mitte August 1945 bin ich selbst nach Schlesien zurückgekehrt. Wie ganz anders sah jetzt meine Heimat aus. Das Leben in den Städten schien erloschen zu sein. Überall nur polnische Laute, Hoheitszeichen, Aufschriften zum Zwecke der Geschichtsfälschung, als handle es sich um uraltes polnisches, den Polen einst von den Deutschen entrissenes Land – als ob nun lediglich ein altes Unrecht wieder gut gemacht worden sei.

Auf den Strassen auffallend wenig Menschen, überwiegend polnische Eisenbahner und Milizsoldaten im Strassenbild. Etwas Eigenartiges, Furchterregendes haben diese Milizler* an sich, man findet bei ihnen nichts von Soldaten-, nichts von bürgerlichem Polizeibeamtentum; halbwüchsiges Gesindel ist es, schmutzig und ungepflegt, brutal und verschlagen, mit der Maschinenpistole als Haupteinschüchterungsmittel. Bangen Herzens gehe ich die Strassen mit den zum grossen Teil ausgebrannten Häusern entlang. Endlich sehe ich ein vertrauenerweckend, wenn auch abgehärtet aussehendes weibliches Wesen an den Häusern entlangschleichen. In wenigen Worten erfahre ich die Situation. Sie erzählt mir, dass etwa 70% der Bewohner diese Stadt nicht mehr

* Die polnische Miliz, die immer wieder in den einzelnen Berichten erwähnt wird, war kein reguläres polnisches Militär, wie der Name schon sagt. Sie rekrutierte sich in der Hauptsache aus jungen Burschen, die während des Krieges als Zivilarbeiter in Deutschland eingesetzt waren. Wie erinnerlich, durften diesen Polen, die ein «P» am Ärmel tragen mussten, zwar Sondergottesdienste nach bestimmten Richtlinien der Gestapo gehalten werden, doch durften die deutschen Geistlichen sie nicht beicht hören und in Einzelseelsorge betreuen. So waren sie naturmotwendig moralisch verwildert, und dies musste die deutsche Bevölkerung zu ihrem grossen Leidwesen erfahren. So mancher deutsche Geistliche, der sich damals doch dieser Polen annahm, kam deshalb nach dem Konzentrationslager Dachau.

verlassen konnten, dass ein Teil von ihnen nicht mehr lebt, dass die Männer von den Russen interniert, dass schätzungsweise 80% der Frauen vergewaltigt wurden und viele Menschen schon verhungert seien. Schliesslich gibt sie mir den Rat, mich vor der Miliz in acht zu nehmen, die jeden deutschen Mann fasst, so dass man nichts mehr von ihm hört. Kriegsgefangene, heimgekehrte Soldaten hat man trotz ihrer Papiere verhaftet, sie verprügelt und verschleppt . . . Endlich stehe ich vor dem Hause meiner Schwiegereltern, aber leider ... es ist niemand mehr da. Die Wohnung trägt die polnische Aufschrift «Beschlagnahmt».

Schliesslich treffe ich durch Zufall meine Frau, mit der ich nunmehr einige Zeit das Lager auf dem Dachboden teile. Blass und erstarrt steht sie vor mir, und die Tränen rollen. Sie erzählt mir Dinge, die ich nie für möglich gehalten hätte. Sie berichtet zunächst von den Tagen des Russeneinmarsches: «Tag und Nacht kamen wir nicht zur Ruhe, immer wieder neue Russengesichter, die uns gierig musterten. Die Nächte waren furchtbar, keine Minute waren wir unseres Lebens sicher. Die Frauen wurden vergewaltigt, nicht einmal, zweimal, nein, zehn-, zwanzig-, dreissig-, hundertmal, ob es ein Kind war oder eine Greisin, das spielte keine Rolle. In unserem Häuserblock war das jüngste Opfer 10, das älteste über 70 Jahre alt. Viele Frauen haben Selbstmord begangen. Viele liegen krank daheim. Anfangs konnten wir uns noch im Keller verstecken, bald aber fanden uns die Russen auch dort. Viele Frauen, die sich wehrten, wurden vor den Augen der Angehörigen, oft der Kinder, erschossen. Andere hatten nicht dieses Glück, sondern wurden nach zahlreichen Misshandlungen schliesslich doch vergewaltigt. Nach dem Einfall der Russen wurde in gewissen Strassenzügen eine grosse Anzahl Frauen und Kinder wahllos erschossen. Wo die Russen auf Widerstand durch kämpfende deutsche Truppen stiessen, hatte die Zivilbevölkerung nichts Gutes zu erwarten. Die Ordensschwwestern eines bestimmten Stadtviertels wurden alle vergewaltigt, andere, die sich schützend vor junge Mädchen stellten, einfach erschossen. Kurz nach der Einnahme der Stadt begann die Plünderung der Geschäftshäuser und Woh-

nungen, schliesslich wurde alles in Brand gesteckt. Es kann sich kein Mensch vorstellen, was wir durchgemacht haben, wochenlang kamen wir nicht auf die Strasse. Alte Frauen borgten uns lange Kleider, damit wir alt wirkten; die Gesichter wurden mit Asche verunstaltet, aber bald kamen die Russen auch dahinter. Ich habe immer das Gefühl gehabt, die Russen seien keine Menschen, denn wilde, hungrige Tiere hätten sich nicht anders benehmen können. Es ist unvorstellbar, was wir erlebt und wie wir gehungert haben. Die Zivilbevölkerung bekam von den Russen nichts zu essen. Wo sich Frauen auf der Strasse zeigten, wurden sie zur Arbeit mitgenommen; jeder Russe ein König, der mit uns machen konnte, was er wollte. Mädchen haben oft 36 Stunden in der Fabrik ohne das geringste Essen gearbeitet und mussten obendrein nachts die Vergewaltigungen erdulden. Mit Zentimetermassen massen die Russen an den Arbeitsstätten den Umfang der Mädchen, ob sie für diesen oder jenen russischen Offizier passten. Viele Frauen verschwanden von der Strasse weg für mehrere Wochen zum Maschinen-Verladen, ohne dass die Angehörigen über den Verbleib ihrer Frauen und Töchter etwas erfuhren. Dass wir noch am Leben sind, ist ein Wunder. Wir haben bis zur Stunde, d.h. also 7 Monate lang, noch keine Lebensmittelmarken bekommen. Schon oft glaubten wir, es könne so einfach nicht mehr weitergehen, und doch fand sich immer wieder ein Ausweg.

Drei Monate nach der Besetzung durch die Russen kamen die ersten polnischen Schwarzhändler, und anfänglich konnten wir in unseren Wohnungen Kleidungsstücke gegen Esswaren eintauschen, später wurde offiziell der Schwarze Markt zugelassen, doch von Woche zu Woche bekamen wir für die wenigen Sachen, die uns die Russen nicht gestohlen oder die wir vergraben hatten, weniger Zlotys, sofern wir überhaupt noch unbehelligt bis zum Schwarzen Markt gelangten. Die polnischen Händler wurden immer anspruchsvoller, und wir erhielten für ein gutes Kleid, dessen Anfertigungspreis früher allein 60.- RM betrug, nur so viel, dass wir uns 1½ bis 2 kg Butter dafür kaufen konnten. Die Deutschen,

die nichts mehr zu essen hatten, waren ja gezwungen, ihre letzten Habseligkeiten zu verkaufen, und diese Not wurde durch Unterbieten natürlich ausgenützt. Hinzu kam, dass Russen und Polen uns ausplünderten und unsere Sachen dann auf dem Markt für geringes Geld verschleuderten.

Schliesslich war es so weit, dass die Polen die Verwaltung übernahmen. Unsere Hoffnung auf eine Besserung wurde bitter enttäuscht. Die Russen hatten bereits alle Männer zwischen 17 und 55 Jahren interniert und nach Russland geschafft, einige befanden sich auch in ober schlesischen Arbeitslagern. Wer aus irgendwelchen Gründen noch übriggeblieben war, wurde nun zum Freiwillig für die Polen. Deutsche, von der Flucht in die Heimat zurückgekehrte Menschen, wurden von der polnischen Miliz, die mit Recht den Namen polnische SS trägt und sich rühmt, ihr Vorbild noch zu überbieten, abgefangen und jämmerlich zugerichtet. Harmlose Menschen, die niemals einem anderen ein Haar gekrümmt, die weder der NSDAP angehört oder mit ihr sympathisiert hatten, ja sogar Gegner des Nationalsozialismus, wurden von der Strasse weg verhaftet und blutiggeschlagen. Als Grund wurde vorgegeben, man sei in der Partei gewesen. Kein Deutscher war mehr auf der Strasse seines Lebens sicher, und auch in den Wohnungen hatte man keine Ruhe. Aus einem vorgetäuschten Schutzgefühl heraus wurden wenigstens Fenster und Türen verrammelt.»

Soweit der Bericht meiner Frau.

Es begannen nun für mich aufregende Tage. Wir waren alle Bettler geworden. Aus der Wohnung sind wir längst vertrieben worden, einige Habseligkeiten, die meine Frau noch in ihrer Tasche trug, hat man ihr gestohlen. Einige Zeit später wurde mein Szjähriger Schwiegervater mit seiner kranken Tochter und zwei kleinen Enkelkindern ebenfalls auf die Strasse gesetzt, und zwar von 7 Milizsoldaten mit einem grossen Schäferhund, die nach Dokumenten fragten und, ohne auf die gerade schlafenden Kinder Rücksicht zu nehmen, alle heraustrieben, so dass nicht einmal Gelegenheit war, die Kinder anzuziehen. Alles musste Zurückbleiben, selbst die Photographien lieber toter Angehöriger. Warum

eigentlich? Es waren Deutsche, und ihre Wohnung gefiel den Polen – das genügte. So konnte man täglich erleben, wie strassenweise die Wohnungen von deutschen Familien geräumt, die Menschen ins Ungewisse gestossen oder in Lager gesteckt wurden, wo sie langsam dahinsiechten. Der Deutsche war entrechtet, enteignet, vogelfrei ... Lebensmittelmarken wurden in Oberschlesien für Deutsche nicht ausgegeben, das deutsche Geld hatte keine Gültigkeit. Andererseits horrende Preise für sämtliche Verbrauchsgüter. Es gab alles und in jeder Menge zu kaufen: beste Torten, Schokolade, Schinken, Wurstwaren usw., aber als Deutscher war man froh, wenn man sich irgendwie einige Kohlrüben erbetteln konnte.. .

Von Oberschlesien aus habe ich grosse Teile Schlesiens bereist. Das Herz konnte einem bluten. Wo Tausende und Millionen von Menschen am Verhungern sind, ist andererseits der fruchtbare Boden un bebaut. Man sieht, wie das Getreide auf den Feldern verfault. Weit und breit kein Landmann bei der Arbeit, stattdessen aber mehren und nähren sich Mäuse und Ratten, Überträger übler Seuchen. Nur hier und da Kuhherden, von russischen Soldaten bewacht. Sonst sind Kühe und Pferde kaum zu finden. Die Russen haben alles beschlagnahmt und das, was sie zurückliessen, nimmt der Pole. So kommt es, dass beispielsweise im Kreise Hirschberg, einem Gebiet, in dem nicht gekämpft wurde, nach Schätzung eines Bauern Anfang September 1945 höchstens noch 10% des Viehbestandes vorhanden waren. Während in Oberschlesien die Strassen- und Eisenbahnen von Deutschen nicht benützt werden durften und zudem die Fahrten ausserordentlich teuer waren, (1 km = 2.- RM, früher 0,04 RM, eine Strassenbahnfahrt früher beispielsweise 0,3 5 RM, jetzt 20.- RM), und dazu nur polnisches Geld benützt werden durfte, ändert sich das Bild nach Niederschlesien zu. Die Eisenbahnzüge sind auf gewissen Strecken stark überfüllt, so dass die Menschen auf den Waggons, auf Trittbrettern und Lokomotiven sitzen, überall und überwiegend Gesindel, das immer wieder seine besonderen Fähigkeiten im Stehlen entwickelt.

In Niederschlesien wurde Anfang September wenigstens zum Teil noch mit deutschem Geld bezahlt, dann jedoch wurde auch hier die polnische Währung eingeführt, Eisen- und Strassenbahnen mussten nach polnischen Tarifen bezahlt werden. Ausserdem wurde zu demselben Zeitpunkt in Hirschberg das Lebensmittelmarkensystem, das den Deutschen wenigstens etwas Brot gesichert hatte, abgeschafft und der Schwarze Markt genehmigt. Die Deutschen, die infolge ihrer hier noch erheblichen Überzahl noch deutsch sprechen durften, waren durch weisse Armbinden gekennzeichnet. Überall das gleiche Bild. Hunger und Angst sind den Menschen vom Gesicht abzulesen. Was bereits vor Monaten in Oberschlesien geschah, das wiederholt sich jetzt hier. Die Polonisierungswelle breitet sich von Süden nach Norden aus. Täglich werden die deutschen Städte Niederschlesiens von vielen Tausenden polnischer Menschen besucht. Was ihnen gefällt, nehmen sie mit, wo es ihnen passt, lassen sie sich nieder. Innerhalb von Minuten werden Geschäfte und landwirtschaftliche Betriebe übernommen. Der Deutsche ist ja enteignet, das Chaos ist unvorstellbar. Schlesien ist das Land der absoluten Gesetzlosigkeit. Wenn es nur den Polen nützt, dann ist es schon recht. Andauernd Haus-suchungen, um sich über die letzten Bestände der Deutschen zu vergewissern . . . Der Pole glaubt, den angeblich polnischen Charakter Schlesiens am besten dadurch zu dokumentieren, dass alle Anschriften in diesem urdeutschen Gebiet in polnischer Sprache angebracht werden, die Strassenbezeichnungen sind schon längst durch polnische Namen ersetzt. Immer wieder werden Polen aufgefordert, doch nach dem schlesischen Westen zu gehen, um nach aussen hin zu bekunden, dass Polen dieses Gebiet braucht. Man redet ihnen vor, dass sie dort ins gelobte Land kommen. Aber die gleiche Anzahl Umsiedler, die täglich eintrifft, verlässt auch die Städte wieder in der Erkenntnis, dass Schlesien nicht das rechte Pflaster für sie ist.

Immer wieder sieht man Mütter, die ihre toten Kinder, in ein Leinentuch gehüllt, zum Friedhof bringen. Särge gibt es nicht, bzw. können nicht bezahlt werden, und die Sterblichkeit ist sehr

gross. Seuchen sind im Entstehen und haben bereits viele deutsche Menschen hingerafft. Medikamente gibt es nur wenig, dazu sind sie ausserordentlich teuer. Überall steht der Schleichhandel in voller Blüte. Die Polen könnten von ihrem Verdienst nicht leben, denn ihr Einkommen ist im Verhältnis zu den Preisen viel zu gering. Jeder Pole ist daher auf schwarze Geschäfte oder Diebstahl an den Deutschen und Weiterverkauf am schwarzen Markt angewiesen. Über kurz oder lang müssen die Deutschen vollkommen ausgeplündert sein, und damit wird auch die Hungersnot bei den Polen einsetzen. Wie man mir erzählte, hat der Russe Saatgetreide nicht freigegeben. So werden also die Felder auch im kommenden Jahr keinen Ertrag bringen, Kartoffeln und Getreide wurden vom Russen beschlagnahmt. Es ist eine eigenartige, fast tragikomische, für die Deutschen aber ungeheuer grausame und ausweglose Situation in Schlesien. Sowohl der Russe als auch der Pole plündern. Oft spielen sich die Russen als Beschützer der Deutschen auf und werden von diesen zur Hilfe gegen die räubernden Polen gerufen. Es kommt jedoch nicht selten vor, dass beide gleichzeitig plündern. . . Ich fahre wieder zurück nach Oberschlesien. Noch immer hat sich hier nichts geändert, die Lage der Deutschen wird immer unmöglicher. Viele Deutsche sind bereits abgewandert. Jede Nacht ertönen Hilferufe der Deutschen, weil Polen oder Russen plündern. Noch heute klingen die flehentlichen Rufe «Hilfe, Hilfe .. ., na pomoc . . ., na pomoc ...» in meinen Ohren. Deutsche, die ihre Heimat verlassen wollen, kommen mit ihrer letzten Habe, die mitzunehmen ihnen amtlich erlaubt wurde, oft gar nicht bis zum Bahnhof. Oft werden sie schon auf ihrem Weg dorthin von der Miliz gestellt und ihrer letzten Sachen sowie ihres Bargeldes beraubt. Oft plündert auch die Bahnpolizei, und so sieht man oft, dass Deutsche gegen ein entsprechendes Entgelt sich von polnischen Soldaten zum Zug begleiten lassen, um ungehindert einsteigen zu können. Und wer endlich im Zuge sitzt, der sehe zu, dass er nicht bei nächster Gelegenheit wieder herausgeholt und ausgeraubt wird. Unterwegs, besonders auf der Strecke Liegnitz-Kohl-

furt, steigen während der Fahrt plötzlich Banditen ein und plündern. Wo immer Deutsche sich zeigen, sind sie eine willkommene Beute für dieses Gesindel. So überraschend wie sie gekommen, so schnell verschwinden die Kerle wieder, trotz des in voller Fahrt befindlichen Zuges. Wer es bis Kohlfurt schafft, hat ein nur noch kurzes, aber hartes Stück Weges vor sich, denn auf der Strecke bis Görlitz lauert man gleichfalls schon auf ihn. Überall Banditenunwesen, an dem Russen, Polen, Ukrainer sich beteiligen. Es ist ein Kampf aller gegen alle, nur in einem Punkte ist man sich einig, nämlich: wenn es um den Deutschen geht. Wer die Oder-Neisse-Linie überschreitet, atmet erleichtert auf . . .

Wollt Ihr Christen in aller Welt weiter schweigen, wenn Unrecht geschieht? Unrecht bleibt Unrecht, und zweimal Unrecht gibt noch nicht einmal Recht, gleichgültig, von wem das Unrecht begangen wird. Viele von Euch in aller Welt haben das Unrecht in den deutschen Konzentrationslagern als solches gebrandmarkt, so wie es sich für jeden anständig denkenden Menschen geziemt, und haben dafür Sühne verlangt. Habt nun auch den Mut, das Unrecht im Osten Deutschlands als solches hinzustellen, habt den Mut, das riesige Konzentrationslager Ostdeutschland beim wahren Namen zu nennen. Wer heute schweigt, macht sich mitschuldig an Verbrechen, die wenigstens zum Teil noch verhindert werden können, während andere heute nur noch zu sühnen sind. Nur dann, wenn christliche Ideen in Deutschland und der ganzen Welt die Politik leiten, wird es wirklichen Frieden geben . . .

Die Ereignisse in Oberschlesien

Bericht Nr. 4 (aus *Beuthen O/S.*)

Am 28. Januar 1945 war der Russe in der Stadt. Der Fortfall der Artillerieeinschläge liess zunächst alle aufatmen. Dann kamen aber sich steigernde Nachrichten von den Geschehnissen in der Stadt. Fortlaufend wurden Wohnungen geplündert. Es erfolgten Einbrüche und Mädchenjagden. Sowohl im Krüppelheim, ganz besonders aber im benachbarten Konvikt bei den Schulschwestern waren geflüchtete Frauen und Mädchen jede Nacht in grosser Zahl zu Gäste. Auch im Krüppelheim erschienen die ersten Russen in der Küche, verlangten Speisen und Schnaps, benahmen sich aber sonst ruhig. Der Maschinenmeister wurde bis aufs Hemd ausgezogen und seiner Wertsachen beraubt. . .

Auf den Strassen gingen die Plünderungen wochenlang weiter. Dazu überall Russen, die sich abmühten, das Radfahren zu erlernen. Auffällig war, dass der Russe zu den Kindern merkwürdig gut war. Hungernden Kindern gaben sie oft Lebensmittel, nahmen sie auch auf ihren Wagen mit und man konnte auch oft sehen, dass radfahrende Russen Kinder spazierenfuhren. 10-12jährige Jungen nahm der Russe gern als Stallburschen in seine Dienste und hat sie bei der Not der Bevölkerung den Eltern teilweise direkt abgekauft. Unter den russischen Soldaten sah man sehr viele Frauen und Mädchen in Uniform, zum Teil auch mit Gewehr. Die ärztliche Dienstleistung in den Krankenhäusern versahen vorwiegend Frauen. In den Krankensälen waren Frauen und Männer durcheinander gelegt. Zeitweise war in den Räumen des Krüppelheims

auch eine Frauenabteilung untergebracht, in der nach Schilderung der Schwestern systematisch «Auskratzungen», also Abtreibungen vorgenommen wurden.

Bericht Nr. 5 (aus *Martinau, Kreis Beuthen O/S.*)

... Es dauerte nicht lange, so schlugen nachts Gewehrkolben an unsere verschlossene Haustür. «Otwirai!» Wie oft habe ich dieses Wort noch gehört. Öffnen, sofort öffnen! Vor der Tür standen wilde Tiere, die im Ort schon über die Frauen und Mädchen am Nachmittag hergefallen waren. Ich wollte öffnen gehen. Eine junge Frau aus der Nachbarwohnung hielt mich zurück. Dieses Zögern von wenigen Minuten genügte, dass die Russen Brandmunition ins Haus schossen. Es war ein Doppelhaus mit einer Brandmauer in der Mitte. Drüben wohnten vier bis fünf Frauen mit etwa zehn Kindern. Sie waren im Keller versammelt. Das Haus brannte auf ihrer Seite lichterloh. Jammernd kamen sie durch den Wanddurchbruch auf unsere Seite herüber gekrochen. Was tun? Auf die Strasse durfte man nicht wegen des Belagerungszustandes. Unsere alte Frau lief trotzdem zur Kommandantur und holte zwei russische Offiziere.

Wir hatten inzwischen vom Fenster aus die Brandschützen genau betrachten können. Zwei Mongolen, die sich beim Nahen der Offiziere sofort verdufteten. Sie sahen den Brand, sahen die Brandstifter verschwinden, öffneten die Kellerfenster und forderten von mir eine Schaufel, die ich ihnen nicht geben konnte, weil ich selbst fremd im Hause war. Die Frauen hörten nicht auf meine Bitte, mir eine solche zu beschaffen. Dies brachte mich in eine gefährliche Lage. Einer der Offiziere sagte zu mir: «Du willst den Brand nicht löschen helfen! Du hast wohl das Haus selbst angezündet?»

Der andere höhere Offizier befahl, dass alle aus dem Hause mit zur Wache müssten. Wir verliessen das brennende Haus.

... Wir kamen [später] alle in ein Zimmer. Es standen zwei Ehebetten und ein Kinderbett darin. Auf diese Betten legten sich die Frauen und Kinder quer nieder. Ich kauerte mich in eine Ecke. Das Weinen der Kinder hörte auf, bald schliefen sie. Die Frauen seufzten, klagten leise über den Verlust ihrer Habe. Ich selbst verfiel inzwischen in einen halbawachen Zustand.

Zwei Stunden mochten vergangen sein. Es mag wohl 12 Uhr nachts gewesen sein. Im Hause herrschte Ruhe, nur hin und wieder ging eine Tür. Plötzlich traten Soldaten in unser Zimmer. Ein, zwei Streichhölzchen flammten auf. Ich sah sechs bis acht Russen, die nach weiblichen Opfern suchten.

Auch auf mich, der ich in einem Zimmerwinkel kauerte, kam ein Russe zu. Das Zündhölzchen verlöschte. Im Dunkeln streckte sich eine Hand nach mir aus. Ich hatte meine Pelzmütze als Kopfbedeckung. An meiner rechten Schläfe fühlte ich, wie die Finger eine lockenwickelnde Bewegung vollführten. Zunächst wusste ich nicht, was das bedeuten sollte. Als aber ein lautes «Nie» ertönte, habe ich Gott gedankt, dass ich nicht Frau und Mädchen in diesem Schreckenszimmer war.

Die wilden Tiere hatten inzwischen ihre Opfer erspäht und verteilt. Es begann eine tolle Schiesserei. Wohin gingen die Schüsse? Wer war getroffen? Ein Jammern, ein Wimmern, ein Schreien nach meiner Hilfe. Und ich konnte nicht helfen. In meiner nächsten Nähe geschah die Sünde an wehrlosen Frauen zwischen Kindern. Ich habe Gott gedankt, dass er Tag und Nacht geschaffen hat, damit meine Augen nicht klar zu sehen brauchten, was meine Feder nicht niederschreiben will.

Die Schiesserei dauerte an. Plötzlich erscholl nach den Exzessen das Kommando: «Alle heraus aus dem Zimmer!» Inzwischen war ein Licht gebracht worden. Ein Russe stand mit erhobenem Revolver gegenüber der Tür. Alles drängte zur Zimmertür hinaus. Alle gingen, keiner lag in seinem Blut. Die Kugeleinschläge steckten alle in der Decke. Ich ging als letzter. Ich fühlte, dass der Tod

mich berühren wollte. Der Russe mit dem Revolver schrie mir etwas zu. Ich verstand es nicht. Ich drehte mich nicht um, ich ging ruhig weiter und betete: «Maria, liebste Mutter mein, ich lade dich zu meiner Sterbestunde ein.»

Beim Gang durchs Dorf ist folgende Szene zu beobachten: Eine alte Frau fährt auf einem gebrechlichen Handwagen einen Sack mit Getreide zur Mühle. Ein Rad bricht. In diesem Augenblick naht aus entgegengesetzter Richtung ein russischer Lastwagen. Das Auto hält. Die Soldaten steigen aus. Man erwartet nach allen täglichen Beobachtungen, dass der Frau der Sack fortgenommen wird, aber nein! Sie versuchen das Rad zu reparieren. Als dies nicht gelingt, laden sie Wäglein, Sack und Alte auf ihr Auto, wenden und fahren das Mütterchen bis zur etwa zehn Minuten entfernten Mühle.

Meine Schwester erzählt: Ihrem kleinen dreijährigen Jungen schenkt ein russischer Soldat einen grossen Taler von echtem Gold als Spielzeug. Allerdings nimmt der nächste Russe dem Kinde den Taler sofort wieder weg.

Ein russischer Soldat sagt: «Warum ihr Krieg? In Deutschland doch alles da. Bei euch kann man aus einem Hause mehr fort-schleppen, als bei uns aus einem ganzen Dorf.»

Russen nehmen mit Gewalt einen Bretterwagen meiner Schwägerin aus dem Hofe der Pfarrei. Aller Protest nützt nichts. Bei dem eiligen Verlassen des Gehöftes fällt nebenbei die Bemerkung, auf der Strasse stände der zerbrochene Wagen, den könnten wir uns als Ersatz holen. Zum allgemeinen Staunen ist das kaputte Fahrzeug mit Stroh und zwei Schweinen beladen . . .

Bericht Nr. 6 (aus *Gleiwitz O/S.*)

Liebes Fräulein Charlott, jetzt werden Sie etwas über Gleiwitz erfahren wollen. Ich kann Ihnen nur eines sagen, danken Sie dem Herrgott, dass Sie sich beizeiten von dort wegmachen konnten. . . Furchtbar war schon der Kampf um die Stadt. Das Schiessen der Ari, das Heulen der Stalinorgel und die brennende Stadt. Es ist einem im Keller oft angst und bange geworden. Man glaubte jeden Augenblick, das Haus stürze zusammen. Am Dienstag, dem 23. Januar 1945, um ½ 9 Uhr abends säuberten die Russen schon unsere Strassen. Noch heute habe ich das furchtbare Gefühl von damals, wo die ersten Russen bei uns durchgingen und in die Häuser schossen. Die Stadt hat sich am Sonnabend, dem 27.1.45, ergeben. Mit Musik zogen die Russen mittags ein. Vielleicht können Sie sich ungefähr vorstellen, was wir in unserem Inneren für Gefühle verspürten, als wir diese Horden ankommen sahen. Dann fing für uns die grosse Leidenszeit an. Die Jagd nach Frauen und Mädchen war furchtbar. Wie dankbar sind wir unserem Beschützer, dass wir alle vor diesem Unheil verschont geblieben sind. Es war bestimmt nicht so einfach für unsere Mutter. Oft wusste sie nicht, wo sie uns verstecken sollte. Sechs Wochen lang waren wir eingemauert! Niemand wusste, dass wir zu Hause waren. Es verging nicht ein Tag, an dem die Russen nicht mehrere Haussuchungen vornahmen. Die ganze Wohnung, Keller- und Bodenräume wurden dabei durchwühlt. Jedesmal hatten sie einen anderen Grund, einmal wurden deutsche Soldaten gesucht, dann wieder Waffen, Radio-geräte usw. Vor allem wurde bei jeder Haussuchung etwas mitgenommen, bis zum Schluss nicht mehr viel übrigblieb. – Ganz schlimm war es dann Mitte März für uns, als wir bei Eis, Schnee und Sturm Befestigungsanlagen um Gleiwitz bauen mussten. Es war eine ganz gemeine Schikane gegen die deutsche Frau. Die Front stand nämlich acht Wochen vor Ratibor, und darunter hatten wir zu leiden.-Von Ende März bis Juli arbeiteten wir dann in einer

Schlosserei, wo Striegel für den Frontnachschub der roten Armee hergestellt wurden. Früh um sechs Uhr fingen wir an, und am Abend um 6 Uhr waren wir wieder zu Hause. Sonntags wurde auch gearbeitet, und für diese Arbeit bekamen wir weder Bezahlung noch Verpflegung. Seit Januar 1945 hatten wir keine Lebensmittel erhalten. Der Russe hat alle Speicher, Verpflegungsämter und Geschäfte vollkommen ausgeplündert und nach Russland verladen. Wochenlang sind vollbeladene Güterzüge gegen Osten gerollt. – .

..

Bericht Nr. 7 (aus *Gleiwitz O/S.*)

Am 23.1.1945 erlebte ich mit meinem Mann und sämtlichen Hausbewohnern im Keller den Einzug der Russen, die gleich sämtliche Männer im Hof antreten liessen zum Erschiessen, weil angeblich aus dem Hause geschossen worden war. Rechtsanwalt Woschek, der gut Polnisch spricht, widerlegt die Behauptung, und so wurden alle nacheinander wieder in den Keller zurückgeschickt, nachdem die Russen im Hof mehrere Salven abgaben. Die Frauen glaubten an das Ende der Männer, schrien fürchterlich und atmeten auf, als alle wiederkamen. Das wiederholte sich dreimal. Andere Truppen suchten sich ihre Opfer unter der Jugend im Keller und nahm sie mit in die Wohnungen. Da half alles Bitten und Flehen nichts. Auch der letzte Schmuck wurde geopfert, nachdem wir schon vorher Ringe, Uhren und alle Goldsachen den räubern den Truppen abgeben mussten, um uns loszukaufen.

Direktor Küle von den OE W, Bildhauer Breitenbach und Al-sikal wurden in der Wohnung von Leutnant Schnell erschossen. Am 29.1. wurde Miethe-Allee 9 von den Siegern angezündet, dann folgte ein Haus nach dem anderen. Die Kleider- und Wäscheschränke wurden in der Zeit vorher bis zu sechsmal täglich geplün-

dert, wie überhaupt die ganze Wohnung, die immer wüst aussah, wenn die Horden hindurchgezogen waren.

Am 4.2. wurde mein Mann vom Kapitän, einem Dolmetscher und einem Sergeanten zur Besprechung der neuen Zivilverwaltung abgeholt. Ich musste meinen Mann begleiten, in zwei Stunden sollten wir wieder zurück sein. Ahnungslos folgten wir nach dem Landgericht. Dort sprach derselbe Kapitän unsere Verhaftung aus. Wir kamen nach dem Gefängnis in Einzelhaft und am 14.2. nach Monte Lupe Krakau. Von hier wurden wir am nächsten Tage – insgesamt 2'000 Männer und Frauen – in Viehwagen nach Rudlo, 15 Kilometer vor Stalino, gebracht. Zwölf Tage lang fuhren wir in der Kälte, oft schrien wir vor Frost. Wir waren ganz bereift, ich erfror mir die Zehen. So mancher starb unterwegs, wurde spliternackt in ein schnell ausgeworfenes Loch geschleudert, so ruht auch Amtsgerichtsdirektor Schareck an der Bahnstrecke. Beim Aus steigen sah ich Schlachthausdirektor Piechotta (Pichulla) in den letzten Zügen liegen, die Hände über und über mit Frostbeulen bedeckt, ein Anblick, den ich nie vergessen werde. Auf dem Marsch nach dem Auffanglager sah ich meinen Mann nicht. Tierarzt Koch sagte, dass mein Mann als Kranker mit dem Lastwagen erst später in das Lager kam, ich fand ihn total erschöpft vor. Amtsgerichtsrat Boziwka lag infolge einer Blutvergiftung im Sterben. Studienrat John hatte Ruhr und starb, seine Frau und seine Schwiegermutter wurden in Gleiwitz erschossen. Schulräte Mandel und Babisch starben an Entkräftung, auch Lehrer Gawert und Dolmetsch-Oberinspektor Danotzki, Cziupka vom Gericht und wie sie alle heißen. Ich brannte auf Anraten von Dr. Koch und Dr. Neumann, den wir im zweiten Lager an Entkräftung verloren, ebenso wie Apotheker Görlich, Tag und Nacht Holzkohle, um die unter den Männern ausgebrochene Ruhr einzudämmen. Die Ruhr kam auch zum Teil zum Stillstand, wir verloren die Männer aber später an Entkräftung. Nach zwei Tagen wurden die gefähigen Männer zum Marsch nach Stalino befohlen. Im zweiten Lager Pdka Sofka, 75 km hinter Stalino, traf ich später einige

ranke Teilnehmer dieses Wasser- und Todesmarsches, die mir davon erzählten. Für 15 km brauchten sie 14 Stunden. Sehr viele gingen unterwegs an Entkräftung zugrunde, darunter Präsident Schmidt-Wolten, Apotheker Fritze nahm sich dort das Leben. Die Heilpraktikerin Heinze starb in Starobielsk. Im zweiten Lager trafen wir deutsche Kriegsgefangene und Luftwaffenhelferinnen aus dem Westen, die in Rumänien interniert worden waren. Im ersten Lager hatte ich mich mit der Pflege der Kranken übernommen und kam nun selbst als Kranke in das zweite. Zum erstenmal hatten wir, allerdings zu zweit, einen Strohsack mit Decke. Hier schlief ich vor Erschöpfung Tag und Nacht. Nach drei Wochen kamen alle Internierten, wieder in Viehwagen, nach Starobielsk an der Aida, Ostukraine. Hier starb mein Mann; er bat mich, ihm die Ruhe zu gönnen, die schon so viele vor ihm gefunden hätten. Deutsche Kriegsgefangene legten ihn in ein Einzelgrab im Flugsand. Ich war vor Schmerzen stumm geworden. Seit Februar war ich heiser, Kehlkopfschmerzen. Im Juli war ich so weit wiederhergestellt, dass ich sprechen konnte. Das war mein Unglück. Am 23.7. kam ich in das vierte, wohl schlimmste Arbeitslager, das es gibt; die Ernährung miserabel, keine Ruhe, nur Arbeit. Hier bekam ich zum ersten Male den Hungertyphus und geschwollene Beine mit Wunden, die nicht heilten. Kein Arzt, keine Medikamente. Das Lager war mit 1'850 Oberschlesiern belegt, die im März dorthin kamen. 40'000 Männer aus Oberschlesien wurden danach von Peiskretscham aus verladen, die alle in den Gleiwitzer Kasernen lagen. Amtsgerichtsrat Hübner, Apotheker Gebhard, Christ. Klaus waren mit unserem Transport nach Stalino gekommen.

Am 6.10.1945 kam ich als Kranke mit den Alten und Invaliden in einem Lazarettzug nach der Heimat mit Ziel Frankfurt/O. Der Zug war vollkommen verlaust, wir lagen auf der blanken Erde. Nur dreimal gab es je 500 g Brot, die letzte Zuteilung am 11.10. Vor Kiew standen wir auf einem toten Gleis. Viele starben an Entkräftung. Ich bekam zweimal Hungertyphus. In Kroocowice bei

Krakau lagen wir fünf Tage lang still. Die Wagen wurden durch die vielen Toten immer leerer. Da entschlossen sich fast alle Oberschlesier zu fliehen. Da ich mein Ende voraussah, bat ich die Männer, mich auf die Flucht mitzunehmen, da ich das Ziel Frankfurt doch nicht lebend erreichen würde. Ich nahm meine letzten Kräfte zusammen, um die 54 km bis Myslowitz zu schaffen. Kameraden fertigten mit primitiven Mitteln einen Schlüssel und öffneten bei Dunkelheit die Tür, und so gelangten wir über den Bahnkörper und feuchte Wiesen auf die Strasse Krakau-Kattowitz. Bei jedem in Sicht kommenden Auto legten wir uns in den Strassengraben, da wir nicht wussten, ob wir verfolgt wurden. Früh um ½ 7 Uhr kamen wir nach Myslowitz, verhungert, durchgefroren und vollkommen erschöpft fiel ich in der Allerheiligenkirche in eine Bank, wo ich drei Stunden schlief. Die Stadt, in der ich einst als junge, gut angezogene Frau durch die Strassen pendelte, sah mich als Bettlerin wieder. Von Myslowitz fuhr jeder mit der Strassenbahn in seinen Heimatort. Wie gross war für mich die Enttäuschung, als ich in Gleiwitz ankam. An keiner Wohnung ein deutscher Name. Ich suchte trotz meiner Schwäche den Reichspräsidentenplatz ab und fand im 4. Stock unseren früheren Hausmeister. Er war zwei Wochen vor mir ebenfalls aus Russland zurückgekommen. Die Frau nahm sich meiner rührend an, machte mir ein Bad zurecht und brachte meine Kleider. Ich lag fest zu Bett, vollkommen ermattet; durch Schleimsuppen erholte ich mich. Auch hier in Gleiwitz wurde mir der Boden zu heiss. Ich musste mich vor der Miliz verbergen, da mir das Polenlager drohte, in dem so viele Gleiwitzer lagen. Ich fuhr am 16.11. in einem offenen LKW mit einem Bekannten über Kattowitz nach Breslau zu Bekannten, die aber die Stadt bereits verlassen hatten, von da auf Umwegen nach Bautzen.

Bericht Nr. 8 (aus Schönwald, Kreis Gleiwitz O/S.)¹

Gegen 1'000 Einwohner trotzten den drohenden Gefahren und blieben zurück, glaubten sie doch nicht an die unmenschliche Roheit der Russen und meinten, diese mit herzlicher Gastfreundschaft zu gewinnen. Doch wie schmäählich wurden diese enttäuscht.

Am 25.1.1945 nachmittags, die deutschen Truppen waren unbemerkt abgezogen, kamen die ersten Russen vom Osten her durchs Dorf gezogen. Ohne Schusswechsel zogen diese ein, liessen sich bewirten und waren recht freundlich. Nun war das beängstigende Gefühl der Einzelnen gewichen. Am 26.1.1945 nachmittags kamen einige Panzer und ihnen folgend Fahrkolonnen. In wenigen Minuten war das Dorf dicht besetzt. Plündernd und mordend zogen diese nun von Hof zu Hof. Nichts war vor ihrer Hand sicher. Kein Mädchen, keine Frau entging dem, was der Sieger glaubte, ein Recht darauf zu haben. 14jährige Mädchen und 60jährige Frauen wurden mit gleichem Recht behandelt. Wochenlang mussten sich die Ärmsten dem Willen des Siegers fügen. Doch die Folgen blieben nicht aus. Wer sich nicht fügte, wurde unmenschlich behandelt, ermordet oder niedergeschossen. Wehe dem Vater, der Mutter, die sich schützend vor ihre Kinder stellten, sie landeten in den weiten Steppen und Kohlengebieten des Urals bzw. Sibiriens oder ruhen nun unter den 200 Opfern dieser unmenschlichen Krieger, in den zwei Massengräbern auf dem stillen heimatlichen Dorffriedhofe, fern allem Leid dem ewigen Frieden entgegenschlummernd. Als man des Plünderns und Raubens und Mordens, des unmenschlichen Handelns an den Frauen und Mädchen genug währte, wurde ein grosser Teil des Dorfes in Asche gelegt....

Was die russischen Soldaten nicht vernichtet haben und mitgehen liessen, holten die Polen aus den Nachbardörfern aus Schönwald heraus. Die zurückgebliebenen Mädchen und Frauen mussten den russischen Soldaten zu Diensten stehen, wo sie es für recht hielten. Als dann Anfang Mai 1945 die Russen die Verwaltung

den Polen übergaben, mussten die Zurückgebliebenen als Knechte und Mägde auf ihren einst eigenen Höfen bei den polnischen Bauern, die aus Wolhynien dort angesiedelt wurden, Frondienste ohne Lohn bei magerer Kost leisten. Ende Oktober 1945 kam dann der erste polnische Ausweisungsbefehl! Rund 800 Menschen, Greise, Frauen, Mädchen und Kinder wurden wie eine Herde wehrloser Tiere am Kirchplatz zusammengetrieben und bei Mitnehmen von nur dürftigen Habseligkeiten, unter dem traurigen Abschiedsgeläute der heimatlichen Glocken, die die Polen zum Hohn noch vom Dorfkirchlein erklingen liessen, nach Gleiwitz ins Lager an den Hüttenwerken getrieben. Nach zweitägiger Hungerkur wurden diese in Viehwagen mit noch anderen Deutschen zu 70 bis 90 in Waggonen zusammengepfertcht und in zweiwöchiger Hungerfahrt nach Mecklenburg gebracht. Viele erreichten das Ziel nicht mehr, denn die grausamen Misshandlungen, der Hunger und Durst und die unmenschlichen Strapazen setzten ihrem Leben ein Ziel. Ohne Bestattung wurden die Leichen wie ein Stück Köder aus dem Zug geworfen. In Mecklenburg und Sachsen fanden diese gehetzten und zu Tode gequälten Menschen eine Bleibe. Doch an den ausgemergelten, gequälten Körpern fanden Hunger und Bauchtyphus bald ein weiteres Opferfeld. Rund 150 Männer, Frauen und Kinder, doch zumeist Mädchen und Frauen, siechten an dieser tückischen Krankheit rettungslos dahin und fanden dort frühzeitig ihr Grab. Im Juni 1946 kam ein weiterer Transport und im Mai 1947 der letzte schwache Rest aus dem einst kerndeutschen und treukatholischen Bollwerk an der slawischen Volkstums-grenze ins Reich. Diese fanden Aufnahme zum grössten Teil in Oldenburg, Schleswig-Holstein, Hannover und Westfalen. Nun ist das einst ca. 6'000 Einwohner zählende rein deutsche und rein katholische Dorf in alle Winde zerstreut. In ca. 500 Orten aller Zonen des ehemaligen Reichsgebietes fanden diese, bis zu ihrer eventuellen Neuansiedlung bzw. Rückkehr ins alte Heimatland, eine vorläufige neue Heimat.

Die Verluste von Schönwald:

- Etwa 200 Opfer des Wahnsinns entmenschter Soldaten ruhen in zwei Massengräbern auf dem Heimatfriedhof;
- 60 Kinder und alte Leute, die auf dem Treck in den kalten Wintertagen 1945 im Frost erstarben bzw. die Strapazen nicht überstanden, ruhen da und dort in fremder Erde;
- etwa 150 starben an Typhus und fanden in den Gefilden des Mecklenburger Landes, der märkischen Heide und in Sachsen ihre letzte Ruhestätte;
- etwa 250 starben fern der Heimat in fremden Ländern und Meeren den Soldatentod;
- etwa 300 Verschleppte, Vermisste und Gefangene, von denen rund 80% im Osten im Einsatz standen bzw. von Russen und Polen verschleppt wurden, harren noch der Heimkehr;
- etwa 250 Kinder, deren Eltern gefallen, ermordet, dahingesiecht sind, irren eltern- und heimatlos umher, zum Teil nur bei gutmütigen, freiherzigen Menschen ein Unterkommen findend.

Bericht Nr. 9 (aus *Hindenburg O/S.*)

Am 17. April kamen drei Russen und zwei Deutsche und hielten eine dreistündige Haussuchung. Jeder Schrank wurde abgerückt, jede Schublade ausgekippt, in jedes Ofenloch, Sandkiste usw. wurde geschaut. Im Keller wurde sogar mit den Händen die Kohle umgewühlt und der Holzstoss umgeworfen. Hoffte man doch, eines der Dinge zu finden, die abgegeben sein sollten, so z.B. ein Radio, einen Photoapparat, eine Schreibmaschine oder gar eine Waffe. Aber die Mühe der Bande blieb erfolglos. Dafür

aber wurde mein Vater verhaftet, obwohl er nie in der Partei oder einer ihrer Organisationen war. Zuerst kam er in den Keller des Rathauses, dann in das Gefängnis nach Beuthen, weiter in zwei – drei Lager, und von da ab fehlt jede Spur von ihm. Nun war ich mit meiner Mutter alleine, bis auch ich am 24. April verhaftet und nach Auschwitz verschleppt wurde. Frühmorgens wurde ich von dem kommunistischen Komitee abgeholt und gleich vielen Frauen, Greisen und Kindern in die Schule gebracht. Da wurden wir eingesperrt und abends mit Lastwagen fortgebracht. Als wir aus dem Schulhof herausfahren, hofften wir, dass es gen Westen gehe. Schmerz und Verzweiflung packte uns, als wir aber in östlicher Richtung davonfahren. Bis Kattowitz kannte ich die Gegend; in der Stadt selbst wurden wir kreuz und quer gefahren, damit wir die Richtung verlieren sollten. Als wir dann am Ziel waren und der Stacheldrahtverhau hinter uns geschlossen wurde, wussten wir es plötzlich, dass wir in Auschwitz waren. Ein Grauen überkommt mich, wenn ich an diese erste Nacht denke. Ein leiser Regen fiel, und in dem fahlen Mondlicht sahen wir in jedem Laternenpfahl einen Galgen und in jedem Löschwasserteich ein für uns vorbereitetes Grab. Wir glaubten, dass wir nie mehr aus dieser Hölle herauskämen. Am zweiten Tage schon begann unsere Arbeit. Unter starker Bewachung wurden wir in die IG-Farbenwerke geführt und mussten da mit abmontieren. Alles mussten wir tun, Maschinen auseinandernehmen, verpacken usw. Auch auf 10-14 m hohen Gerüsten haben wir, ohne angeseilt zu sein, arbeiten müssen. Eine grosse Freude hatte die Bewachung immer, wenn wir schwere Kisten schleppten oder uns mit grossen Maschinenteilen mühten. Sie selbst rührte natürlich keinen Finger dabei. Jeder Tag forderte seine Opfer, und zwar Opfer in jeder Beziehung. Täglich wurden meist junge Menschenkinder von grossen Rohren erschlagen oder stürzten vom Gerüst. Und wir, die wir am Leben blieben, wir beneideten die Toten. Vielleicht macht man uns heute allein den Gedanken, freiwillig sterben zu wollen, zum Vorwurf. Wir hatten Gott nicht vergessen, wir vertrauten ihm und flehten ihn um seine Hilfe an. Aber wir glaubten anfangs nicht daran,

stark genug zu sein, um all das Leid ertragen zu können. Nicht nur die schwere Arbeit und die Ungewissheit, was aus uns werden würde, liess uns verzagen, nein, wir schämten uns, dass der Russe so sehr Herr über uns war. In der Arbeit mochte er uns quälen, so viel er wollte; es machte uns nichts aus, dass wir nach zwölfstündigem Schuften in der Fabrik anschliessend auch noch nachts in den Kasernen aufräumen mussten. Aber dass sehr oft nachts Mädchen aus den Baracken geholt wurden und dann die Offiziere erfreuen sollten, das war zuviel und deshalb sehnten wir den Tod herbei. Von Woche zu Woche wurden wir getröstet, nach Hause zu kommen, aber wir glaubten nicht mehr daran. Wenn wir wenigstens in Oberschlesien gewesen wären und unter Deutschen gelebt hätten. So aber mussten wir auch noch Martern und grobe Beschimpfungen durch die polnische Bevölkerung – besonders Kinder und auch Zigeuner – über uns ergehen lassen. Durch Briefe, die ab und zu einmal ins Lager geschmuggelt wurden, hörten wir nur immer wieder, wie die Lebensverhältnisse daheim sich von Tag zu Tag verschlechterten. Es zog uns mit aller Macht heim, und doch konnten wir nicht fort. Wir spielten mit dem Gedanken an eine Flucht, erkannten dies aber bald als sinnlos. Die Männer, die solchen Gedanken in die Tat umzusetzen versucht hatten, wurden alle wieder ergriffen und wurden hart bestraft durch Prügel, Hunger, besonders schwere Arbeit, und nachts mussten sie im Kohlenkeller schlafen. Uns Frauen wäre es schätzungsweise noch viel schlimmer ergangen, also harrten wir aus. Doch schneller, als ich es je geglaubt hätte, wurde ich frei. Ende Juni wurde ich krank und schon am 2. Juli entlassen, weil die Ärztin darauf bestand, dass ich nach Hause käme, obwohl der Lagerleiter die ersten zwei Entlassungsscheine vernichtet hatte. Ängstlich und verschüchtert zog ich dann mit einer jungen Frau zusammen zum Bahnhof. Es war ein eigenartiges Gefühl, dass man endlich einmal wieder ohne soldatische Bewachung durch die Strassen gehen konnte. Ich selbst hatte meinen Mund verbunden, damit ich nicht zu antworten brauchte, wenn ich gefragt wurde. Ein einziges deutsches Wort

hätte genügt, um uns in das polnische Vernichtungslager, in dem ansonsten die Volksdeutschen aus den Beskiden untergebracht waren, zu bringen. Aber wir hatten Glück und kamen gut bis nach Hause.

Doch nicht lange sollte ich mich der goldenen Freiheit erfreuen dürfen. Am 24. Juli herrschte eine grosse Unruhe in unserem Wohnviertel. Die ganze Strasse wurde von der polnischen Miliz abgesperrt und aus den Häusern durfte kein Mensch heraus. Wir fürchteten, dass jetzt die Polen die jungen Frauen zur Arbeit holen und in die Lager stecken wollten. So versteckten wir uns auf dem Boden ganz dicht unter dem Dach. Plötzlich kam meine Mutter zu uns und sagte uns, dass die Bekannten aus den Nachbarhäusern abgeführt würden. Wir stürzten in die Wohnungen, zogen uns 3-4 Kleider übereinander, hatten gerade noch Zeit, die wichtigsten Papiere in die Tasche zu stecken, als auch schon die Polen kamen. Herzlos und höhnisch sagten sie: «Sie müssen raus aus der Wohnung, aber schnell.» Schon durchstöberten sie die einzelnen Zimmer und nahmen mit, was ihnen gefiel. Wir durften uns jeder eine Decke nehmen und packten zwei Kopfkissen darein. Als dies der Kommandant sah, der wie ein Wilder mit der Reitpeitsche an die Stiefel klopfend durch die Zimmer raste, sagte er mir: «Raus damit, der Pole will auch was haben!» So nahmen wir denn unsere Handtaschen und in der Aufregung – wie wir nachdem feststellten – einen leeren Koffer und wurden zum Auto geführt. Bald fuhren wir ab und landeten wieder hinter Stacheldraht. Das, was unser nun harnte, war unmenschlich. Zu 84 Personen wurden wir in eine enge Baracke gepfercht – Männer und Frauen, Urgrossmütter und Säuglinge. Vier Wochen lang haben wir auf dem Steinfussboden gelegen ...

Nach vierwöchiger Haft wurden wir vor eine Kommission gestellt und des Landes verwiesen. Schnellstens packten wir unsere Sachen zusammen und zogen heim. Heim! Wir hatten kein Heim mehr. Unsere Wohnungen waren inzwischen restlos ausgeplündert worden, und wir durften nicht mehr ins Haus. Eine ganze Stunde standen wir auf der Strasse und wussten nicht, wohin wir

sollten. Jeder hatte Angst uns aufzunehmen; drohte demjenigen doch nach solch einem Verbrechen – und das war es doch, wenn man einem Deutschen Obdach gab – das gleiche Schicksal, wie es uns getroffen hatte. Ich selbst konnte bei unserem früheren Kindermädchen bleiben. Meiner Mutter erging es weit schlimmer. Sie blieb mal hier und mal da. Das Leben wurde immer unerträglicher. Die Beihilfe der Mitmenschen blieb aus, denn ihr Opferwille war erschöpft. Der Hunger quälte. Zwar gab es inzwischen wieder alles zu kaufen, aber nur zu phantastischen Preisen, und wir hatten kein polnisches Geld. Meine Mutter wollte in der Heimat bleiben, solange es ging, bestärkt durch die Hoffnung, dass eines Tages mein Vater wiederkommen würde. Aber wir konnten uns nicht halten, da mich auch nun noch die polnische Miliz verfolgte, und mir ein Pole sagen liess, ich solle machen, dass ich verschwände. Es ist ein Hohn, und doch ist es wahr, dass wir ein Bittgesuch stellen mussten, um die Ausweisungspapiere zu bekommen.

Am 7. Oktober 1945 zogen wir aus unserer Heimat ab. Ungeheure Strapazen brachte uns die Reise. Nur bis Breslau kamen wir mit einem Zug. Dort wurden wir restlos ausgeplündert. Von nun an fürchteten wir uns vor einem Bahnhof, und da der ganze Zugverkehr überhaupt eine einzige Katastrophe war, und wir als Deutsche doch nur immer aus den Zügen herausgeworfen worden wären, blieb uns nichts anderes übrig, als zu Fuss weiterzumarschieren. Kilometer um Kilometer wanderten wir und waren dankbar für jedes Bündel Stroh, das man uns zum Nachtquartier gab. Manchmal hatten wir Glück und ein Russenauto nahm uns mit. Dabei passierte es uns, was oft als Mär hingestellt wird, dass ein Russe uns in den Wald fuhr, einige unserer Bekannten beraubte und uns dann mit angelegter Maschinenpistole jagte: So kamen wir hinter Forst an die Grenze. Nachdem unsere Papiere genau kontrolliert wurden und uns auch noch ein paar Kleinigkeiten, die wir mühselig bis hierher geschleppt hatten, abgenommen waren, konnten wir nicht schnell genug die Neissebrücke überschreiten.

Wir sind in Deutschland! Wir sind frei! Dieser Gedanke war immer in uns und liess auch die Strapazen und den Hunger der weiteren Reise überstehen. Unser Proviant war inzwischen verbraucht, und Lebensmittelmarken bekamen wir nicht. Aber wir schlugen uns durch. So recht frei und froh wurden wir aber erst, als wir auch bei Nacht und Nebel die russischenglische Grenze überschritten hatten. Und doch, hier in einem Flüchtlingslager ein wenig zur Ruhe gekommen, zeigte sich die Reaktion der drei Wochen langen Reise und überhaupt des Erlebens der vergangenen Monate in einem Nervenzusammenbruch und einem langen Krankenlager meiner Mutter.

Bericht Nr. 10 (aus *Hindenburg O/S.*)

Am Sonntag, dem 26. Januar am Vormittag kamen die Russen zum erstenmal in unser Haus. Es war eine von einem Oberleutnant geführte Gruppe, die das Haus nur oberflächlich untersuchte. Nach mehrtägigem Kampf, der sich zum grossen Teil an unserer Kirche, der St. Franziskus-Pfarrkirche in Hindenburg, Ortsteil Zaborze, abspielte, war es den Russen, von Gleiwitz kommend, gelungen, Hindenburg unversehrt zu nehmen und weiter nach Kattowitz vorzudringen. Im Ort selbst ereigneten sich aber die furchtbarsten Dinge: Plünderungen, nächtliche Überfälle, Vergewaltigungen usw. Dauernde Rekrutierungen zur Arbeit direkt von der Strasse weg, Verpflichtung der Frauen und Mädchen zur Schanzarbeit ausserhalb des Ortes trugen dazu bei, dass die Lage immer furchtbarer wurde. Das Schlimmste aber war der Hunger. Es gab wochenlang keine Marken. Die Geschäfte waren sehr bald von den Russen total geplündert worden. In der Woche des Aschermittwoch mussten sich alle Männer zwischen 17 und 50 Jahren stellen. Angeblich sollten sie im rückwärtigen Frontgebiet

zu Aufräumungsarbeiten herangezogen werden. In Wirklichkeit kamen sie alle in das Gefängnis, das als Internierungs-Durchgangslager benutzt wurde, von dort nach dem Grosslager Laband, um dann nach Russland abgeschoben zu werden. Es handelte sich in Hindenburg um 30'000 Männer, nur ein ganz kleiner Teil der Bergarbeiter wurde von der Internierung ausgenommen. Der allergrösste Teil dieser Männer – im Lager Laband waren zeitweise 50'000 Männer zusammengepfercht, oft unter freiem Himmel beim Fehlen jeglicher sanitären Einrichtungen – ist heute noch [Dez. 1946] in Russland, von einem Teil trafen aber bereits durch heimkehrende Kameraden Todesnachrichten ein. Bei der geringen Zahl der Heimkehrer handelt es sich durchweg um völlig arbeitsunfähig gewordene Männer, von denen die meisten bald nach der Ankunft in der Heimat starben. Dadurch, dass durch die Internierung Hindenburg zeitweise sehr männerarm war, war die Situation hinsichtlich Vergewaltigung usw. eine noch furchtbarere geworden. Deutscherseits hatte sich die KPD unter dem Namen «Komitee freies Deutschland» den Russen zur Mitarbeit angeboten, die darin bestand, dass sie für die Russen Spitzeldienste leisteten, bei Haussuchungen schärfer suchten als die Russen und auch sonst ihren Einfluss zur persönlichen Bereicherung und Ausübung persönlicher Rache benützten.

Am 19. März übergaben die Russen den Polen die Stadtverwaltung. Für den Anfang änderte sich nichts. Allmählich eröffneten die Polen aber die einzelnen Behörden, die durchweg mit Polen besetzt wurden. Es handelte sich meist um Leute aus dem früheren polnischen Staate, nur ganz selten um Hindenburger. Verschärft wurde die Situation in dem Moment, als die polnische Miliz an einzelnen Stellen der Stadt ihre Wachlokale besetzte. Eine neue Verhaftungs- und Plünderungswelle setzte ein, und man muss ehrlich gestehen, dass die Polen in den meisten Punkten die Russen übertrafen. Allerdings handelte es sich bei der Miliz um eine kommunistisch-polnische Organisation, die mit russischer GPU durchsetzt war und ist. Die polnische Minderheit bekam inzwischen ihre Ausweise. Es handelte sich, obwohl man alles zusammensuchte,

was man nur konnte, um ungefähr 300 Personen. Diese Zahl ist amtlich. Ich erfuhr sie von dem Führer der polnischen Minderheit in Hindenburg – der Name der Stadt war inzwischen in Zaborze umgewandelt worden –, der in unserem Pfarrbezirk wohnte und mir als praktizierender Katholik bekannt war, und den ich als im 3. Reich verfolgten Mann die ganze Zeit über bereits besonders seelsorglich betreut hatte. Die allgemeine Volksstimmung nahm die polnische Verwaltung nicht ernst und dachte auch nicht daran, dass es sich um eine bleibende Regelung handeln würde. Leider kam es anders. Im Laufe der nächsten Wochen bemühten sich dann weitere Familien, manche Geschäftsleute und Grundstücksbesitzer vor allem, um die Eintragung in die Polenliste. Weil aber den Polen die Polonisierung der Stadt zu langsam ging und weil die inzwischen eröffneten polnischen Schulen buchstäblich leer blieben, eröffnete man eine neue, sich immer mehr steigende Terrorwelle, um dadurch die Bevölkerung gefügiger zu machen, sich um die Eintragung in die polnische Volksliste zu bemühen. Die letzten, die das taten, waren die Bergarbeiter, und sie bildeten mit ihren Familien nicht nur zahlenmässig den Hauptprozentatz der Bevölkerung, sondern sind auch die bodenständige Bevölkerung überhaupt. Erst als man mit grossen Lohnkürzungen einschritt, mit Entlassung drohte und völligem Entzug der nur für die Arbeitenden inzwischen eingeführten Lebensmittelmarken, bequemten sich die Bergarbeiter langsam dazu. Ich kann als Seelsorgsgeistlicher, der mit dem Volke und im Volke lebte, und der wie kein anderer in den schweren Wochen und Monaten 1946 in allen Ortsteilen und Bevölkerungsschichten herumkam, nur eins bezeugen: dass bis auf ganz wenige Ausnahmen alle fluchend und wütend die Eintragung in die polnische Volksliste vollzogen. Die Männer nur deshalb, weil sie den Hunger ihrer Kinder nicht mehr mit ansehen konnten. Als es bekannt geworden war, dass mein Mitarbeiter und ich die Eintragung in die polnische Volkstumsliste nicht vorgenommen hatten, sagte man uns zu wiederholten Malen

– und das war das Urteil der Gesamtbevölkerung: Wenn ich so frei wäre wie diese, wenn ich keine Frau und keine Kinder hätte, dann täte ich es auch so. Es ist zwar jammerschade, denn dadurch werden wir unsere Priester verlieren, aber freuen tut es uns doch, dass wenigstens diese beiden zeigen, was Vaterlandsliebe und Wahrhaftigkeit eigentlich von uns allen fordern. Es war aber nicht so, dass wir die einzigen blieben, die die Eintragung nicht vornahmen. Allerdings mussten jene, die so wie wir es nicht getan hatten, vor oder nach uns die Heimat verlassen.

Nur einige Einzelheiten der polnischen Terrormassnahmen will ich erwähnen:

Lastautos kommen vorgefahren, Milizmänner dringen in die Wohnungen ein, zwingen die Leute, sofort ohne jegliches Verweilen die Wohnungen zu verlassen und die Autos zu besteigen. Die Fahrt geht in ein mit Stacheldraht umgebenes Barackenlager. Man hatte auf diese Art und Weise entweder ein ganzes Haus oder einen ganzen Häuserblock geräumt, der dann von aus Polen eingeströmten Familien bezogen oder geplündert wurde. Bei diesen Wohnungsausweisungen mit anschliessender Internierung wurden nur die ausgenommen, die die Eintragung in die polnische Volksliste nachweisen konnten. Dadurch wollte man auf die Bevölkerung einwirken, sich mit der Eintragung zu beeilen. Die 82jährige Mutter des aus Zaborze stammenden Pfarrers Kannia war auch in solch ein Lager gebracht worden. Durch Verbindung mit Angehörigen der polnischen Minderheit war es mir gelungen, sie im Lager zu besuchen: Es bot sich mir dort ein furchtbares Bild. Baracken ohne Stühle und Tische, ohne Betten, ohne Waschgelegenheit usw. in völlig verschmutzter Verfassung. An Verpflegung gab es mittags dünne Wassersuppe. Wem Angehörige kein Essen an den Zaun brachten, der musste eben verhungern. Unter den dort tage- und wochenlang Weilenden traf ich Frauen an, die einige Tage nach der Entbindung waren. Mehr als eine musste dort entbinden. Nur wer vom Lager aus die Eintragung in die polnische Volkstumsliste beantragte, wurde entlassen. Seine Wohnung be-

kam fast niemand mehr zurück, weil sie entweder schon bewohnt war oder völlig ausgeplündert. Diese Wohnungsausweisungen mit anschließender Internierung wurden wochenlang vorgenommen.

Die polnische Miliz, die dort Polizeiaufgaben wahrnehmen sollte, zu Hilfe zu rufen, war nicht nur lebensgefährlich, sondern auch für das letzte Hab und Gut gefährlich. Keine Vernehmung und Haussuchung ging ohne gründliche Plünderung vor sich. Was die eine Gruppe übrig liess, nahm die nächste mit. Besonders gefürchtet waren die Vernehmungen im Milizlokal. Dort ging es selten ohne Prügel ab.

Von den von der polnischen Staatspolizei verhafteten Personengruppen, von denen ein Teil in die neuerrichteten polnischen Konzentrationslager eingeliefert worden war, trafen laufend Todesnachrichten ein: In Massen starben in Myslowitz und anderen Lagern die Häftlinge an Hunger, Seuchen und entsetzlichen Grausamkeiten, die sie dort erlitten.

Bericht Nr. 11 (aus *Klosterbrück, Kreis Oppeln O/S.*)

Aus dem Tagebuch eines Priesters

21. 1.45. Nun kann der Sturm losbrechen. Die Kinder unseres Heimes sind weg, das Heim selbst kaum noch bewohnbar. Beim Sprengen der beiden Malapanebrücken sind Türen und Fenster zerstört, die Lampen von den Decken gefallen. Merkwürdig, das Volk will bleiben. Es fürchtet sich vor den Russen nicht. Dass man alle Frauen eines Dorfes vergewaltigt und die Männer alle zur Arbeit verschleppt haben soll, wird wohl übertrieben sein. Wehe uns, wenn Goebbels die Wahrheit gesagt hat!

22. 1.

. . . Eine Mutter mit einem kleinen Kind und einem zehnjährigen Jungen sucht Unterkunft. Sie will am Bahnhof nicht allein blei-

ben. Wir nahmen sie in unser Heim. Es ist Platz genug da. –

Hier sitzen wir jetzt im Heizungskeller unter der Kirche: drei Priester, vierzehn Hedwigs Schwestern, die Frau mit ihren zwei Kindern, ein polnischer Arbeiter und einige Angestellte aus der Wirtschaft. Mittags nach dem Angelusbeten stiegen wir hinunter. Das Maschinengewehrfeuer war schon sehr nahe. Auch Granaten müssen jetzt ganz in der Nähe einschlagen. Das Haus erbebt oft. Wie werden die Russen sein, fragt man mich oft. Ich frage mich selbst so. In Russland habe ich sie immer nur als Gefangene gesehen. Wie werden sie jetzt sein, da sie noch Waffen haben und Macht? – Nun ist die erste Begegnung vorbei. Wir sind erleichtert. So schlimm sind die ja gar nicht. Als wir die Russen in der Kirche über uns herumgehen hörten, haben wir uns gemeldet. Zwei Russen schauten nur rein, fragten, ob Soldaten hier seien. Eigenartige Spannung zusammen mit Furcht sprach aus diesen Gesichtern. Die ganze Nacht stand ein Russe im Eingang zu unserem Keller.

23.1. Immer noch sind wir im Keller. Nachdem die Truppen vorüber sind, die den eigentlichen Kampf tragen, kamen erst die Russen. Zunächst erschienen zwei, schossen einigemal mit der Pistole in die Decke und forderten Uhren. Mit vierzehn Armbanduhrn zogen sie ab. Die gaben wir gern. Dann kamen drei andere. Die drei Priester gingen mit ihnen zur Pfarrei. Der Pfarrer musste alles bringen, und die Russen bewirteten uns. Nur zwei Russen machten mit, der dritte stand abseits. Es war ein Pole, den man wohl mit Gewalt gezwungen hatte, mitzuziehen. Wie Raubtiere haben die Russen gefressen und Wein getrunken wie Wasser. «Der Krieg ist hier gut», sagten sie immer wieder. Wie sie satt waren, liessen sie uns laufen. Draussen schneite es, das Dorf aber stand in Flammen.

Aus dem Keller hat man uns dann herausgeholt und in die Kapelle geschickt. Da sollten wir bleiben. Sie war noch ganz unberührt, nur die Kerzen waren gestohlen. Die Nacht wär ruhig. Ab und zu hörte man Granaten. In der Frühe haben wir alle drei zelebriert. Russen, die reinschauten, gingen gleich wieder raus, ohne

zu stören. Dann aber begannen die Kontrollen. Jeder Russe, der uns in der Kapelle entdeckte, begann uns zu untersuchen und auszufragen.

25.1. Die ganze Nacht hindurch eine Kontrolle nach der anderen. Die Frau mit dem Kind hat man herausgeholt. Sie kam bald wieder und sagte, dass sie sofort eine Uhr bringen müsse, um nicht erschossen zu werden mit dem Kind. Mit einem kleinen Reise-wecker war der Russe zufrieden, vergewaltigte die Frau nur noch und schickte sie zu uns zurück. Mit dem kleinen Kind auf dem Arm kam sie weinend in die Kapelle. – Gegen Morgen wurde es ruhiger.

Wieder konnten wir in Ruhe das hl. Opfer feiern. Aus der Kapelle durften wir nicht raus. Ein Russe stand Posten. Früh kamen drei Frauen aus dem Dorf in die Kapelle. Der Pfarrer kannte sie nicht wieder. Furchtbarer Schrecken sprach aus ihrem Gesicht. Ganze Familien hatten die Russen erschossen. Man hatte ahnungslos gesagt, dass der Sohn in Russland gefallen oder dort auch nur gekämpft hatte. Mädchen, die sich nicht vergewaltigen liessen, und Eltern, die ihre Kinder schützten, wurden einfach erschossen.

26. 1. ... Heute früh kam ein langer Russe rein. Er grüßte englisch. Wir wurden nicht untersucht, sondern nur gefragt, ob wir Hunger hätten. So brachte er uns bald einen Eimer warme Suppe. Sie sei sehr fett, denn sie hätten unsere Schweine geschlachtet. Lange unterhielt er sich noch mit uns. Mohammedaner sei er, hat er uns gesagt. Im Laufe des Tages brachte er uns noch einen halben Zentner Zucker in die Kapelle, dieser gute Kerl.

27. 1. Heute durften wir Priester eine halbe Stunde aus der Kapelle heraus. . . .

28. 1. Die Nacht war unruhig. Heute hat nur einer von uns das Opfer gefeiert. Viele Schwestern werden schon sehr unruhig. Die schlafen ja noch viel weniger als wir. Oft kann man schon hören: Wären wir doch lieber geflohen ...!

Ich weiss nicht, wie mir zumute ist. Bin ich eigentlich froh oder bin ich es nicht? Bin ich dem Leben wiedergeschenkt und dem Tode entronnen oder dem Leben entgangen, um weiter im Land

des Todes zu weilen? Bald nach der hl. Messe kam ein Russe in die Kapelle. Einen Schneeanzug hatte er an, die Maschinenpistole auf dem Rücken und eine zweite Pistole in der Hand. Wie ein Herrscher stand er an dem Altar und musterte uns. Dann rief er unseren alten Pfarrer und ging mit ihm raus. Nach einer Viertelstunde kam er mit ihm zurück. Wie sah der Pfarrer aus! Vor dem Altar brach er auch zusammen und sagte nur noch: Erschiess mich, aber hier vor dem Altar. Von hier gehe ich nicht mehr weg! – Die Schwestern schrien: Nicht schiessen, nicht schiessen! Wie strahlte der Russe im Bewusstsein seiner Grösse und Macht. Mit grosser Geste liess er vom Pfarrer ab. Jetzt rief er den andern Priester und mich. Wir machten unsere Kniebeuge vor dem Allerheiligsten und folgten ihm aus der Kapelle. Draussen auf dem Gang wurden wir untersucht. Ausweise wollte er nicht sehen. Was dem Russen gefiel, nahm er sich mit, was er nicht brauchen konnte, warf er in den Dreck. Voll Blut waren die Gänge. Sogar die Brille nahm sich der Russe, setzte sie auf und schrie: Ah, Professor! Als er nichts mehr fand, führte er uns in den Keller. Wir mussten uns an die Wand stellen, er zog die Pistole und zielte. Ich dachte nur noch: Herr, ich will sterben, damit Deutschland christlich lebe! Der Russe aber schoss nicht. Er nahm uns wieder rauf, untersuchte uns noch einmal, zog uns aus, brüllte immer wieder auf uns ein, was wir nicht verstanden. Schliesslich ging es wieder in den Keller. Der andere Pater kniete nieder und breitete seine Hände aus. Das wollte der Russe nicht haben. So standen wir nebeneinander. Mein Ordenskreuz wollte er nicht sehen. Ich musste es abnehmen. Die Pistole wurde durchgeladen. Wieder zielte er mir ins Gesicht. Ich weiss nicht, wieso ich so ruhig war. Ich schaute ihn an. Da brüllte er auf und ging weg. Wir haben ihn nicht mehr gesehen. So zogen wir uns an, suchten aus dem Dreck, was der Russe nicht mitgenommen hatte, und gingen wieder zu den anderen in die Kapelle. Die hatten Schüsse krachen hören und meinten, wir seien schon lange tot. Der Herr wollte unser Opfer nicht haben.

30. 1. Der gestrige Abend war grauenvoll. Ein alter Offizier mit grauem Haar kam und unterhielt sich ganz freundlich mit dem Pfarrer. Im Vertrauen sagte er uns, dass hier schwere Kämpfe bevorständen. Auf der anderen Oderseite sei deutsche SS mit schweren Waffen. Es wäre schon besser, wenn wir von hier weggingen. Ich traute ihm nicht. Seine Augen sagten mir, dass das alles Lüge sei. Der Pfarrer erklärte ihm dann, dass wir dennoch hierbleiben wollten. Da begann er sich auf einmal nur noch für die Schwestern zu interessieren. Plötzlich wankte er durch die ganze Kapelle, brach vor dem Altar zusammen und lag da und stöhnte. Als der Pfarrer ihn fragte, was ihm eigentlich sei, sprang er auf, zog seinen Degen und schlug damit wütend auf die Bänke. Er ging zu dem anderen Pater, nahm dessen Kopf, legte ihn auf die Bank wie auf einen Bock und tat, als wollte er ihn schlachten. Dazu redete er wild, was wir nicht verstanden. Plötzlich schlug er dem Pater auf den Kopf, dass er sofort blutete. Da wurde der Russe erst recht wild, stürzte sich auf einige Schwestern, riss denen die Kleider auf und schlug mit seinem Degen auf sie ein. Schliesslich nahm er sich eine junge Schwester hinten in die Ecke, um sie zu vergewaltigen. Wir konnten nichts tun, beteten aber mit grosser Glut. Da ging vorn am Altäre die Tür auf und ein junger Offizier stand lang und mächtig in der Tür. Der begriff gleich, was hier vor sich ging, rannte nach hinten, warf den alten Offizier wie einen Mehlsack auf den Boden, setzte ihm den Fuss auf die Brust und entriss ihm den Degen. Dann rief er zwei Soldaten, und wie ein Stück Holz warfen sie den alten Offizier zur Kapelle raus. Zu uns sagte er: wir sollten uns nicht fürchten, der käme nicht mehr hier herein. Vor die Kapelle stellte er Posten, die die ganze Nacht auch keine Russen rein liessen. So hatten wir eine stille Nacht. Dank sei Dir, Gott! Denn aus grosser Not hast Du uns errettet!

2. Februar. Nun bin ich nicht mehr im Kloster, sondern hier bei einem Pfarrer. Am 31. Januar waren mehrere Offiziere in die Kapelle gekommen und hatten erklärt, dass wir in zehn Minuten das Haus verlassen haben müssten. Es war nichts dagegen zu machen. So nahm jeder etwas von seinem Gepäck, das er in der Ka-

pelle bei sich hatte. Es war eine kalte, windige Nacht, als die Russen uns aus dem Haus führten. Auf der Strasse liess man uns allein ziehen. Wir wollten 7 km weiter in das Nachbardorf. Vor jedem Haus standen Posten, die uns anhielten, etwas von dem Gepäck Wegnahmen und uns weiterziehen liessen. Auf halbem Wege wurden wir von Posten aufgegriffen, in ein leerstehendes Haus gebracht und für die Nacht dabegehalten. Wieder nahm sich jeder Russe, was er wollte, und belästigte die jüngeren Schwestern. Nächsten Tag verteilten wir uns dann auf die einzelnen Bauerngehöfte. Ich zog mit vier Schwestern ins nächste Dorf zum Pfarrer. Auch dessen Haus ist bis auf den letzten Platz voll von Russen, aber in sein Schlafzimmer lässt er keinen rein. Die Russen aber fügen sich. So habe ich es hier gut, habe schon einen ganzen Tag keinen Russen gesehen, nur hören kann ich sie den ganzen Tag und die ganze Nacht.

28. 2. In der Nacht gab es Sturm auf der Pfarrei. Russen kamen und suchten nach Waffen. Mich sperren sie ein und wollten mit dem Pfarrer allein verhandeln. Im Weinkeller sollten die Waffen sein. Sie fanden nichts. Endlich sagten sie, dass sie nun Wein wollten. Der Pfarrer erklärte, es sei keiner mehr da. Das glaubten sie nicht. Drohten mit der Pistole. Es half aber nichts. So nahmen sie den Pfarrer mit im Auto. Nächsten Tag kam er wieder. Die Russen hatten ihn nicht weit gefahren, dann zurückgeschickt mit dem Auftrag, er solle sofort Wein besorgen. In einer Stunde wollten sie wieder kommen und die Pfarrei in Brand stecken, wenn sie keinen Wein bekämen. Der Pfarrer hatte in einem fremden Haus gewartet und geschaut, ob sein Haus schon brennt. Nichts war geschehen.

10. 3. Heute war ich wieder einmal im Kloster, in dem ich den Russeneinfall erlebte. Die Schwestern waren damals nur wenige Tage im Dorf zerstreut. Von Russen, die sich rühmten, der deutschen SS zu entsprechen, wurden sie mit Peitschen ins Kloster zurückgeholt. Die ersten Tage mussten sie zusammen mit dem Pfar-

rer das Haus reinigen. Was überhaupt zu stehlen war, war schon weg. Vollständig verwüstet ist auch die Pfarrkirche. Der Tabernakel zerbrochen, das Allerheiligste ausgeschüttet und zertreten. Teile von Kelchen und Monstranzen fanden die Dorfleute auf Wiesen. In der Sakristei hatten die Russen Schweine geschlachtet und liegengelassen, was sie nicht brauchten. Alle liturgischen Gewänder sind weg. Im Kloster richteten die Russen ein Lazarett ein. Die Schwestern müssen arbeiten. Als die Russen wieder abzogen, blieben die Schwestern in ihrem Haus.

11. 3. Alle Männer, die noch da sind, müssen sich melden. Mit dem Pfarrer waren wir dort. Man hat uns wieder nach Hause geschickt.

12. 3. Die Männer bringt man in grosse Lager. Man staunt, wieviel Männer eigentlich noch da sind. Ob die nach Russland sollen?

14. 3. Polnische Miliz kam ins Dorf und eröffnete eine Polizeistation. Das Dorf atmet auf.

15. 3. Versammlung. Die neue Miliz stellt sich vor. Das Volk ist enttäuscht. Jedes deutsche Wort ist verboten. Möbel und Hausrat für den Milizposten soll das Volk liefern, ebenso Wäsche und Lebensmittel. Wie bei den Nazis ist der Ton, sagt das Volk.

17. 3. Aus dem Nachbardorf kam böse Nachricht. Früh ging ich bald hin. Das Kloster fand ich leer. Die Schwestern waren im ganzen Dorf zerstreut und verborgen. Die Oberin erzählte: Gestern abend waren Russen angekommen und hatten das Kloster erbrochen. Der Pfarrer und der Pater wurden in einem Zimmer festgesetzt und bewacht. Die Schwestern versammelte man in einem Zimmer. Einige junge Schwestern hatten sich rechtzeitig am Boden im Wasserbecken versteckt. Die anderen wurden umso schlimmer behandelt. Die Schwestern wehrten sich, so gut wie sie nur konnten. Es half ihnen alles nichts. Mit brutalster Gewalt wurden sie vergewaltigt, selbst Schwestern, die schon achtzig Jahre alt sind. Vier Stunden haben sie da getobt und im Hause herumgeschossen. Früh haben die Russen im Dorf sich gerühmt, dass es im Kloster keine Jungfrauen mehr gäbe.

20. 3. Zwei Mütter klagen, die Russen hätten ihre Töchter ins nächste Dorf mitgenommen und geben sie nicht frei. Tag und Nacht werden sie da von Offizieren missbraucht. Andere Mütter kamen um Taufscheine. Die Russen haben ihre vierzehnjährigen Jungen mitgenommen. Man will ihnen nicht glauben, dass sie noch so jung seien. – Polnische Miliz hält Haussuchungen und stiehlt, was die Russen noch dagelassen haben.

27. 3. Täglich kommen Russen und suchen Frauen und Mädchen zur Arbeit. Mit den Kolben treiben sie zusammen, wen sie nur finden. Eine Polin, die früher einmal hier im Dorf gearbeitet, zeigt den Russen, wo sie jemand finden müssten. Eine Tochter treibt man mit Kolben vom Krankenbett ihrer Mutter, die ohne Pflege zurückbleibt. Kleinen Kindern nimmt der Russe die Mutter. Mit dem Pfarrer versuchten wir uns einzuschalten. Mit dem Gewehrkolben wurden wir verjagt. Wer erwischt wird, muss sofort, wie er ist, auf die Strasse. Er darf sich nicht anziehen oder sich etwas mitnehmen.

28. 3. Auf dem Wege zur Stadt wollte mich ein Flintenweib zur Arbeit mitnehmen. Sie gab mich aber schliesslich doch wieder frei.

1. 4. Ostern. Zu den Kindern habe ich deutsch gepredigt. Am Nachmittag wurde der Pfarrer verhaftet und abgeführt. Wie einen Verbrecher führte die Miliz ihn durchs Dorf. Wieder hat man strengstens jedes deutsche Wort verboten. So muss nun jeder Religionsunterricht ausfallen. Wenn auch die Erwachsenen hier in Oberschlesien das sogenannte Wasserpölnisch sprechen, die Kinder verstehen nichts davon. Wieder ist der Satan da. Die Uniform hat er gewechselt, seine Gesinnung hat ihn aber schnell verraten. Der neue Satan scheint fast noch gefährlicher: er rühmt sich, katholisch zu sein, und spricht immer wieder von Czenstochau.

24. 4. Auf dem Wege zur Stadt sah ich längs des Eisenbahndammes grosse Lager. Polen aus der Ukraine sollen das sein, die von den Russen mitgetrieben wurden. Niemand kümmert sich um sie. Ein deutscher Priester, der gut polnisch spricht, hält ihnen

jeden Sonntag Gottesdienst. Er erzählte mir, dass das arme, gute Menschen seien, die man von Haus und Hof vertrieben habe.

12. 5. Ein polnischer Arzt schickt eine deutsche Frau mit ihrem Kinde, das krank ist, weg. «Sie haben ja doch kein Geld, um meine Arbeit zu bezahlen», bemerkt er dazu.

18. 5. Immer schärfer wird der Kampf gegen alles, was deutsch ist.

25. 5. Unterwegs nach Berlin, in Liegnitz an der Autobahn: Volk aus deutschen Dörfern wird von polnischer Miliz vertrieben. Alte Männer und Frauen und Kinder, Kranke auf Wagen, so ziehen diese traurigen Prozessionen daher. In zehn Minuten mussten sie das Dorf räumen . . .

29. 5. In Cottbus auf der Strasse traf ich Bekannte: Zwei junge Leute, Mann und Frau mit einem Kinderwagen, in dem eine Schachtel lag. «Da ist unser Kind; wir wollen es beerdigen. Das andere haben wir vor acht Tagen hier begraben. Die Kinder sind verhungert. Oder vielleicht hat ihnen sonst etwas gefehlt. Keine Lebensmittel, kein Arzt, keine Medikamente!»

12. Juni.* In Berlin ist die Not gross. Aber immerhin, die haben nur die Russen, wir haben dazu die Polen, und das Volk sagt schon, die seien noch schlimmer.

19. 5.* In Lübben am Bahnhof standen viele Flüchtlinge aus Schlesien. Wie Ungeziefer umschwirrten sie, die viel Gepäck hatten, zehn- bis vierzehnjährige Ukrainerjungen. In aller Öffentlichkeit wurde geraubt. So hatte ich früher in Büchern von russischen Jugendräuberbanden gelesen.

10. 6. Heute kam ich nach Beuthen. Furchtbar tobt da die Miliz gegen die Deutschen. Strasse für Strasse wird gesäubert. Mit ganz wenigen Sachen führt man die Menschen ab. Die Männer im Feld oder von den Russen verschleppt. Wo bringt man die Menschen hin? Man spricht von Auschwitz.

11. 6. Noch schlimmer geht es in Gleiwitz zu. Von den alten Bekannten trifft man kaum noch jemanden. Die anderen fragen, wie lange soll das noch weitergehen?

* Die beiden Eintragungen stammen offenbar vom 1. und 9. Juni.

17. 7. In unserem Dorf grosser Krach bei der Miliz. Der Kommandant erschiessst erst einen Polen und dann sich selbst. Niemand wundert sich eigentlich.

3. 8. Dauernde Haussuchungen durch die Miliz. Das nächtliche Verschleppen der Deutschen nimmt solche Formen an, dass die Angehörigen nicht länger bleiben wollen.

9. 8. Mit der Bahn ging es gut bis Liegnitz. Da standen wir den ganzen Tag. Da kamen Züge, in denen Deutsche aus Oberschlesien waren. Die Güterzüge waren geschlossen. Nur durch die Fenster schauten sie raus. Schon fünf Tage waren sie eingesperrt, wie sie sagten. Männer, Frauen, Mädchen, Kinder. Essen gab es nicht. . . .

20. 8. Wie wir aus dem polnisch besetzten Gebiet draussen waren, atmeten wir alle auf. Hatten wir auch alles verloren, so sahen wir doch keine Polen mehr. Die Angehörigen liessen wir hier, und mit einem anderen Priester fuhr ich gleich noch einmal nach Oberschlesien zurück. Eine Nacht fuhren wir bis Liegnitz. In dieser Nacht sind wir wohl zwölfmal von Räufern überfallen und durchsucht worden. Gestohlen hat man uns freilich nichts, denn wir hatten wirklich nichts mehr mit, was man uns noch hätte nehmen können. Bevor es ins polnisch besetzte Gebiet über die Lausitzer Neisse ging, stiegen wir auf einen Zug, auf dem wohl 700 Deutsche waren, die ahnungslos nach Schlesien zurückfuhren. Nur wenige liessen sich von uns überreden und stiegen vorher lieber ab. Hinter der Neisse wurde der Zug von polnischer Miliz angehalten. Alle Deutschen mussten absteigen und wurden in ein Lager getrieben. Dort hat man ihnen die Sachen abgenommen und sie dann am nächsten Tag über die Neisse zurückgeschickt. So haben sie sich nach den Schrecken der Flucht die Heimkehr in die Heimat nicht vorgestellt.

23. 8. Eines ist mir schon öfter aufgefallen: Die Russen sind freundlicher zu uns, wenn sie erkennen, dass wir nicht Polen, sondern Deutsche sind. Oft wurde ich sogar danach gefragt. Ob die Russen schon gemerkt haben, dass sie mit den Deutschen eigentlich ganz gut auskommen? Man sollte eigentlich niemals sagen:

so ist der Russe. Das wird immer falsch sein. So gross und verschieden wie das Land sind auch die Menschen. Was die Russen in einem Dorfe tun, das ist im anderen schon wieder ganz anders, ja, schon ein einzelner Russe ist heute so und morgen anders. Ich weiss Fälle, da haben die Russen mit roher Gewalt die Mutter vergewaltigt, während die Kinder zuschauten. Dann blieben sie noch da, nahmen die Kinder auf die Arme, gaben ihnen Brot und Butter und Zucker und freuten sich. Ich glaube, wenn die den Bolschewismus nicht hätten, wären sie ganz andere Menschen. Deren Bosheit ist anders als etwa die Bosheit der Polen. Die Bosheit der Miliz erinnert an die Bosheit der SS. Sie ist kalt und giftig, die der Russen dagegen warm.

18. November 1945. Das dritte Mal bin ich nach Schlesien gekommen. Breslau erholt sich gar nicht vom Krieg. Die Deutschen tragen weisse Binden. Man sieht damit, dass viel mehr Deutsche da sind als Polen. Der Gottesdienst ist hier noch deutsch. In der Grafschaft soll jetzt das Deutsche allerdings schon verboten sein.

Bericht Nr. 12 (aus *Schalkendorf und Umgebung, Kreis Oppeln*)

Eine furchtbare allgemeine Panik war unter der Bevölkerung Schalkendorfs ausgebrochen, als es hiess: «Die Russen kommen!» . . . Die Leute verblieben zu 90 Prozent, aber mancher musste sein Bleiben doch mit dem Leben bezahlen. Von vielen derartigen Fällen will ich nur ein überaus trauriges Ereignis berichten:

Im nahen Walde hielten sich deutsche Soldaten versteckt. Nach der Besetzung des Dorfes begann die Suche und die Jagd nach ihnen; man verdächtigte die Leute, dass sie welche verborgen hielten. Ein älteres Ehepaar in einem kleinen Häuschen in der Nä-

he des Waldes, in das sich auch ein alter Mann aus dem Dorfe geflüchtet hatte, wurde beschuldigt, einen deutschen Soldaten versteckt gehalten zu haben; man suchte und fand ihn nicht. Daraufhin vernagelten die Russen Fenster und Türen und zündeten das Haus an, so dass die drei alten Leute dort elend verbrannten. – In Kupp wurde das Dorf zur Hälfte verbrannt, darunter auch die evangelische Kirche und das Pfarrhaus. Es wird erzählt, dass ein Hi tier junge einen russischen Hauptmann erschossen habe, daraufhin musste er für sich und seine Eltern das Grab schaufeln, dann wurden sie erschossen. Auf Grund dieses Anschlages haben die Russen in Kupp so gewütet und viele Menschen getötet und etwa 70 Häuser verbrannt. Im Pfarrhause hatten 90 Personen, zumeist Frauen und Mädchen, Zuflucht gesucht; trotz der Ernährungsschwierigkeiten gelang es dem Pfarrer, den Unterhalt für alle diese Personen zu beschaffen, wobei Gottes Schutz und Hilfe sichtbar waren. Leider aber brachen eines Nachts betrunkene Russen ein. Zum Schutze der Frauen und Mädchen hatte sich der Pfarrer Grelich² (der dort als Pensionierter seine Wohnung hatte) vor das Zimmer gestellt, wo die Frauenspersonen versammelt waren, und verwehrte den betrunkenen Soldaten den Zutritt. Da erschossen sie ihn und schleiften die Leiche sofort hinunter in den Garten. In Brünne wurde der junge Pfarrer Janotta erschossen, in Rutenau wurde P. Dr. Zimolong³ von Russen oder Polen erstochen. Zum Schluss sei noch darauf hingewiesen, dass viele Frauen und Mädchen zu Märtyrinnen geworden sind, weil sie ihre Unschuld verteidigten. In Döbern wurde ein Mädchen, Maria W., von einem Russen erschossen, weil sie sich weigerte, sich missbrauchen zu lassen. Aus einem Hause am Walde in Döbern flohen Frauen und Kinder, etwa 15, um sich den Belästigungen durch die Russen zu entziehen. Sie wurden alle von den Russen zur Strecke gebracht. – Viel Grauenhaftes haben die armen Leute damals erlebt, dauernd waren sie in Angst und Schrecken; es gab aber auch einige gute Russen, die den Leuten in ihrer Not geholfen haben . . .

Bericht Nr. 13 (aus Neustadt O/S.)

Bald am Anfang des Jahres 1945 änderte sich wesentlich das Bild der Pfarrgemeinde. Am 18. Januar wurden plötzlich die Schulen geschlossen, und am gleichen Tage kamen Tausende von Flüchtlingen aus dem Industriegebiet mit Sonderzügen nach Neustadt. Etwa 40'000 Menschen strömten in den Stadt- und Landkreis ein. Der Russe war in das oberschlesische Land eingebrochen und bis Gross-Strehlitz vorgedrungen . . . Da die Neustädter das furchtbare Flüchtlingseleid von anderen, die zu Abertausenden durch die Stadt zogen, miterlebten, konnte sich nur ein kleiner Teil der Bevölkerung entschliessen, die Stadt zu verlassen. Man wollte der Greuelpropaganda der Partei nicht glauben. Leider war die Wirklichkeit schlimmer als die Greuelnachrichten der Zeitungen, wie sie die Gemeinde später erlebten musste . . . Am Passionssonntag, den 18. März 1945, drang der Russe raubend und plündernd in die Stadt ein und das grosse Leid begann.

In der Nacht vom 7. zum 8. August wurden in allen Strassen Zettel an die Mauern geklebt mit folgender Bekanntmachung: Alle Deutschen haben nur mit 25 kg Gepäck sofort an den Haustüren bereit zu stehen! Bald kam die polnische Miliz und trieb mit Gewehrkolben und Peitschenhieben die Bevölkerung ins Getto. Die Fisch- und Töpferstrasse, sowie Meierbleiche waren den Deutschen als Getto zugewiesen worden. Am gleichen Vormittag kamen 17 Milizleute in die Pfarrei, die sie durchsuchten und plünderten. Auf dem Ring wurden alle noch einmal ausgeplündert, so dass sie mit nichts ins Getto kamen. Infolge des zusammengepressten Wohnens waren die Zustände im Getto unhaltbar und die Ernährung fast unmöglich. Etwa zehn Tage war das Getto von der Miliz vollkommen abgesperrt, so dass niemand in die Stadt konnte. Die Menschen waren verzweifelt. Nach den Russen jetzt die grausamste Misshandlung durch die Polen, die ihnen das Letzte nahmen. Bald wurden sie zur Arbeit geholt und mussten

oft ohne Entschädigung für mangelhafte Beköstigung für den Polen wie ein Sklave arbeiten. Politisch verdächtige Männer waren bereits von den Russen in das Innere Russlands verschleppt worden. Jetzt hauste die polnische Gestapo schlimmer als die deutsche und misshandelte Deutsche in grausamster Weise und sperrte sie wochenlang in Keller ein. Der Hass kannte keine Grenzen. Immer wieder bekam man zu hören, die Deutschen hätten es genau so gemacht. Leider mussten die Unschuldigen jetzt dafür büssen. Die wahrhaft Schuldigen waren längst vor dem Einfall der Russen fort. Jeder Deutsche musste jetzt eine weisse Armbinde mit einem schwarzen grossen N, d.h. Niemcy — Deutscher, tragen. Alle trugen diese als Ehrenzeichen und bekannten damit ihr Deutschtum. Bewundernswert war die Haltung der Gemeinde . . .

Bericht Nr. 14 (aus *Dittersdorf, Kreis Neustadt O/S.*)

. . . Der «Hoheits träger» Amts vor Steher Paul Simon und Gendarmeriemeister Pratsch waren in ihren Autos beizeiten geflüchtet, hatten aber die Listen der NSDAP-Mitläufer schön in ihren Schreibtischen liegenlassen. So ging leider die Jagd auf die Männer bis zu 56 Jahren los, und wahllos wurde eine grosse Anzahl zusammengetrieben, verschleppt; sie starben teils im Kaukasus oder wurden von den nach den Russen eingestürmten Polen im «Vernichtungslager» Lamsdorf zu Tode gequält. . .

. . . Mitte Juni 1945 tauchten schon einzelne Polen auf, mit altem Plunder, und setzten sich in den Wirtschaften fest. Mit Maschinenpistolen bewaffnet, trieben sie ihr Unwesen. Am 1. Juli waren schon so viele in unsere Dörfer eingesickert, dass des Sonntags zu früher Morgenstunde immer ein Dorf von den Banditen umstellt und planmässig Haus für Haus durchstöbert und unter der Parole,

nach versteckten Waffen zu suchen, alles geräubert und mitgenommen wurde, was vor den Russen noch mühsam gerettet worden war, vor allem Lebensmittel. Inzwischen kamen auch grosse Abteilungen der polnischen Miliz, verwegene, freche Burschen, meistens alte Partisanen, Zuchthäusler und KZ-Leute. Ihr Verhalten, auch das der Offiziere, auch gegen Priester und Ordensleute, war abscheulich. Alle waren ständig betrunken und liessen ihre Wut gegen die Deutschen hemmungslos aus. Demgegenüber waren die mit den Russen verlebten Wochen angenehm. Ja, wir sehnten uns nach durchziehenden Russen, die öfters die Polen in ihre Schranken wiesen. Anfangs konnte ich noch ungestört deutschen Gottesdienst halten. Dann und wann kam ein polnischer Geistlicher, um in seiner Sprache Gottesdienst zu halten, aber er wollte nicht am Ort Quartier nehmen, weil er nicht, wie er sagte, bei diesen bolschewistischen Banditen wohnen möchte. – Die ansässigen Bauern waren schon längst aus ihren Besitzungen herausgejagt und in Kammern und Dachstuben zusammengedrängt worden . . .

Schliesslich kam auch der Pfarrer an die Reihe. Eines Nachts wurde ich durch Hilferufe geweckt. Vier betrunkene Polen hatten sich unter Anführung eines früher bei mir beschäftigten Arbeiters den Eintritt ins Pfarrhaus von der Eingangstür und vom Garten her gewaltsam erzwungen und schlugen meine Schwägerin und meine Wirtschafterin schwer ins Gesicht. Als ich auf die Notschreie notdürftig bekleidet zu Hilfe kam, stürzten sie sich mit aller Wut unter gemeinsten Schimpfworten auf mich. Während einer meine Hände festhielt, schlugen andere mir ganz erbarmungslos mit den Fäusten ins Gesicht und auf den Kopf. Ein Kinnhaken liess mich zu Boden fallen, man trat auf mir herum. Als das Ringen in die Nähe der Haustüre kam, entschlüpfte ich auf den Hof ins Freie, aber der Kampf ging weiter. Die Lumpen holten mich ein, stellten mir ein Bein, so dass ich auf die Steine fiel und mir das Gesicht blutig schlug, – das Schlagen und Treten ging aber weiter, bis ich mich nicht mehr erheben konnte und meine letzte Stunde gekommen glaubte, – ich betete. Da gellen die Hilferufe meiner Haushäl-

terin auf der Dorfstrasse in die Nacht hinein. Als in der gegenüberliegenden Mühle Licht gemacht wurde, liefen die Verbrecher fort. In letzter Minute ward ich gerettet. Dick geschwollenes, blutendes Gesicht, schmerzende Beulen auf der Schädeldecke, vor allem am Hinterkopf, grosse Schmerzen an den Rippen und am linken Hüftknochen waren der Dank der «edlen» Polen dafür, dass ich mich immer für sie eingesetzt und ihnen trotz Hitlerverbotes Zutritt zum Gottesdienst in der Pfarrkirche gewährleistete hatte. ... – Drei Tage nachher kam die Tragikomödie. Was es an hohen Offizieren der Räubermiliz im Ort, in der Nachbarschaft und Stadt gab, kam zu mir, um ihr Bedauern auszusprechen, die Übeltäter sollten streng bestraft werden, was aber natürlich nie geschah.

Bericht Nr. 15 (aus *Langenbrück, Kreis Neustadt O/S.*)

Am Sonntag, den 2.9.1945 explodiert vormittags zur Zeit, als die Gemeinde aus dem Gottesdienst heimgeht, auf der Chaussee am Bahnübergang eine Mine. Betrunkene polnische Soldaten waren mit einer Kutsche hin und her gefahren und am Wegrand auf die Mine geraten. Alle wurden verletzt, aber keiner getötet. Langenbrück war drei Monate lang (März bis Mai 45) Kampfgebiet. Daraufhin werden am Abend 20% Uhr alle deutschen Männer im Alter von 14 bis 60 Jahren, deren die Polen habhaft werden können, aus den Häusern und Betten geholt. Im Ganzen sind es ca. 56 Mann.

Sie werden zum Verhör nach Neustadt O/S. zur «Überpieczenstwo» gebracht. Man fragt uns aber weniger nach der Explosion als nach Parteizugehörigkeit usw. Vor allem aber nach verstecktem Hab und Gut. Alle werden misshandelt. Besonders die Jungen schlägt man so lange, bis sie die Verstecke verraten. Diese werden dann in den folgenden Tagen ausgeräumt.

Am 9.9 werden wir 78 Mann in einem grösseren Personenabteil nach Lamsdorf (polnisches Straflager für Deutsche) verladen. In Lamsdorf muss sich jeder einzeln in der Wachstube melden und wird anschliessend im Nebenzimmer so lange geprügelt, bis er sich als Partisane bezeichnet oder der Kommandant befiehlt aufzuhören. Keiner von uns hat sich dieses falsche Geständnis erpressen lassen. Die ersten drei Wochen durften wir unsere Baracke nicht verlassen, nur früh geschlossen zum Austreten und abends zum Appell. Während dieser ganzen Zeit gab es willkürliche Misshandlungen durch die Wachposten und die sogenannten «polnischen Kommandanten», d.h. solche Deutsche, die auch das Polnische beherrschten und sich durch ihr Verhalten Vorteile verschaffen wollten. Es wurde nachts geweckt, nach Parteizugehörigkeit gefragt, und dann begannen die Prügeleien. Bei den Schuh-App eilen – alle Schuhe mussten ausgezogen und über Nacht in Reihen zusammengestellt werden, verschwanden immer wieder die besten Schuhe. Ebenso wurden den Gefangenen durch die Posten nach und nach alle besseren Kleidungsstücke genommen oder in minderwertiges Zeug umgetauscht.

An Verpflegung gab es früh zwei Kartoffeln, mittags $\frac{1}{4}$ Liter Suppe, abends eine Schnitte. Auf, die Dauer wären die Männer verhungert, wenn die Frauen unseres Dorfes nicht abwechselnd jede Woche einmal den Weg von Langenbrück nach Lamsdorf (42 km) zu Fuss gemacht hätten. Sie bestachen die Posten und konnten auf diese Weise die Männer einige Minuten am Zaun sprechen und ihnen einige Lebensmittel aushändigen.

In späteren Wochen und Monaten war die Behandlung besser. Der Vater arbeitete als Schuster für polnische Soldaten. Der Sohn im Aussendienst bei den Bauern, dann bis zum 2. Weihnachtsfeiertag mit 20 Mann im Sägewerk Zierz in Lamsdorf. Dort war die Behandlung menschlich.

Im Januar und Februar waren wir grossenteils mit dem Aufgraben von Massengräbern beschäftigt. Diese Ausgrabung war durch die Russen befohlen. Angeblich sollen in Lamsdorf hunderttausend Polen und Russen begraben liegen. Wir haben etwa 20 Grä-

ber zu je 100 Toten aufgegraben. Nachdem durch russische Ärzte festgestellt war, dass die meisten Toten an Krankheiten verstarben, wurde unsere Behandlung menschlicher.

Im Februar und März brach schwerer Typhus im Lager aus. Täglich starben ungefähr neunzehn Menschen. Unser Zimmer zählte anfangs 70 Mann, zuletzt nur noch 34. Von den 56 Langenbrückern sind 13 Mann am Hungertyphus gestorben. Unter den vielen Gefangenen des Lagers Lamsdorf befand sich u.a. das gesamte Dorf Bielitz, Kreis Falkenberg. Von diesem Dorfe sind fast sämtliche Einwohner im Lager gestorben, meist verhungert. Zuletzt waren noch fünf Menschen übrig. Die Toten wurden durch Gefangene kunterbunt in Massengräber geworfen. Die Posten machten sich ein Vergnügen daraus, die Gefangenen abwechselnd in die Grube und an den Grubenrand zu kommandieren, zum Hohn mussten sie Gebete sprechen und Marienlieder singen.

Bericht Nr. 16 (aus *Langenbrück-Wiese Gräfl.*,

Kreis Neustadt O/S.)

. . . Da kamen Ende Juni 1945 polnische Siedler aus der Lemberger Gegend und Krakauer Kommunisten als polnische Verwaltung. Die Deutschen wurden zusammengedrängt, enteignet, vielfach misshandelt, immer wieder von neuem geplündert. Als ich einmal nach dem früheren Pfarrhof und Pfarrgarten sehen wollte, wurde ich von Milizern unter Androhung des Erschiessens gezwungen, mit den Händen Mist wegzuräumen. Die Felder und der Wald um Langenbrück waren mit Minen verseucht. Alle Augenblicke geschahen Unglücke, wohl zehn mit tödlichem Ausgange erlebte ich. Als ein Pole einmal auf eine Mine trat, wurden die deutschen Männer der Gemeinde zusammengeholt und grundlos in schwerster Weise verprügelt, auch Lehrer Ecke, der anfangs als ehemaliger Hauptmann verhaftet wurde. Es gelang mir aber, ihn

zu entlasten und frei zu bekommen. Das glückte mir aber leider nicht, als der Bauer Jos. Rohner in Wiese verhaftet und in Neustadt gefangen gesetzt wurde. Bei meinem dortigen Eintreten für ihn wurde ich nicht nur nicht angehört, sondern sogar hinausgeworfen und die Treppe hinuntergestossen. Rohner ist später in polnischer Gefangenschaft gestorben. Drohungen und die Angst vor der endgültigen Austreibung liessen alle Menschen bleich und scheu werden. Am 1.10.45 wurden 60 Männer der Gemeinde nachts verhaftet und nach ärgsten Misshandlungen in das Lager Lamsdorf, Kreis Falkenberg, gebracht. Alle Versuche, ihnen die Freiheit wieder zu verschaffen, scheiterten. Ihre Frauen machten alle 14 Tage den gefährlichen 42 km langen Weg zu Fuss bis ins Lager, um sie mit Essen und Kleidung zu versehen. 13 von den Männern sind dort gestorben, unter ihnen Bauer Jos. Reinkober, Bauer Lorenz . . .

Bericht Nr. 17 (aus Falkenberg O/S.)

. . . Diese ersten Wochen unter der Besatzung der Russen! Besonders grauenhaft ist die hemmungslose Unmoral der russischen Soldateska gegen die Frauen gewesen. Selbst Mädchen, die noch Kinder waren, waren der Vergewaltigung ausgesetzt. Der Mensch in Zügellosigkeit ist schlimmer als das Tier! Ich selbst war auf dem Rückwege von Friedland nach Falkenberg von russischen Soldaten abgeführt worden und nach Jakobsdorf zur Vernehmung, von da nach Mogwitz, von da nach Neisse, von da nach Henersdorf gebracht worden. Dorthin in einen Stall wurden alle Männer, die sie aufgegriffen hatten, zusammengeführt. Nach einigen Tagen wurden einige wenige, darunter auch ich, abgesondert, während die anderen nach Russland verschleppt worden sind.

Als ich im Mai 1945 zurückkam, sah Falkenberg sehr öd aus. Die Kirche war erbrochen und bot ein Bild der Verwüstung. Der Tabernakel war aus dem Hauptaltar herausgerissen und konnte nicht aufgefunden werden. Die Antependien sind von den Altären weggezogen. Die Altarbekleidung ist geraubt. Sämtliche Goldsachen – Kelche, Monstranzen, Ciborien, Patenen, Krankenpatenen – die ganze Kirchenwäsche, alle Pluvialen und Segensvelen sind geraubt. Von den Messgewändern sind die besseren ebenfalls fort, die übrigen z.T. zerschnitten, die Borten abgetrennt, liegen zusammengeknüllt im Schmutz. Der Stahlschrank in der Sakristei liegt auf dem Boden, die Tür herausgesprengt und die darin verschlossenen Gegenstände entwendet. Die Orgel ist beschädigt, Orgelpfeifen liegen in der Kirche herum, sie kann aber noch gespielt werden. Die Teppiche und Läufer sind weg . . . Die Fenster weisen Löcher auf, im Park unter dem Turm ist ein grosses Loch. Die Bänke, die Bilder und die Statuen sind erhalten im Unterschiede von Rogau, wo den Figuren in der Kirche und den Christuskörpern auf dem Friedhöfe die Köpfe abgeschlagen worden sind. In allen Kirchen der Gegend sind die Tabernakel herausgerissen. Es hat also System in der Plünderung gelegen. In der Schlosskapelle sind die Fenster stark beschädigt, auch die Orgel ist in Unordnung, ist aber noch brauchbar. Kelche, Monstranz, Ciborium, Messgewänder und Kirchenwäsche sind nicht zu finden. Ich weiss nicht, ob P. Alban sie irgendwohin gebracht hat. Der Altar ist erhalten, der Tabernakel geöffnet, der Schlüssel zum Tabernakel ist nicht vorhanden. Die Öffnung zur Gruft ist wohl nicht geöffnet worden. In der Gruft sind die Särge, die noch nicht vermauert waren, erbrochen... Die Kirche in Schedlau (Filialkirche) ist auch vollständig ausgeplündert. Der Altar ist aber noch unbeschädigt. Neben dem Turm hat das Dach einen Treffer erhalten, der dieses sehr beschädigt hat. Auf dem Friedhof ist die gräfliche Kapelle auch erbrochen und auch die Gruft geöffnet worden. Sonst ist der Friedhof erhalten . .

Auf dem Lamsdorfer Platz ist in den früheren Gefangenen-Ba-

racken ein Arbeitslager für Deutsche eingerichtet. Ganze Dörfer werden dorthin abgeführt, auch Frauen und Kinder. Unmenschliches haben sie dort erduldet. Viele sind zu Tode gequält und erschossen worden, andere sind verhungert. Der Typhus hat auch dort viele Opfer gefordert. Es werden sich gewiss Leute finden, die die Qualen der Deutschen im Lager von Lamsdorf schildern werden. Möge Gott denen, die einmal Sühne fordern für diese Schreckenstaten, ein barmherziges Herz schenken. Aus der Pfarrei Falkenberg sind dorthin getrieben worden die Ortschaften Katzdorf und Lippen. Auch in Falkenberg wurde ein Arbeitslager ausgebaut: Baracken gegenüber dem St. Hedwigs-Krankenhaus auf der Wiese. Zuerst kamen hinein die Gefangenen aus dem Schlosskeller, dann auch die Deutschen aus Weidendorf, Kieferkretscham und schliesslich Freudendorf und Stefansfeld, so dass von meiner Pfarrei fünf Ortschaften im Lager waren. Die Behandlung im Lager Falkenberg war besser als in Lamsdorf. Die Lagergefangenen haben sehr schwer arbeiten müssen. Das Schicksal der Sklaven kann nicht viel schlimmer gewesen sein. Wenn ein Dorf ins Lager abgeführt werden soll, umstellt die Miliz früh morgens das Dorf, alle Ausgänge werden besetzt. Dann geht die Miliz von Haus zu Haus und treibt alle Deutschen zusammen. Sie werden dann in geschlossenem Zuge am Eingang zum Lager durchsucht. Was sie nicht brauchen, wird ihnen abgenommen. Nun hat der Lagerkommandant das Recht, über sie zu verfügen. In den Baracken liegen sie auf Holzbetten und haben eine Decke zum Zudecken. Jeden Morgen werden sie zur Arbeit abgeführt. Polen, die menschlich denken, geben Essen, wenn sie bei ihnen arbeiten; sonst müssen sie sich mit der kargen Kost begnügen, die sie im Lager erhalten, trotz schwerster Arbeit. Die Toten wurden zuerst neben dem Lager verscharrt, später haben wir sie auf den Friedhöfen begraben dürfen. Wir durften aber die Leichen nicht durch die Stadt geleiten, wir mussten die Stadt umgehen. ..

Bericht Nr. 18 (aus Falkenberg O/S.)

. . . Das Gefängnis bestand zunächst aus einem kleinen feuchten Kellerraum, 4 m im Quadrat und etwa 2,10 m hoch, mit einem winzigen Fenster. Ich war Gefangener Nr. 5, eine Zahl, die mich später auch durch das Lager Lamsdorf begleitete. Ausser mir befanden sich in dem Raume vier Männer und eine Frau, die bei den unklaren Verhältnissen nicht wusste, ob sie Gefangene war oder nicht. Am Tage war sie frei, kochte für die Polen, abends aber musste sie in unseren Keller. Sitzgelegenheiten, Tische oder Pritschen gab es nicht. Nach drei Tagen mehrten sich die Zugänge von Gefangenen, die teils auf der Strasse verhaftet, teils aus ihren Wohnungen herausgeholt worden waren. Die meisten wussten gleich mir nicht, warum man sie festhielt. Wir waren eben Deutsche, und als solche nach Ansicht der Polen Verbrecher. Der kleine Keller musste schliesslich 40 Personen aufnehmen. Wir konnten weder sitzen noch liegen. So hockten wir eng aneinandergespresst, uns gegenseitig stützend, tagelang auf dem Boden umher. Das Essen war anfangs einfach, aber nicht schlecht. Es verminderte sich jedoch in gleichem Masse, als die Zahl der Gefangenen anstieg, und – wurde auch schlechter, ja zuweilen ungeniessbar. Zudem verschärfen sich die Vernehmungsmethoden der Polen von Tag zu Tag. Die Neuaufgenommenen kamen blutüberströmt in den Keller. Wer wahrheitsgemäss aussagte, er wäre nicht in der NSDAP gewesen, wurde erbarmungslos geprügelt. Nach Ansicht der polnischen Polizei war eben jeder Deutsche in der Partei. Grosse Männer waren selbstverständlich in der SS. Eines Morgens erhoben sich zwei Männer nicht mehr aus ihrer Hockstellung – die ersten Toten. Die Polen waren hierüber keineswegs erschüttert. Im Gegenteil, es schien, als ob nun die letzten Schranken gefallen wären. Die Zahl unserer Gefangenen schwoll lawinenmässig an, wir waren nun schon weit über hundert und hatten beim besten Willen keinen Platz mehr. So zogen wir unter scharfer Bewachung in den Keller

der Villa eines früheren Landrats um. Hier wurde nun auch eine Frauenabteilung eingerichtet. Eine weitere Neueinrichtung war der Vernehmungssaal. Es war dies die ehemalige Waschküche des Hauses. Ihre nunmehrige Ausstattung bestand aus einem Tisch, mehreren Stühlen und – einem Hackklotz. Viele neue Gefangene, ob Mann oder Frau oder Mädchen, mussten sich vor der Vernehmung vollständig entkleiden und wurden in diesem Zustand «verhört». Da es sich um keine allgemeine Massnahme handelte, nehme ich an, dass die Polen aus diesen Gefangenen die Verstecke von Gold- und Silbersachen herauspressen wollten. Wer die gewünschte Auskunft nicht gab oder nicht geben konnte – und dies war in den meisten Fällen so –, den ergriffen vier bis sechs Milizianten und warfen ihn über den Hackklotz. Jede Gegenwehr war zwecklos. Sie hielten ihn fest und schlugen so lange auf das Opfer ein, bis es bewusstlos liegenblieb. Dass es hierbei zu geradezu sadistischen Vergewaltigungen der Frauen und Mädchen kam, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Die Polen klemmten ihnen die Finger zwischen Tür und Angel und bewegten die Tür. Oder sie trieben ihnen kleine Holzkeile unter die Finger- und Zehennägel und schlugen noch auf die Gequälten ein. Diese Bestien in Menschengestalt traten den Frauen und Mädchen mit ihren genagelten Stiefeln auf die Brüste und auf den Leib. Alltäglich schrillten die Schmerzensschreie nervenzerrüttend durch die Kellerräume und machten auch uns das Dasein zur Qual. Das finsterste Mittelalter war nicht so grausam und so erfinderisch im Quälen der Menschen, wie jene Polen, denen wir ausgeliefert waren. Zu Schlagwerkzeugen benutzten die polnischen Milizianten mit Vorliebe Armeekebel, das zu Knuten geflochten wurde, armdicke Knüppel und auch die mit Leder umnähten Schutzketten von den Plattformen der Strassenbahnen. Einer suchte den anderen hierin zu übertreffen und wurde in seinen Bemühungen von «Leutnant» Kuczmeczyk ermuntert.

Ein einfacher Falkenberger Arbeiter wurde von einem polnischen Milizianten willkürlich als SS-Mann bezeichnet. Einheimische Gefangene sagten übereinstimmend aus, dass dieser Mann

weder in der Partei noch in der SS oder einer sonstigen Gliederung Mitglied gewesen sei. Es nützte alles nichts. Eines Sonntags arbeiteten wir auf dem Sportplatz Falkenberg. Hier schlug der betreffende Miliziant auf den Mann, im Beisein seiner Kinder, die ihm etwas Essen bringen wollten, ein, dass er bewusstlos zusammenbrach. Wir trugen ihn als Leiche in den Keller zurück. Der «Leutnant» untersuchte den Fall, belobte den Milizianten und liess das Opfer im Park verscharren. Ich benutzte jede sich nur bietende Gelegenheit, mich nach auswärts zur Arbeit zu melden, um den fortgesetzten Misshandlungen wenigstens zum Teil auszuweichen.

. . . Auf seinen Befehl sprang ein junger Bursche einige ältere Gefangene an und trat ihnen mit voller Wucht in den Unterleib, angefeuert durch seine Begleiter, die mit erhobenen MP. für seine Sicherheit Sorge trugen. Das Treten in die Geschlechtsteile war bei unseren polnischen «Betreuern» besonders beliebt. Viele von unseren Mitgefangenen verfielen hierdurch in Siechtum und starben schliesslich an den Folgen.

Bericht Nr. 19 (aus *Bielitz, Kreis Balkenberg O/S.*)

. . . Wir waren vollkommen von der Welt abgeschnitten. Wohl wussten wir, dass der Krieg zu Ende war. Doch mehr als bestürzt waren wir, als eines Tages Polen einzogen, dazu in grosser Zahl, weit mehr, als unser Dorf Einwohner zählte. Wir nannten einen schönen, grossen Hof unser eigen, fünf Polenfamilien zogen bei uns ein. Wir machten unsere Arbeit weiter und hofften stark auf eine Änderung. Die kam auch, nur anders, als wir sie erwartet hatten. Wir fühlten uns schon gar nicht mehr wie zu Hause. Die polnische Miliz kam andauernd plündern, nichts mehr war vor ihnen sicher. Am 14. Juli 1945 trieb uns polnische Miliz in brutalster

Weise zusammen in ein Gehöft. Besonders die Männer wurden in furchtbarster Weise mit dem Kolben geschlagen, Bauer Drutschmann, yojährig, brach mehrere Male unter den Kolbensschlägen zusammen, ebenso auch der hochbejahrte Bauer, mein Nachbar Schmolke.

Die Jugendlichen konnten wieder nach Hause gehen. Wir anderen wurden in einen Stall gesperrt, in dem nur ein kleines Fenster war und der Dünger darin hoch lag. Eine Anzahl Männer war von den Russen schon wieder entlassen und nun mit eingesperrt. Angstvoll warteten wir auf den Ausgang. Einzelne wurden wieder in einen Raum geführt. Drei polnische Soldaten, einer mit einem fast armdicken Gummiknüppel, standen bei meinem Eintritt schweisstriefend vor einer Bank. Ein Dolmetscher übersetzte: «Sie bekommen zehn Schläge, wenn Sie schreien, zwanzig.» Ich bin bei dem dritten schon zusammengebrochen und weiss nicht, wieviel Schläge ich bekommen habe. Alle Kräfte zusammennehmend, wankte ich nach Hause, hinter mir ein Polenjunge, grölend und mich verschwendend. Blutunterlaufen und zerschollen, konnten wir kaum sitzen noch gehen. Wahllos nahmen sie an diesem Tage acht Männer und Frauen nach Falkenberg in das Lager mit. Wir mussten die nächsten Tage im Nachbardorfe am Wehr arbeiten.

Am 27. Juli, beim Morgengrauen, umstellte polnische Miliz unser Dorf. Grosse Lastautos standen in der Mitte des Dorfes. Tief erschrocken beobachteten wir vom Fenster, dass in jedes Haus ein polnischer Soldat ging. Bald kam auch einer zu uns, die Tür aufreissend, sagte er: «Alles was deutsch, in fünf Minuten raus!» Angstvoll rafften meine drei Kinder etwas zum Anziehen zusammen, ich nahm Töpfe und Esswaren. Aus jedem Hause kamen die Leute mit Bündeln, manche barfuss. Auch Sterbenskranke mussten mit. Wir kamen in das etwa 4 km entfernt liegende Lager Lamsdorf, das vordem Truppenübungsplatz und Kriegsgefangenenlager war. Dort nahm man uns alles weg, jedes Bündel, jeden Topf, alles Essbare, den Kleinkindern auch die Windeln. Auch Leibesvisitation war. Eine Frau hatte ihren Ring im Haar versteckt,

ihr wurde das Haar abgeschnitten. Beim 76jährigen H. Schmolke hatten sie einen Postabschnitt gefunden, der auf Polizei Wachtmeister D. lautete. Daraufhin wurde er unbarmherzig geschlagen. Er musste die Hände auf den Tisch legen, im Takt schlugen die Soldaten auf ihn ein. Der Sohn unseres Lehrers musste dazu Klavier spielen. Dann wurde er am Genick gefasst, vor unseren Augen in eine Baracke geworfen, wo wieder die Wüstlinge über ihn herfielen und schlugen, bis er tot war. Einer Gruppe von sechs Männern wurden Stahlhelme aufgesetzt. Mit aller Wucht schlugen die Soldaten mit Äxten darauf. Entsetzt beobachteten wir den Vorgang. Das Blut quoll unter den Helmen vor, tot waren sie nicht. Drei Tage liessen sie uns ohne jede Verpflegung. Wir wurden in Baracken untergebracht, die Männer extra, die Jungen von 10 Jahren ab, die Arbeitsfähigen, die keine Kinder unter 10 Jahren hatten, so musste auch ich mich von meiner 10jährigen Tochter trennen. Sie blieb bei meiner 75jährigen Mutter und meiner kränklichen Schwester. Zwei Brüder von mir waren im gleichen Lager. Nun folgten Tage des Grauens.

Ich habe im Lager meine 10jährige Tochter, meine Mutter, Schwester, Bruder, zwei Schwägerinnen, einen Schwager verloren.

Bericht Nr. 20 (aus *Ellguth-Hammer, Kreis Ealkenberg O/S.*⁴)

. . . Eines Tages, Ende August 1945, wurde das ganze Dorf Ellguth-Hammer plötzlich und ungeahnt von polnischer Miliz umstellt. Die Bewohner, jung und alt, wurden festgenommen und ins ungefähr 15 km entfernte Straflager Lamsdorf abgeführt. Nur wenigen gelang es, sich durch Flucht in die Wälder zu retten. Ein Grund für die Festnahme und Abführung ins Straflager wurde nicht angegeben. Vielleicht deswegen, weil in Ellguth-Hammer

niemand für die Polen optieren wollte. Jedenfalls traf die harte und grausame Massnahme Schuldige und Unschuldige gleicherweise. Etwa 6-8 Wochen dauerte die Inhaftierung im Lager. In dieser Zeit hatten die Menschen unsägliche Schikanen, Drangsale und Leiden bei schlechter und ganz unzureichender Kost zu erdulden. Meistens gab es nur eine Suppe: pures Wasser mit 2-3 Kartoffeln, die oft noch verfault waren. Eines Tages wurde von den Polen eine mit Kranken gefüllte Baracke in Brand gesteckt. Ein grosser Teil der schwachen Kranken konnte sich nicht retten und ging in den Flammen elend zugrunde. Die Übrigen wurden insgesamt beim Herauskommen niedergeschossen oder totgeschlagen. In diesen Leidenswochen sind von der Bevölkerung aus Ellguth-Hammer im Lager Lamsdorf etwa 40 Männer und eine grössere Anzahl Frauen gestorben. Wenn es nicht gelungen wäre, ihnen zusätzliche Nahrungsmittel zu verschaffen, wären noch mehr dem Tode zum Opfer gefallen. Die Überlebenden waren total erschöpft, ihr Leib geschwollen, ihr Gesicht aufgedunsen und ihre Nerven zerrüttet. Die Entlassung erfolgte nur unter der Bedingung, dass die Internierten für Polen optierten und über die Erlebnisse im Lager tiefstes Schweigen bewahrten. Daheim starben noch sehr viele an den Folgen dieser Quälerei. Eine Anzahl wurde vom Typhus befallen und erlag dieser tückischen Krankheit in der Typhusstation zu Friedland.

Bericht Nr. 21 (aus *Floste, Kreis Falkenberg O/S.*⁵)

... Mit der Zunahme der einwandernden Polen wuchsen unter der deutschen Bevölkerung die Not und das Elend. Raub und Plünderung waren an der Tagesordnung. Keine Nacht verging ohne Ruhestörung. Hunger und ansteckende Krankheiten rafften viele Menschen hinweg. Und als furchtbarstes Schreckgespenst drohte unaufhörlich das im Herbst 1945 von den Polen in Lams-

dorf O/S. (dem ehemaligen Truppenübungsplatz) eingerichtete Konzentrations- und Vernichtungslager, das nur wenige Kilometer entfernt war. Viele Bewohner der Dörfer in der weiteren Umgebung waren bereits in dieses aller Menschlichkeit hohnsprechende Lager eingeliefert worden, in dem sich stündlich die erschütterndsten Szenen abspielten. Dauernd gequält von der unsagbaren Angst, eines Tages dorthin zu kommen und das furchtbarste Martyrium erleiden zu müssen, wusste man nur eine Licht- und Kraftquelle, die einen stark und widerstandsfähig machte – das war die hl. Kommunion. Man hielt den ganzen Tag hindurch vor ausgesetztem Allerheiligsten Anbetungsstunden, und täglich gingen viele Hunderte zur hl. Kommunion.

Bericht Nr. 22 (aus Eichenau, Kreis Grottkau O/S.)

Am 8.5.45 sind die ersten Russen in Landeck. Die Kampfeinheiten ziehen durch, noch scheint alles gut gehen zu wollen, aber schon setzen die Plünderungen ein. Am Himmelfahrtstage, Donnerstag, den 10.5.45 fahre ich mit einem Teil meines Trecks los in Richtung Heimat. Stunden der Angst waren diese Fahrt. Sehr viele Räder werden gestohlen. Im Morgengrauen ziehen wir durch Jauernig. Der herrliche Frühlingmorgen gibt uns allen neue Hoffnung; kein feindlicher Soldat ist zu sehen. In Ottmachau kommen wir an der schwierigsten Stelle vorbei; ich gehe neben dem Treck her, einige Russen, die sich auf den Treck stürzen wollen, kann ich zurückhalten. Auch diese Angst ist vorüber. Unser unzerstörtes Dorf taucht auf. Wie sieht es aber dort in den Häusern aus! Das Entsetzen packt uns! Plünderer ziehen von Haus zu Haus und nehmen sich, was sie brauchen können. Mein Haus bildet sich zu einem Zufluchtsort für Frauen und Mädchen aus, denn es hat die

Jagd auf Frauen und Mädchen begonnen. Schrecklich hallten die Hilferufe durch die Nächte. Wie oft standen die Russen vor der Tür meines Hauses. Einmal war es ganz schlimm: Ich sah sechs junge russische Offiziere in den Hof kommen. Alle hatten eine Maschinenpistole. Ehe ich bei der Haustür war, flog diese krachend auf. Sechs Maschinenpistolen richteten sich auf mich; in gebrochenem Deutsch heischten sie Einlass und verlangten Frauen und Mädchen, die im Hause versteckt seien. Wie viele Mädchen und Frauen damals in meinem Haus zitterten, weiss ich heute nicht mehr, eines aber weiss ich noch: ich habe die sechs russischen Offiziere nicht hineingelassen. Warum sie mich nicht niedergeschossen haben, weil ich ihnen Widerstand entgegengesetzte, weiss ich auch nicht. Vielleicht war es die Angst, als ich ihnen sagte, hier im Hause seien Krankenschwestern, die eine Typhuskranke pflegen müssen. Am folgenden Tage früh erschienen dieselben russischen Offiziere mit einem russischen Militärarzt, der die Kranke zu sehen verlangte. Der Typhus dieser Kranken war unser aller Rettung! Noch am selben Tage kamen 2'000 Mann russische Einquartierung ins Dorf. Das Haus blieb verschont, denn der Arzt hatte durch die Aufschrift «Typhus» den Eintritt verboten. Frauen und Mädchen flüchteten sich zu mir, denn im Dorf war es grauenerregend, besonders in den Abendstunden, wenn der Alkohol seine Wirkung tat und die Soldaten zügellos waren und überall sich Opfer aufzuspüren suchten. Noch lange stand das Wort «Typhus» an meinem Haus und rettete manche vor der Vergewaltigung. Bei dieser russischen Einquartierung wurden die gute Monstranz, zwei wertvolle Paramente und fast die gesamte Altarwäsche sowie Alben und Chorröcke im Versteck von den Russen gefunden und geraubt. Die Kirche selbst wurde nicht geschändet.

Es haben sich da bisweilen ganz sonderbare Szenen abgespielt. Einen Versuch, in mein Haus in der Nacht einzudringen, werde ich nie vergessen: Es ist Mitternacht. Der Abend war sehr unruhig; in Kleidern hatte ich mich etwas niedergelegt. Auf einmal ertönen Rufe: Aufmachen. Ich schaue vorsichtig zum Fenster hinaus und

sehe zwei Russen vor der Haustür. Ich hoffe, sie würden weggehen, aber ihre Versuche, sich Eintritt zu verschaffen, werden immer gewaltiger. Die Frauen und Mädchen zittern, auch mir schlagen die Nerven. Ich habe kein anderes Mittel mehr und rufe in die Nacht hinaus um Hilfe. In demselben Augenblick fliegt an mir vorbei durchs Fenster ein Ziegelstein. Die Wut der Russen steigert sich, sie wissen, dass ihnen jetzt ihre Opfer entgangen sind: In der Ferne werden Schritte laut, und die Russen verschwinden im Dunkel der Nacht. Wieder einmal waren wir gerettet.

Eines Tages heisst es: Wir bekommen Polizei. Die Leute atmen auf und erhoffen Besserung der Zustände. Sie nehmen an, dass ihnen jetzt kein Vieh mehr geraubt werden wird, die Geräte und der Hausrat jetzt sicher sein würden und der Person Schutz angedeihen werde. Tatsächlich kommt einige Tage später «Polizei», aber nicht die ersehnte, sondern in Form der «polnischen Miliz». Damit beginnt der furchtbarste Teil der Leidenszeit.

10. Juli 1945! Als die Eichenauer aus der Messe heimgehen, sehen sie, dass die ganze Dorfstrasse mit polnischen Bauernwagen besetzt ist. Schon kommen Boten gelaufen: Im Oberdorf werfen sie die deutschen Bauern von ihren Höfen. Wie ging das nun vor sich? Drei Mann von der Miliz sagten dem deutschen Bauern: «In fünf (!) Minuten bist du hier fort, das Haus und der Acker und alles gehört jetzt dem polnischen Bauern.» Mit der Uhr in der Hand wurde die Zeit abgewartet. Waren die fünf Minuten vorüber und die Bauersfamilie nicht aus dem Hause draussen, dann schlugen die Milizsoldaten mit den Gummiknüppeln auf die deutschen Bauern ein, die ihre kümmerliche Habe, die sie zusammenraffen konnten, unter den Schlägen aus ihrem Hof hinaustragen. Der polnische Bauer zog ein, verschloss alles und meldete jeden Versuch des Besitzers, noch etwas herauszubekommen, sofort der Miliz. So ging es Gehöft für Gehöft. Ein Jammern und Klagen ging durch das Dorf. In alten Häusern wurden nun die deutschen Bauern zusammengepfercht. Es war rührend, wie sie einander in ihrer Not halfen. Besonders schlimm war es für die Alten und Kinder, die keine

Kleidung hatten. Sämtliche Winterkleidung war ja zurückgeblieben, da diese in Truhen und Kästen eingemottet war. Kaum ein Bett stand zur Verfügung. Nahm sich jemand Betten mit, so wurden ihm diese meistens entrissen, so dass selbst alte Leute vielfach nur Kopfkissen hatten. Es wurde bei dem Herauswerfen auch kein Unterschied gemacht, ob die Familie zahlreich war oder nicht. Stets wurden nur fünf Minuten gewährt.

Ein Ereignis erschütterte uns alle: Der fast 80jährige Bauer August Palupski ging nach den fünf Minuten noch einmal in sein und seines Sohnes Gehöft zurück, um sich aus dem Hause die Gebetbücher, vor allem seinen Schott zu holen. Es gelang ihm auch, in das Haus hineinzukommen, dabei aber erwischte ihn der polnische Bauer, lief sofort zum Kommandanten der polnischen Miliz, um ihm davon zu berichten. Der Kommandant kam in die Notunterkunft des alten Bauern, warf ihn auf seine Bank und bearbeitete ihn mit dem Gummiknüppel derart, dass er mit Striemen am Kopf und dem ganzen Körper zusammenbrach und sich nur mühsam wieder erholt. Er bestellte ihn sogar für den nächsten Tag auf sein Büro. Aus Angst vor neuen Schlägen verliess er nachts das Dorf, ging zu seiner verheirateten Tochter nach Nowag, kam von dort ins polnische Lager nach Neisse, wo entsetzliche Zustände herrschten. Nach vielen Leiden kam er körperlich völlig gebrochen nach Berlin, wo er um Weihnachten 1945 starb.

Mit Entsetzen denken alle Eichenauer an die Nacht vom 23./24. 12.45 zurück. Um 23.15 pocht es an die Tür des Hauses. Voll Angst wollen wir nicht öffnen. Ich gehe zu dem polnischen Pfarrer, der bei mir wohnte, dieser öffnet. Es ist eine Streife. Sie meldet, dass sie auf der Strasse einen Toten gefunden habe, der wahrscheinlich ein Deutscher sei. Ich nehme den polnischen Pfarrer mit, ebenso den deutschen Bürgermeister, der ja auch bei mir im Hause wohnte. Im Schein der Windlaterne bietet sich ein grausiges Bild. Ein Mann liegt mit einer Schusswunde unter dem linken Auge auf der Strasse, gerade an einer Hausecke, wo ein Weg bergab seitwärts ging. Das Blut rieselt den flachen Berg hinab.

Wir erkennen ihn endlich: es ist der stellvertretende deutsche Bürgermeister Paul Kelbel aus Eichenau. Was war geschehen? Gegen 19 Uhr war er bei seinem Freunde, dem Bauern Alfred Sauer. Da kommt dessen Tochter Gretel ganz aufgeregt heim und ruft: Bei Richard Franke (Bauer) plündern sie! Offiziell war Plündern verboten. Herr Paul Kelbel eilt hin und ruft den Plünderern, die maskiert waren, zu: Wartet, ich hole den polnischen Bürgermeister! Dann eilt er fort. Ein paar Häuser weiter an der oben geschilderten Stelle wurde er aus nächster Nähe, denn der Pulverkranz war noch um die Schusswunde, niedergeschossen. – Die Leiche wird zur Beerdigung freigegeben, es wird versprochen, den Mörder ausfindig zu machen, aber dabei bleibt es, es geschieht nichts mehr. Gegen 19% Uhr muss der Mord geschehen sein, um 18 Uhr war Herr Kelbel noch bei mir und hatte mir eine kleine Liebesgabe gebracht, er wollte mit seinem «Präses» teilen, wie er sagte, † R.i.p.

Bericht Nr. 23 (aus Endersdorf, Kreis Grottkau O/S.)

Durch betrunkene Russen waren oft Frauen und Mädchen arg gefährdet, mehr als einmal flüchteten sie abends in die Getreidefelder und versteckten sich. Gewalttaten sind so vermieden worden in unserer Gemeinde.

Ende Juni 1945 kamen die Polen. Damit kam ein Elend über das Dorf und über ganz Schlesien, wie es furchtbarer und schlimmer nicht mehr gedacht werden kann, und das auch heute noch eine Leidenszeit für die Deutschen, und das sind alle ohne Ausnahme in meiner Gemeinde, wie man es unter gesitteten und christlichen Menschen einfachhin nicht für möglich hält. Der Pole hat Schlesien . . . schlimm behandelt. .. Das ging bei uns so zu: Es kamen plötzlich 7 oder 10 oder 12 Lastautos mit polnischem Ad-

ler, mit polnischem Land- oder Stadtvolk besetzt, in armseligen Bündeln ihre wenige Habe bei sich, mit je Wagen 2-3 Mann polnischer Miliz besetzt, ins Dorf, luden die Leute ab und wiesen sie ein in die einzelnen Landwirtschaften und Gehöfte. Die deutschen Familien mussten in 20-30 Minuten, mit nur weniger Habe versehen, ihr Eigentum verlassen und wurden bei uns auf das Dominium in die Wohnungen daselbst aufgenommen, wo sie ein armseliges, dürftiges Unterkommen fanden. Wertvolles durften sie nicht mitnehmen. Oft mussten Betten, gute Anzüge, Stiefel und dergl., erst recht Nahrungsmittel, den Polen zurückgelassen werden, oft auch teilten sie die Vorräte. Die leeren Lastautos kehrten alsdann zurück, wenn die Ausweisung in andern Dörfern geschah. Sie hielten in Endersdorf, überfielen die Gehöfte der Deutschen, wo noch keine Polen hausten, kenntlich am polnischen Fähnchen vor dem Hauseingange, und raubten nun Kleider, Wäsche, Schuhe, Speck, Mehl, Betten, was ihnen gerade in die Hände kam, misshandelten deutsche Frauen, indem sie sie ins Gesicht schlugen. Auf einen Pfiff bestiegen sie die Autos und fuhren nach Oppeln zurück, wo das Schauspiel anderntags aufs Neue sich wiederholte mit anderen oder demselben Dorfe, bis alles im Juli und August mit Polen besetzt war. So kamen auch nach Endersdorf etwa 170-180 Polen zu etwa 4-500 Deutschen, die nun die Knechte der ersten wurden. Wenige Polen brachten eine Kuh, Pferde oder Kleinvieh mit. Das deutsche Vieh war vorher schon von Russen geraubt, was zurückblieb, nahm nun der Pole. . .

Die Deutschen bekamen keinerlei Zuteilung, weder an Mehl, Fleisch, Milch, Brot, alles musste gekauft werden, und die polnischen Kaufleute, der polnische Bäcker verkauften es ihnen nur widerwillig und gegen teures polnisches Geld, das nur in den seltensten Fällen von den Deutschen zu erlangen war .. .

Bericht Nr. 24 (aus *Lindenau, Kreis Grottkau O/S.*)

. . . Plötzlich erscheint polnische Miliz: Alles innerhalb ½ Stunde mit Gepäck im Hofe bei den Schwestern antreten. Gleich darauf ein zweiter Miliziant, packte alles, was ihm gut schien, und schrie: «Raus, raus!» Was in 20 Jahren mühsam erarbeitet war, in einem Augenblicke weg. Im Schwesternhofe spielten sich herzzerreissende Szenen ab. Von allen Seiten brachte polnische Miliz und sonstiges Verbrechergesindel die armen Menschen angetrieben. Nur wenige Sachen, die in der Eile zusammengerafft waren, brachten sie mit. Jetzt ging es noch durch die Kontrolle. Familienweise antreten. Gepäck im Hofe ablegen. Zur Leibesvisitation Männer und Frauen getrennt ins Haus. Alles wurde durchsucht. Viele Wertsachen, z.T. auch Geld und Sparbücher, wurden weggenommen. Die Gepäckstücke im Hofe waren inzwischen durchgesehen und alle guten Sachen weggenommen und auf einen Haufen zur Seite gelegt worden. Die Familien, die so «erleichtert» waren, mussten weiter in den Garten. Hier begann der richtige Sklavenmarkt. Russen und Polen kamen und suchten sich Arbeitskräfte. Der Russe verlangte 75 Menschen für die Kolchose. Also ausser den bereits genannten 15 noch weitere 60. Er suchte sich vor allem junge Mädchen und etwa 20 Männer und Jungen heraus. Die Polen suchten für sich etwa 50 Leute. Diese letzteren konnten sofort wieder in ihre Häuser zurück. Die für die Kolchose bestimmten Leute formierten sich zu einem Zuge. Alle übrigen konnten in ihre Häuser zurück. Bei vielen war das aber nicht mehr möglich. Polen hatten inzwischen die Wohnungen für sich beschlagnahmt. Sie mussten betteln, dass sie noch eine bescheidene Unterkunft erhielten. In der Hauptsache waren das alte und kranke Leute und Frauen mit kleinen Kindern . . .

Ein geborener Eichenauer, der in Ottmachau lebte, erzählte mir seine Leidensstunden. Es handelt sich um Herrn Bernhard N., ehemals im katholischen Jungmännerverband in Eichenau führend, nie der Partei zugehörend. Im Anfang war er von den Polen beauftragt, im Magistrat Ottmachau mitzuarbeiten. Später wollten ihn die Polen als Spitzel aufstellen, zu diesem Zwecke bestellte ihn die Miliz eines Abends auf die Kommandantur. Er wurde aufgefordert, über die Pfarrer von Ottmachau und von Eichenau Aussagen zu machen, wie beide von den Polen sprächen, wo sie etwas versteckt hätten usw. Ferner wurden Angaben über einzelne Personen, vor allem auch Namen von Parteigenossen verlangt. Letztere waren ja doch alle bekannt und erlebten Furchtbares in den Lagern der Polen. Da N. sich weigerte, musste er sich bis aufs Hemd ausziehen und wurde so in den Keller gebracht, wo er 30 Minuten in etwa 10 cm hohem Wasser stehen musste – es war Januar 1946 –. Nach einer halben Stunde wurde er in den überheizten Vernehmungssaal geholt; nochmalige Aufforderung zu den geforderten Aussagen. Er lehnt wieder ab. Die Polen schlagen ihn auf seine Verwundung, bis diese auf bricht. Als auch das nichts hilft, wird er mit Gewalt auf eine Bank gelegt und der nackte Körper mit dem Gummiknüppel vom Scheitel bis zur Fußsohle bearbeitet. Daraufhin nochmaliges Einsperren in den mit Wasser gefüllten Keller. Als er erneut wieder ins Verhandlungszimmer geholt wird, versucht man andere Methoden. Er darf sich anziehen, man setzt ihm zu essen und zu rauchen vor. Herr N. nimmt nicht an. Man sagt ihm, er solle ein Schriftstück des Inhalts, dass er Spitzel der polnischen Geheimpolizei sein wolle, unterschreiben. Er lehnt ab; daraufhin ergreift man seine Hand, drückt einen Bleistift in diese und führt sie, so dass eine Art Unterschrift entsteht. Nun bedeutet man ihm, er sei jetzt ihr Kamerad, er solle – an einem von ihnen bezeichneten Tage – wiederkommen und erzählen, was er erfahren habe über das Denken der Deutschen.

Wenn er nicht käme, würde es ihm schlimmer ergehen als an diesem Abend. Nun, so berichtet Herr N., sei er in der Nacht an den Häuserwänden heimgewankt, da sein ganzer Körper eine einzige Schwiele gewesen sei. Bei Nacht und Nebel ist er etwa 2 Tage später mit seiner Frau und einer Tante von Ottmachau fortgegangen.

Bericht Nr. 26 (*aus Neisse O/S.*)

Am Samstag vor Palmsonntag, den 24. März 1945 früh rückten die Russen in Neisse, einer Stadt Oberschlesiens von ca. 40'000 Einwohnern, ein. In der Stadt waren gegen zwanzig Geistliche und Laienbrüder, 200 Ordensschwestern zur Pflege der alten Leute und Kranken und gegen 2'000 Zivilpersonen zurückgeblieben. Neisse war trotz achttägiger Belagerung und Bombardierung im Wesentlichen erhalten. Von den künstlerisch wertvollen Gebäuden war nur die berühmte Jakobuskirche am Nachmittag des 21. März von den Russen in Brand geschossen worden. Wie eine Flut wälzte sich jetzt die Rote Armee in die Stadt und drang auch in das Priesterhaus ein. Die Soldaten nahmen den Priestern, Schwestern und allen anderen sofort die Uhren und andere Wertgegenstände ab. Unter Drohungen verlangten sie den Messwein und zogen plündernd durch das ganze Haus. Auch der im Keller aufgestellte Altar, an dem gerade die letzte hl. Messe gefeiert worden war, blieb nicht verschont; voll Gier schleppten sie Monstranzen und Kelche weg. In ununterbrochener Folge wurden die Mädchen, Frauen und Ordensschwestern vergewaltigt. Die Rotarmisten standen – die Offiziere an der Spitze – in langen Reihen vor ihren Opfern. Bereits in der ersten Nacht wurden viele Schwestern und Frauen gegen joma! vergewaltigt. Die Schwestern, die sich mit aller Gewalt wehrten, wurden teils erschossen, teils unter furchtbaren Misshandlungen in einen Zustand physischer Erschöpfung gebracht,

der ein weiteres Sichwehren unmöglich machte. So warf man Ordensschwestern auf den Boden, bearbeitete sie mit Fusstritten, schlug mit Pistolen und Gewehrkolben auf den Kopf und ins Gesicht, bis sie blutüberströmt, zerfleischt und geschwollen bewusstlos zusammenbrachen und in diesem Zustand ein hilfloses Objekt einer Leidenenschaft waren, die uns in ihrem Untermenschentum und ihrer Perversität unbegreiflich war. Die gleichen grausamen Szenen spielten sich in Krankenhäusern, Altersheimen und anderen Niederlassungen ab. Selbst 70-bis 80jährige Schwestern, die krank oder vollständig gelähmt in ihren Betten lagen, wurden von diesen Wüstlingen immer wieder schändlich vergewaltigt und misshandelt. Nicht etwa im geheimen, in verborgenen Schlupfwinkeln, sondern vor den Augen aller, selbst in Kirchen, auf Strassen und öffentlichen Plätzen waren Schwestern, Frauen, ja selbst 8 jährige Kinder immer wieder der gemeinen Gewalt preisgegeben. Mütter vor ihren Kindern, Mädchen vor ihren Brüdern, Ordensschwestern selbst vor halberwachsenen Jungen wurden bis in den Tod und noch als Leichen missbraucht. Geistliche, die die Schwestern zu schützen suchten, wurden rücksichtslos gepackt und unter Todesandrohungen weggeschleppt.

Am Nachmittag des Einmarschtages setzte eine Razzia nach der dagebliebenen Bevölkerung ein, um sie auf engem Raum zusammenzudrängen und so freie Bahn zu bekommen für die Plünderungen und anderen Gewalttaten. Dieser Gewalttaten wegen hielt man nur die Mädchen und jungen Frauen und Ordensschwestern zurück. Als wir Priester nachts mit der zusammengedrückten Bevölkerung aus der Stadt hinausgeführt wurden, bot sich unseren Augen ein furchtbares Bild: Die Stadt brannte, oft Haus an Haus, ganze Strassenzüge. Die Brände nahmen ihren Ausgang meist in Kellerräumen, ein Zeichen, dass sie absichtlich gelegt waren, wie wir auch später von Zeugen erfuhren. Auch ein grosses von katholischen Ordensschwestern geleitetes Altersheim wurde vom Keller aus angesteckt, so dass fast alle alten Leute in Rauch und Flammen umkamen. Etwa 80 Prozent der an künstle-

risch wertvollen Baudenkmalern so reichen Stadt, des sogenannten «Schlesischen Rom», wurden ein Raub der Flammen.

In dieser Nacht also schleppte man uns ins Ungewisse hinaus. Nach längerem Marsch kamen wir in eine Ortschaft und wurden in einem kleinen Raum so eng zusammengepresst, dass man nicht liegen oder sitzen konnte. Am folgenden Tag wurden die Priester einzeln von einem Offizier der NKWD (GPU) vernommen. Dieser Offizier war Dozent für Leninismus an der Universität zu Leningrad. Er versuchte uns für Propagandazwecke' der Roten Armee zu gewinnen und versprach uns für später grosse Kirchen und eine gesicherte einflussreiche Stellung, wenn wir uns ihm zur Verfügung stellen würden. Seinen Bildungsgrad kennzeichnet z.B. die Frage, ob der Papst katholisch oder protestantisch sei. Nach Feststellung unserer Tätigkeit in den letzten zehn Jahren wurden wir Priester weiter in die rückwärtigen Gebiete geschickt. Man verweigerte uns die Ausstellung von irgendwelchen Ausweisen und jede militärische Schutzbegleitung, so dass wir der Willkür der sowjetischen Soldateska gänzlich ausgeliefert waren. So kamen wir immer wieder in Gefahr, in ein Zwangsarbeitslager deportiert zu werden. Immer wieder wurden wir verhört und mit Gewehrkolben bearbeitet.

Die Dörfer boten ein Bild der Verwüstung und Vernichtung. In den Kirchen waren die Tabernakel herausgerissen, Statuen und Bilder zerschlagen, Altäre umgeworfen, Opferkästen erbrochen, Teile von heiligen Geräten, Messgewänder usw. lagen überall zerstreut umher. Zum Teil waren die Kirchen, auch Wohnhäuser, als Stallungen benutzt worden, die Dörfer lagen leer da. Es waren nur Frauen und Mädchen zurückgehalten worden, die der Russe für seine Arbeiten benötigte; sie erlebten immer wieder die gleichen Dinge, die wir oben schildert. Wir selbst suchten uns in diesen verwüsteten Dörfern eine Unterkunft und ernährten uns kümmerlich von Nahrungsmitteln, die wir in den zerschossenen und ausgeplünderten Häusern noch fanden. Zur Feier des hl. Messopfers fehlte alles.

In dieser Unsicherheit fristeten wir neun Wochen lang unser Leben. Nach dem Waffenstillstand gestattete man uns endlich die Rückkehr nach Neisse. Wir hatten unterwegs vieles über die Stadt gehört, aber was wir nun sahen, übertraf unsere schlimmsten Befürchtungen. Wir waren die ersten Priester, die in diese tote, ausgebrannte und inzwischen gänzlich entvölkerte Stadt zurückkehrten. Unsere erste Arbeit war es, die Leichen der missbrauchten Schwestern zu begraben. Ihre Zahl war auf dreissig gestiegen. In dem benachbarten Franziskanerkloster⁶ waren der hochwürdige Pater Guardian und fünf Laienbrüder ermordet worden.

Allmählich kamen die Flüchtlinge in die Stadt zurück; sie hofften, in friedlicher Arbeit sich wieder eine neue Existenz schaffen zu können. Da sie ihre Wohnungen meist zerstört wiederfanden, versuchten sie irgendwo in den Aussenbezirken noch eine Unterkunft zu finden. Doch auch hier bedurfte es tagelanger Aufräumarbeiten, um in dieser Verwüstung einen Wohnraum zu schaffen; denn es war auch in den erhaltenen Häusern ein Durcheinander von zerstörten Möbelstücken, Speiseresten, Wäsche, Hausgerät, Büchern, Kadavern, aufgeschnittenen Federbetten, Gedärmen, zerstreutem Mehl usw. Um den Menschen die lang entbehrte Möglichkeit des Gottesdienstes zu schaffen, gingen wir an die Säuberung der Kirchen, die ein ähnliches Bild boten. All diese Arbeiten wurden fast unmöglich gemacht, da sich die Rote Armee auch weiterhin ähnlich benahm wie in den Tagen des Krieges. Tag und Nacht gingen die Plünderungen und Schändungen weiter. So wurde die ganze Bevölkerung in ständiger Angst gehalten. Selbst Ordensschwestern wurden noch hingemordet, erhaltene Häuser wurden noch weiterhin in Brand gesteckt. Auch Klöster und Pfarrhäuser wurden, sogar in den vom Krieg unberührt gebliebenen Gebieten, total ausgeplündert, das Getreide herausgeschleppt, das Vieh weggetrieben.

Eine neue Leidensperiode begann, als dieses Land von den Russen den Polen überlassen wurde. Obwohl zuerst noch gar keine polnische Bevölkerung da war, wurde sofort der deutsche Gottes-

dienst verboten. Das Wort Gottes durfte nicht in der Muttersprache verkündet werden, auch die Gläubigen durften nicht mehr in ihrer Sprache beten und singen. In Neisse versuchten wir einen Modus vivendi zu schaffen, um allen Anforderungen bezüglich polnischen Gottesdienstes und polnischer Wortverkündigung gerecht zu werden. Dagegen war in den Landkirchen nur noch stiller Gottesdienst, da ausser einer Milizbewachung weder Polen da waren, noch die Priester die polnische Sprache beherrschten. Diese Miliz hatte die Rolle der Gestapo bzw. der NKWD (GPU) übernommen und plünderte die Bevölkerung aus, die aus den vom Kriege verschonten Gebieten zurückkam und ihre gerettete Habe mitbrachte. Sie ist ein eigenmächtiges Instrument unter kommunistischer Führung und hat vor allem die gewaltsame Ausweisung und Deportation der Bevölkerung, die fast nur aus Frauen, Kindern und Greisen bestand, in brutaler Form durchgeführt.

Ab Juli 1945 wurde, wie anderwärts auch, die Landbevölkerung um Neisse Dorf für Dorf innerhalb weniger Minuten von Haus und Hof vertrieben, wie Vieh zusammengejagt, unter Schlägen und Ausplünderung ihres wenigen, schnell zusammengerafften Mundvorrates in Lager eng zusammengepfercht und dort erst mal in Hitze und Regen oft ohne Dach dem Hunger schonungslos preisgegeben. Kranke, kleine Kinder und ältere Personen erlagen meist schon am Anfang diesem unmenschlichen Wüten der Miliz. Bei Gelegenheit wurden sie dann völlig erschöpft, krank und ausgehungert, ohne jede Verpflegung erhalten zu haben, massenweise in Viehwagen gestopft und westwärts abtransportiert. In den meisten Städten wurden die Deutschen in Gettos gepresst; sie mussten dort bis zu zwanzig und mehr in Zimmern hausen, aus denen vorher die Möbel und alle lebenswichtigen Gebrauchsgegenstände herausgeschafft worden waren, – gleichfalls ohne Nahrung, Heizung, Licht, Arzt, oft selbst ohne die notwendige Kleidung. Sogar Typhuskranken wurden bei Nacht aus ihren Betten geworfen und buchstäblich auf die Strasse gesetzt und dort ohne jegliche Überkleidung liegengelassen.

Die Männer, deren man bei diesen Aktionen habhaft werden konnte, wurden von ihren Familien getrennt und in besondere Lager geschafft. Diese Männer, nicht Mitglieder der NSDAP, sondern meist gute Katholiken, die wegen ihrer einwandfreien Führung, ja oft wegen ihrer besonders charakterfesten Haltung in den vergangenen Jahren gelitten und vielfach Beruf und Stellung verloren hatten, sich deshalb ganz sicher fühlten und so vertrauensvoll geblieben sind, diese Männer quälte man in einer Weise zu Tode, die unvorstellbar ist. Mit allen möglichen Prügelinstrumenten, selbst Eisenstangen, wurden sie so zerschlagen, dass sie mit gebrochenen Knochen liegenblieben. Mit Messer und Seitengewehren schnitt man ihnen Hakenkreuze in das Fleisch, Bewusstlose übergoss man mit Wasser, um sie wieder weiterquälen zu können. Ebenso behandelte man junge entlassene Kriegsgefangene, die ahnungslos aus der englischen oder amerikanischen Zone herüberkamen, um ihre Angehörigen zu suchen. Selbst vor Priestern machten diese polnischen Milizen nicht Halt. So hat man einen katholischen Geistlichen südamerikanischer Staatsangehörigkeit eine ganze Nacht hindurch im Gefängniskeller gequält und geprügelt und hätte ihn wahrscheinlich zu Tode gebracht, wenn er nicht auf Interventionen hin als Amerikaner gerettet worden wäre.

So quälten Russen, Kommunisten und Polen die deutsche Bevölkerung, und darin erschöpfte sich ihre Sorge um das Land. Statt für die notwendigsten Lebensmittel zu sorgen, nahmen sie noch das Letzte weg und schafften die spärliche Ernte und alles Vieh fort und verurteilten so die Menschen zum Hungertod. Polen und Russen fielen über die Gärten her, rissen die halbreifen Früchte von den Bäumen und Sträuchern und holten sich das Gemüse. Auch die Felder durften die Deutschen nicht betreten, um sich die dagebliebenen Reste des unordentlich abgeernteten Getreides zu holen und so ihren Hunger zu stillen. Sie nährten sich von wenigen versteckten Kartoffeln, die sie sich heimlich bei Nacht und Nebel auf den Feldern herausgescharrt haben. Wurden sie dabei erwischt, so schleppte man sie in das frühere Braune Haus und verprügelte sie dort nicht nur bis zur Besinnungslosigkeit, sondern so,

dass sie manchmal um den Verstand gebracht wurden. Die später eingeführten Lebensmittelkarten bekommen nur solche Deutsche, die in einem Arbeitsverhältnis zu den Polen stehen. Auf diese Karten wird nur Brot und Salz zugeteilt, aber tatsächlich haben die Deutschen fast nie etwas auf diese Karten erhalten. Zuerst werden die Polen in den wenigen Geschäften bedient, und so ist für Deutsche immer nichts übrig. Infolgedessen griff der Hungertyphus rasch um sich, und es starben nicht nur alle kleinen Kinder und alle alten Leute, sondern auch starke, gesunde Menschen raffte der Tod in grosser Zahl dahin. Die Sterblichkeitsziffer wuchs bis aufs Zehnfache der vorhergehenden Kriegszeit. . .

Bericht Nr. 27 (aus *Neisse O/S.*)

Mitte Juni 1945 begann die Zeit der Austreibungen. Die Berichterstatter haben als zufällig anwesende Gäste von Pfarrern auf den Dörfern diese selbst erlebt. Schlagartig wird das Dorf umstellt. Mit Gummiknüppeln dringt polnisches Militär in die Wohnungen ein und treibt alle gewaltsam heraus. Nur wenige Minuten bleiben, um einige Habseligkeiten zusammenzupacken. Auch Priester wurden so ausgetrieben. In manchen Fällen konnten sie wenigstens noch das Allerheiligste aus den Tabernakeln bergen und mit auf die Flucht nehmen. Eine solche Austreibung war eine fortlaufende Kette gemeinster Misshandlungen der weinenden Bevölkerung. Alle Proteste wurden nur durch rohe Schläge beantwortet. In langen Reihen geht es zu Fuss in die nächste grössere Stadt, wo die Menschen in Lagern zusammengepfercht werden und dort vier Wochen und länger warten müssen, ehe wieder ein Güterzug mit Ausgetriebenen nach dem Westen geht. Im schlimmsten Schmutz hausen sie im Lager auf engstem Raume.

Die Kasematten in Neisse-Friedrichstadt waren gedacht für die Unterbringung von 100 Kriegsgefangenen. Bei 2'000 Deutsche aber wurden bisweilen hier zusammengedrängt. Ein grosser Teil musste im Freien bleiben. Bei den Austreibungen nahm man auch die Typhuskranken mit, die mit 40 Grad Fieber auf die Wagen geworfen wurden – wie z.B. in Reinschdorf, Kreis Neisse – und dann im Lager in dieser Enge mit den Gesunden zusammen hausen mussten. Zu essen gab es im Lager wochenlang buchstäblich nichts. Nur Wasser durften sich die Menschen holen. Eine grosse Zahl starb, wenn sie keine Lebensmittel mehr bei sich hatten und von aussen wenig gebracht werden konnte. In Verbindung mit menschlich denkenden Wachtposten haben Priester monatelang Nahrung in diese Lager getragen. Herzerreissend waren diese Szenen, wenn sich die Eingeschlossenen gierig in Massen auf das wenige Essen stürzten, was da gebracht werden konnte . . .

Bericht Nr. 28 (*aus Neisse O/S.*)

Am 24.1.46, früh gegen 10 Uhr, kamen Milizsoldaten in unseren Ort, und binnen zehn Minuten mussten wir unsere Wohnungen räumen. Es hiess, dass wir mit Handgepäck sofort auf die Strasse herauszutreten hätten. Für Weinen und Klagen war keine Zeit, seit Juli 1945 mussten wir jeden Augenblick auf diesen Moment gefasst sein; tagtäglich ging es Hunderten in umliegenden Dörfern und Städten so. Wir nahmen schweren Herzens einige wenige Gepäckstücke – drei Viertel unserer Habe, fast sämtliche Kleider und Wäsche, war uns von den Polen bereits kurz nach dem Waffenstillstand bei unserer ersten Rückkehr in die zerstörte Heimat geraubt worden –, packten etwas Brot und Salz ein, verrichteten gemeinsam ein letztes Gebet – und verliessen darauf unsere einzige Stube, die uns seit der Polenherrschaft von unserem ganzen Be-

sitztum noch verblieben war. Auf der Strasse trafen wir mit wenigen Ausnahmen die anderen Ortsbewohner, ca. 90 an der Zahl, und gingen nun gemeinsam an diesem bitterkalten Januartag einem ungewissen Schicksal entgegen. Zu Fuss ging es ca. eine Stunde unter polnischer Bewachung bis zu den Kasematten, den alten Festungsanlagen aus der Zeit Friedrichs des Grossen, wo wir, abgeschieden von aller Welt, in den halb unterirdischen Gemäuern bei Ratten und Wanzen eingeschlossen wurden. Wir waren nicht die ersten Gefangenen – Tausende hatten vor uns schon auf dieser Stelle das gleiche Los geteilt – Unrat, Lumpen und allerlei Abfälle gaben Zeugnis davon. In einem Raume lagen noch einige alte Frauen vom vorhergehenden Transport todkrank darnieder. Einige barmherzige Schwestern kamen des Öfteren und leisteten ihnen Hilfe. Wir liessen durch eine von ihnen unsere Tante, die auch Schwester ist, grüssen und von unserer Lage Mitteilung machen. Einige Stunden später wollte diese uns besuchen, wurde aber von der Wache abgewiesen und konnte lediglich etwas warme Suppe für uns abgeben, die uns auch zugestellt wurde. Die Kinder und Kleinkinder, die bei uns waren, bekamen auf diese Weise etwas Warmes in den Magen. Die grosse Kälte machte sich allenthalben empfindlich bemerkbar. Noch hatten wir etwas Brot. Wir konnten keinen Schlaf finden: Es lag ein Grauen in der Luft.

Da erscholl bald Lärm auf dem Hofe, und einige Milizsoldaten kamen und befahlen uns, sofort alles Gepäck liegen zu lassen und der Reihe nach in die angrenzenden Kasematten zu kommen. Dort wurden wir bei Kerzenschein einzeln untersucht auf Geld, Schmuck und dergleichen. Was sie fanden, wurde weggenommen. Als wir nachher wieder in den Raum zu unseren Gepäckstücken gehen durften, war der Jammer gross. Überall fehlte etwas. Einige hatten keinen Bettsack mehr, viele keine Schuhe, Kleidungsstücke, Geld – auch von den kargen Lebensmitteln war vielfach nichts mehr vorhanden. Es blieb uns aber nicht lange Zeit zum Klagen. Schon erschollen neue Kommandos: «Sofort zum Zuge ordnen und ab auf die Bahn.»

Beim Durchmarsch durch das finstere Tor der Kasematten verschwanden noch einmal viele Gepäckstücke, die die polnischen Banditen im Dunkeln uns einfach aus den Händen rissen. Am Bahnhof angelangt, war noch kein Zug zu sehen. Acht volle Stunden standen wir in Eiseskälte auf dem Bahnhof im Schnee, die ganze Nacht hindurch, und warteten.

Erst morgens gegen 7 Uhr kam der Zug, bereits überfüllt mit Leidensgenossen. Mit Kolbenschlägen wurden wir in die Wagen hineingetrieben. Obgleich wir zunächst keinen Platz mehr sahen, wo wir überhaupt stehen sollten. 70, 90, ja bis 105 Menschen waren je in einem Waggon!!

Nach einigen Stunden begann die Fahrt – nach tagelangen Entbehrungen erreichten wir Linderode bei Forst, 25 km von der Grenze entfernt. Dort standen wir bis Mitte Februar 1946, ein Transport von ca. 4-600 Menschen, ohne Heizung, ohne Verpflegung, ganz unserem Schicksal überlassen. Wer noch einige trockene Brotreste oder etwas anderes Essbares bei sich trug, war glücklich, – die übrigen gingen in die umliegenden Ortschaften, die durchwegs von Polen besetzt waren, und bettelten. Einige Tage gingen so hin, als aber täglich mehr als tausend um das Nötigste bitten kamen, wurde es den Bewohnern zuviel und sie verweigerten jegliche Gabe. Nur noch gegen viele Zloty und gegen Wertsachen bekam man etwas Brot und Kartoffeln. Viele versetzten ihre Kleider und Mäntel vom Leibe, um etwas Essbares dafür zu erhalten. Die Milizsoldaten gingen Tag für Tag in die Waggons, raubten und plünderten und drangsalierten die Leute. Alle Männer und Frauen, die noch einigermaßen gutes Schuhwerk, in der Hauptsache Stiefel trugen, mussten diese auf der Stelle, angesichts der drohenden auf sie gerichteten Schusswaffe ausziehen und nahmen dafür alte – kaum mehr brauchbare Fussbekleidung in Empfang. Die Miliz machte stündlich Jagd auf solche Opfer und setzte dann die geraubten Sachen bei ihren Landsleuten in Butter, Wurst und reichlich Schnaps um.

Schlimmer noch als die fortwährende Ausplünderung setzte uns der stete Hunger und die fortschreitende Kälte zu. Drei Wochen

lang war unser einziger Aufenthalt der Eisenbahnwaggon, durch dessen Ritzen fortwährend der scharfe Wind und die Nässe drangen. Furchtbar waren vor allem die langen Nächte. Der Platz reichte kaum zum Stehen, viel weniger erst zum Sitzen oder Liegen. Die Füße waren uns schon ganz geschwollen, der Magen rebellierte andauernd, die Zähne schmerzten uns – und zu allem quälte uns die Sorge, dass sich unsere Lage kaum bald bessern würde. Trotzdem fanden wir jeden Abend die Kraft und beteten gemeinsam den Rosenkranz und sangen einige geistliche Lieder. Das war unser einziger Trost. – Mit anbrechender Tagesfrühe öffneten sich dann wieder die schweren Wagentüren und hinaus trug man zuerst die Toten, die die Nacht nicht überstanden hatten. Es wurden täglich erschreckend mehr, oft mehr als zehn an einem Tag.

Als wir vor Erschöpfung und Entkräftung kaum noch gehen konnten, um etwas Essbares zu beschaffen, kam die Erlösung – der ganze Zug fuhr nach den drei endlos langen Wochen wieder an seinen Ausgangspunkt nach Neisse in Schlesien zurück. So erreichten wir Mitte Februar unsere Heimat, da der Russe die Grenze zu dieser Zeit gesperrt hielt. Kümmerlich lebten wir, bei den Polen arbeitend, bis wir am 2.6.46 endgültig nach dem Reich ausgewiesen wurden.

Bericht Nr. 29 *(aus Alt-Patschkau, Kreis Neisse O/S.)*

. . . Am Freitag, den 18. Januar, wurden wir in einem geschlossenen Wagen bei grimmiger Kälte 23 km bis nach Neisse gebracht, auf der dortigen polnischen Kommandantur zum ersten Male bestohlen, auf den dortigen Bahnhof befördert, wo uns alles deutsche Geld weggenommen wurde, und für die nächsten fünf Tage und Nächte in einen Viehwagen verfrachtet. Es ist kaum zu sagen, noch

weniger zu beschreiben, was wir dort durchgemacht haben: in einem von aussen geschlossenen Viehwagen fünf Tage und Nächte im Dunkeln mit 60 Personen (Frauen, Kindern, Sterbenskranken, Priestern, Ordensschwestern, auch Diakonissinnen) zusammengepfercht, öfters beraubt von der Miliz, ohne Verpflegung. Hinter der Bahnstation Teuplitz, am rechten Ufer der Lausitzer Neisse, mussten wir den Viehwagen verlassen, wurden nochmals ausgeplündert, ausgesucht und nach Wertgegenständen durchforscht, allen polnischen Geldes beraubt und nach der russischen Zone abgeschoben. Über die Neisse führte als einziger Weg nur eine Eisenbahnbrücke. Es war eine traurige Prozession auf dem Schotter zwischen den Schienen und auf dem schmalen Wege neben dem Schienenstrang. Es waren ungefähr 3'000 Personen, die bei grimmer Kälte von minus 20-25 Grad drei Stunden lang über diese Brücke nach der Sowjetzone marschiert sind. Die Russen wollten uns eigentlich gar nicht aufnehmen, da die Polen uns ohne rechten Grund und ohne den Russen davon Mitteilung zu machen, ausgewiesen hätten. So mussten wir in der grossen Kälte immer wieder warten, bis wir einmal wieder etwa 15 m weitergehen durften. Todkranke wurden von einem Priester mit der hl. Ölung versehen. Sterbende liess man einfach liegen, sie konnten dann in der Nacht von Samaritern der Stadt Forst als Leichen abgeholt werden. Das sind die schrecklichsten Stunden meines ganzen Lebens gewesen . . . Meine todkranke Schwester wurde von einem Samariter den Rest der Brücke entlang getragen und auf dem anderen Ufer der Neisse auf die blanke Erde gelegt. In Forst (Lausitz) blieben wir unter den traurigsten Verhältnissen zwei Nächte im Kaiserhof. – Ich selbst musste auf dem Fussboden unter einem Tische schlafen. – Nach zwei Tagen ging es mit der Bahn nach Guben, wo wir am 25. Januar früh um 2 Uhr in einem von Diakonissen geleiteten Krankenhaus, dem Wilkestift, landeten. Zum Glück fanden wir dort noch ein Unterkommen. Für ihre Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft bin ich den dortigen Schwestern von Herzen dankbar. Hier starb am 26. Januar vormittags . . . meine Schwester Agnes Pohl. Meine Hausgehilfin lag nun auch im Wilkestift schwer krank

danieder. Sie ist gerade noch mit knapper Not an Lungenentzündung vorbeigekommen . . .

Bericht Nr. 30 (aus Bischofswalde, Kreis Neisse O/S.)

Da die Front beachtlich näherrückte, wurde unser gesamtes Dorf am 19. März 1945 zwangsweise evakuiert. Ich sagte mir: «Wo meine Gemeinde ist, da muss auch ich sein» und begab mich darum mit auf den Treck.

In Christianberg/CSR. erlebten wir die deutsche Kapitulation beim Amerikaner. Etwa eine Woche danach wurden sämtliche Flüchtlings-Trecks von den Amerikanern gesammelt, und wir wurden zu Riesen-Trecks – vielleicht Zehntausende von Menschen – zusammengestellt. Bei Wodnian aber übergab uns der Amerikaner am 17. Mai 45 den Russen, und vier Tage später waren wir restlos ausgeplündert. Alles wurde uns von den Russen und Tschechen abgenommen. Nur ein kleines Handgepäck durften wir mitnehmen.

Besonders aber die erste Nacht beim Russen wird niemand von uns vergessen. Die Nacht mit ihren Vergewaltigungen seitens der russischen Soldateska. Wir werden es nie vergessen, wie vertierte tschechische Männer und Frauen den Russen dabei halfen!!! Hier und auch später noch mussten wir sehen, dass die Tschechen viel schlimmer sind als die Russen – und das will viel besagen.

In diesen vier Tagen und Nächten bis zu unserer Ausplünderung wollten die Russen mich dreimal erschiessen, zweimal wurde ich in ein Arbeitslager geschickt – ich konnte aber immer wieder ausrücken und zu meinen Leuten zurückkehren – einmal wurde ich von einem Russen mit einem Ochsenziemer geschlagen, und das alles, obwohl ich ständig durchaus als Priester kenntlich war. Ja, der mich mit der Peitsche schlagende Bolschewist riss mir

meine gesamte Priesterkleidung, die ich in diesen Tagen ständig trug, vom Körper. Mit meinem Birett spielte er Fussball, Reverende und Umhang-Mantel trat er mit seinen Stiefeln in den Dreck. Das war in etwa die Illustrierung dafür, wie weit Russland wieder christlich geworden.

Nach unserer Ausplünderung wurde unser Elendszug innerlich zerbrochener Menschen bei Neu-Bistriz über die tschechische Grenze hinein nach Österreich gejagt.

Viel hatte man uns genommen. Aber eins konnte man uns nicht nehmen: den Herrgott. Viel ist in diesen Tagen von uns der Rosenkranz gebetet worden. Und die Mutter Gottes hat uns geholfen. Manchmal in fast wunderbarer Weise.

Bericht Nr. 31 (aus Heinersdorf, Kreis Neisse O/S.)

Gross war die Freude, als sich die Kunde verbreitete, dass die Russen am 24. 6. 1945 abziehen würden. Noch vor ihrem Abzüge äusserten sich die Russen: «Ihr freut euch, dass wir jetzt abziehen. Aber ihr werdet noch weinen, wenn hinter uns der Pole kommen wird.»

... Am 27. Juni 1945 begannen nun diese neuen polnischen Banditen zum Entsetzen der Deutschen ihr Unwesen. Von einem etwas höher gestellten Polen wurden diese jungen polnischen, vollständig bewaffneten Burschen in die einzelnen Wirtschaften eingewiesen, nicht aber als Arbeiter, sondern als Besitzer. Kleinere Wirtschaften erhielten einen Polen, während auf grössere Besitzungen zwei Polen als Besitzer gesetzt wurden. Das Gut wurde unter drei Polen verteilt. Die eigentlichen Besitzer verloren von diesem Augenblick an jegliches Recht auf ihr Grundstück, das schon Grossvater und Urgrossväter innehatten. Sie mussten alles stehen und liegenlassen und sämtliche Schlüssel an diese neuen sogenannten Herren abliefern. Weder von Kleidungsstücken noch von Geld durften sie sich etwas mit in die Kammern nehmen, die

ihnen von den Polen grosszügig als Wohnräume angewiesen wurden. Meistenteils waren es die Schlafkammern der früheren Dienstleute. Wagte der eine oder andere, sich noch etwas von seinem Eigentum an Kleidungsstücken, Wäsche usw. zu nehmen, so wurde er, nachdem diese Banditen dem polnischen Militär bzw. der polnischen Miliz Anzeige erstattet hatten, auf menschenunwürdige, bestialische Weise verprügelt.

Sowohl bei Tag wie auch bei Nacht wurden sie häufig von polnischen oder russischen Banditen überfallen und ihrer letzten Habseligkeiten beraubt. Wegen der geringsten Sachen, die fast immer von den Polen erlogen waren, wurden sie durch polnische und kommunistische Soldaten zur Miliz gebracht und dort im Keller unter Peitschenhieben mehrere Tage festgehalten . . .

Am 19.1.1946 musste ich zunächst noch eine polnische Trauung halten, und nachmittags um 2 Uhr sollte ich Heinersdorf endgültig verlassen. Kurz vor meiner Abreise erschienen wieder die beiden polnischen Bürgermeister, die mein Gepäck vollständig untersuchten. Meine eigenen Priestersachen, die Reverende, die Rochetts usw. sollte ich nicht mitnehmen. Sofort erschienen polnische Soldaten, die die Untersuchung fortsetzten. Sie verlangten von mir 1,5 kg Gold, das ich aber nicht besass. Nun ging es zur Kirche, dort musste ich erst den Tabernakel öffnen, ihnen das Allerheiligste nebst Ciborium zeigen. Der Tabernakelschlüssel wurde mir bei dieser Gelegenheit weggenommen. Nun ging es in die Sakristei. Hier zogen mich die Soldaten aus und untersuchten mich, ohne sich zu schämen, bis auf die Haut. Als ich ihnen entgegenhielt, ob sie sich als Katholiken nicht schämten, hier in der Sakristei mit einem katholischen Priester so zu verfahren, entgegneten sie mir: «Wir sind ja keine Katholiken, wir sind Kommunisten.» Als ich nun fertig war, nachdem man mir dabei einige Sachen geraubt hatte, wurde ich in die Kirche geführt. In dieser Zeit wurde nun die Pfarrwirtin in ähnlicher Weise in der Sakristei von diesen Unholden untersucht. Sie wurde dort sogar bis auf die Haut ausgezogen und vom Kopf bis Fuss, selbst in den Geschlechtstei-

len untersucht. Die Haare wurden ihr aufgerissen und selbst alle Zähne abgefühlt, ob nicht irgendwo etwas versteckt wäre. Daraufhin konnte sie sich, nachdem man ihr auch einige Wertsachen gestohlen hatte, wieder anziehen. Dabei verlangten sie von ihr, niemand davon etwas zu erzählen. Nachher wurde die Kirche abgeschlossen und wir wieder in den Pfarrhof zurückgeführt. Nun wurde meine 80jährige Mutter von den Banditen ergriffen und in die Pfarrscheune zwecks Untersuchung geschleppt. Nachdem gegen 5 Uhr 30 abends alles beendet war, durften wir abfahren . . .

Wie die Polen in meinem Pfarrhaus nach meinem Weggang gehaust haben, ist unbeschreiblich, so dass dies, wie mir meine Pfarrkinder berichteten, selbst dem polnischen Pfarrer von Schwammewitz zu arg war. Dieser soll in der Predigt darüber seine Entrüstung ausgesprochen haben. Nachdem die ersten Tage das Pfarrhaus versiegelt und bewacht war, wurden nachher sämtliche Fensterscheiben eingeschlagen. Die Banditen raubten sämtliche Möbel, die Fußböden rissen sie auf und entfernten die Lichtleitungen.

Was die Kirchenbücher und die Kirchenakten anlangt, so wurden diese zusammen mit der gesamten Borromäusbibliothek und meinen privaten Büchern in den Pfarrgarten geworfen und verbrannt. . .

Bericht Nr. 32 (aus *Neisse-Neuland, Kreis Neisse O/S.*)

. . . Eine Frau wird von den Russen angehalten und muss mit uns wandern. Sie erzählt, dass am vorhergehenden Abend (24.3.45) in Neisse-Rochus mehrere Franziskaner erschossen worden seien, sie selbst sei 50 mal vergewaltigt worden...

Als wir nach Heiligkreuz* kamen, liefen uns die ersten Heim-

* «Heiligkreuz» bei Neisse war das Missionshaus der Gesellschaft des Göttlichen Wortes (S. V. D.), zugleich das Provinzialat der Ostdeutschen Provinz. 1941 wirkten dort 28 Patres und 64 Brüder.

kehrer freudig entgegen. Es waren die Kinder der Familie K. aus Ndr.-Neuland. Fr. K. hat leider ihre kleine Gretel verloren, ein Mädchen von neun Jahren, das sich weinend vor die Mutter stellte, als man sie zu vergewaltigen suchte, und darum von den Russen erschossen wurde. Sie ruht am Kriegerdenkmal in Ob.-Neuland . . .

Bericht Nr. 33 (aus Neunz, Kreis Neisse O/S.)

Nachdem wir am 17. Januar 1946 in der Nacht um ½ 2 Uhr aus den Betten gehoben und nach gründlicher Ausplünderung von den Polen aus unserer Heimat verjagt wurden, kamen wir am selben Morgen bei strengem Winterwetter nach Neisse, wo wir unter unmenschlichen Verhältnissen teils im Freien bei über 20 Grad Kälte übernachteten mussten. Nächsten Morgen hatten bereits viele der Vertriebenen Erfrierungen. Noch am gleichen Tage wurden wir verladen unter Zurücklassung aller Schwer kranken, die wohl teils durch die unmenschlichen Behandlungen verstorben sind. – Wir selbst kamen nach fünftägiger Fahrt, teilweise über 100 Mann in einem Wagen, am 22. Januar 14.20 Uhr an der Grenzstation «Forst» an. – Während des Transportes hatten wir acht Tote (sieben Erwachsene und ein Kind), die an der Grenzstation (ca. 250m vor der Grenze) aus den Wagen geworfen wurden. – Wir selbst mussten schnellstens den Wagen verlassen und wurden unter Stockhieben der polnischen Grenzpolizei an die Grenzstation getrieben, welche ohne gründliche Plünderung nicht passiert werden konnte. Ich wurde dort mit weiteren sieben jungen Männern herausgezogen, und wir bekamen den Auftrag, die acht Toten zu bestatten. Wir mussten daher 500 m von der Eisenbahnlinie entfernt am Rande eines Kieferflechtenwaldes zwei Massengräber ausheben. Dann wurden die Toten in viehischer Weise, auf Befehl zweier polnischer Soldaten, bis zu den beiden Gräbern geschleppt,

sowie dann zu je vier Personen beerdigt. Vor der Bestattung führten sie noch eine Leichenplünderung durch und zogen ihnen die besten Sachen vom Körper. Nach der Beendigung dieser Arbeit wurde für unbekannte Zwecke ein weiteres Massengrab ausgehoben (mit einer Durchschnittstiefe von 1,20 m und Breite und Länge 2 x 3 m). Nachdem auch diese Arbeit beendet war, wurden wir an die Zollstelle geführt und erhielten da einen kleinen Gummiwagen. Mit diesem fuhren wir dann bis an die Ausladestelle und mussten drei ältere Personen (zwei Männer und eine Frau), die sich von ihrem Gepäck nicht trennen konnten und teils durch Erfrierungen am Gehen gehindert waren, aufladen. Die drei älteren Leute waren noch in voller geistiger Frische und befragten uns, was wir mit ihnen vorhätten. Wir konnten ihnen darüber keine Antwort erteilen. Wir erhielten Befehl, in Richtung des Waldes zu fahren. Dort mussten wir die drei Unglücklichen abladen und in das dritte Massengrab befördern. Nach meiner Frage, was das bedeutete, antwortete man mir, wir sollten das Grab zuschaukeln. Wir weigerten uns unter Prügeln, diesen Auftrag auszuführen. Ich erklärte ihnen daraufhin, wenn die Leute wirklich sterben müssten, so solle man sie schnell sterben lassen und nicht lebendig begraben. Darauf gab mir der eine Bewachungsposten einen Karabiner, mit welchem ich die drei Unglücklichen erschiessen sollte. Ich weigerte mich mit der Begründung, dass ich noch keinen Menschen getötet hätte und dass ich auch keinen Landsmann und Deutschen töten könnte. Wir hatten damit unseren schweren und furchtbaren Auftrag erfüllt und wurden von einem Posten zurück und über die Grenze geführt. Wir hörten hinter uns mehrere Schüsse, die von der Richtung der Massengräber kamen, so dass wohl die drei Vermissten die letzten unseres Transportes waren, die vor dem Grenzübertritt ihr Leben lassen mussten . . .

Die Ereignisse in Mittelschlesien

Bericht Nr. 34 (aus Brieg, Bezirk Breslau)

. . . Meine Erfahrungen bezüglich der polnischen Gläubigen und besonders auch der polnischen Amtsbrüder decken sich, wie wir bei Zusammenkünften immer wieder feststellen konnten, mit denen der anderen deutschen Priester. Vielfach spürten wir, dass wir selbst zunächst nicht als priesterliche Konfratres, oft nicht einmal als katholische Christen, sondern als Deutsche angesehen und dementsprechend behandelt wurden. Einer der Herren war von ausgesprochenem Deutschenhass erfüllt. Einmal sprach er in Beziehung auf mich und einen Pfarrangestellten von «Hitlerbande». Allgemein begegnete man bei den polnischen Geistlichen und Gläubigen der Meinung, wir deutschen Katholiken hätten gegenüber dem Hitlersystem vollkommen versagt. Es fehlte das Verständnis für den ständigen mühe- und gefahrvollen Kampf, den wir gegen dieses System geführt haben, und für das überall vom deutschen Klerus, so auch in Brieg, stets aufgewandte Bemühen, alles erdenklich Mögliche in der Seelsorge für Polen unter dem nationalsozialistischen Regime zu tun und dafür ständig in Gefahr der Bestrafung durch die Gestapo zu schweben. ..

Am 5. Dezember 1945 erfolgte plötzlich und unerwartet meine Ausweisung mit sämtlichen deutschen Angehörigen und Angestellten des Pfarramtes. Ich war gerade im Begriff, zu einem sterbenden Polen und einer schwer kranken deutschen Frau mit den heiligen Sakramenten zu gehen – der polnische vicarius lag seit längerer Zeit krank zu Bett –, da erschienen fünf teilweise bewaffnete Polen im Pfarrhaus, verlangten mich zu sprechen und eröff-

neten mir, ich hätte innerhalb von zwanzig Minuten mit allen Deutschen das Pfarrhaus zu verlassen, da ich ausgewiesen sei. Versuchte Einwendungen wurden nicht angehört. Die von mir verlangte Vorweisung eines schriftlichen Ausweisungsbefehles wurde abgelehnt. Es wurde auch nicht erlaubt, die erwähnten Kranken zu versehen. So musste ich schliesslich der offenen Gewalt weichen. Ein Teil der Erschienenen überwachte unsere in grösster Hast getroffenen Reisevorbereitungen. Es bestand keine Möglichkeit, irgendeine Übergabe an den polnischen Herrn vorzunehmen. Ich konnte nur mit meiner im 70. Lebensjahr stehenden, gesundheitlich geschwächten, durch die Ereignisse sehr aufgeregten Mutter, einer greisen ehemaligen Haushälterin eines verstorbenen Pfarrers und den gerade anwesenden Angestellten in aller Hast einige wenige Gegenstände und Nahrungsmittel zusammenpacken, wobei einer der Polen mit der Uhr in der Hand sehr zur Eile drängte und nach zwanzig Minuten uns tatsächlich zum Verlassen zwang, wobei wir einiges von dem bereits Gepackten zurücklassen mussten. In dieser ganzen Zeit war die Gegend der Stadt, in der das Pfarrhaus liegt, von bewaffneter Miliz abgesperrt. Wir wurden von Bewaffneten nach dem Ring (Marktplatz) der Stadt abgeführt, dort von polnischer Miliz, von Beamten in Zivil und von russischen Posten bewacht. Ich stellte fest, dass auch andere Deutsche wie wir ausgewiesen wurden. Allmählich erfuhr ich, dass im Ganzen 2'000, also ein Viertel der nach der Kapitulation nach Brieg zurückgekehrten, bzw. dort verbliebenen Deutschen, mit abtransportiert werden sollten. Die Austreibung der Betroffenen – es handelte sich um den Westen und die Mitte der Stadt – war bereits in der Nacht gegen 1 Uhr begonnen worden. Wer in dem betreffenden Bezirk der Stadt wohnte oder dort angetroffen wurde, wurde davon erfasst. Viele Bewohner durften sich gar nichts mitnehmen. Manche konnten sich nur in Eile notdürftig ankleiden und mussten so hinaus. Die Zeit von zwanzig Minuten war die höchste, die in einigen Fällen zugestanden wurde. Die blutjungen Milizianten machten sich in einer Reihe von Fällen einen Spass daraus,

beim Ankleiden von Frauen und jungen Mädchen dabei zusehen und hämisch zuzuschauen. Vielen wurde die zusammengeraffte Habe ganz oder teilweise schon im Hause weggenommen. Viele wurden bedroht und mit Gewehrkolben oder Peitschen geschlagen. Besonders hart war es, dass alte bettlägrige Kranke, auch typhuskranke Leute, mit Gewalt und Schlägen und durch Herauszerren aus dem Bett in den Transport gezwungen wurden. Mehrere wurden von der Strasse weg, wo sie gerade zu Besorgungen am Morgen unterwegs waren, aufgegriffen und mitgeführt.

Eine katholische Gewerbeoberlehrerin, erklärte Gegnerin der NSDAP, Kirchenvorstandsmitglied und Vertreterin der gerade von Brieg abwesenden Pfarr- und Caritassekretärin, wurde vor der Kirche auf dem Heimwege von der hl. Messe, 100 m von ihrer Wohnung entfernt, so wie sie ging, festgenommen und in den Transport gebracht. Sie durfte ihren schwerkranken, dem Tode nahen 75jährigen Vater, der sich allein in der Wohnung befand und tatsächlich am nächsten Tage starb, nicht mehr aufsuchen. Ähnlich wurden auch sonst Familienangehörige, selbst Mütter und kleinere Kinder, auseinandergerissen. Bedauernswert war das Schicksal junger Mütter mit ihren Säuglingen. So durfte eine Mutter, die ihrem hungrigen Kinde gerade die Flasche reichen wollte, als der Miliziant hereintrat, dies nicht mehr tun und musste ihr Kind so in den Transport mitnehmen, wo dann lange Zeit erst recht keine Möglichkeit mehr bestand, dem Kinde entsprechende Nahrung zu reichen. Die Menschen waren durch alle diese Schikanen, die nur einige Beispiele aus einer Unzahl darstellen, oft wie verzweifelt. Es wurden auch keinerlei Unterschiede gemacht zwischen Angehörigen der NSDAP und ihren Gegnern oder zwischen Katholiken oder Nichtkatholiken. Die notorischen Gegner des Nationalsozialismus und seiner Polenpolitik wurden mit gleicher Brutalität behandelt, nur weil sie Deutsche waren. Als die Gruppe, zu der ich gehörte, auf dem Ringe darauf wartete, was weiter geschehen würde – irgendwelche näheren Auskünfte wurden nicht gegeben –, wollte einer der polnischen Geistlichen aus einem

Nachbarort noch einmal mit mir sprechen. Wenige Meter von mir entfernt, liessen ihn die Polen nicht mehr heran.

Von der Sammelstelle am Ringe wurden wir nach einigem Warten von bewaffneter und mit Reitpeitschen versehener Miliz abgeführt, an den Bahnhof gebracht und in Viehwagen verladen, wo sich bereits seit der Nacht die ersten Gruppen befanden. Die Wagen waren teilweise überfüllt. Im Wagen des Pfarrers waren anfänglich 81 Leute untergebracht, während dieser Wagen sonst ein Fassungsvermögen von etwa 30 Menschen hat. Es gab weder Stroh, noch Sitzgelegenheit, noch Heizmöglichkeit. Da der Zug anfänglich mit seiner Lokomotive in Fahrtrichtung nach Osten stand, befürchteten viele eine Verbringung in ein polnisches Lager oder nach Polen oder Russland.

Am Fest Immaculata conceptio BMV kamen wir gegen Mittag an der Grenze bei Forst/Lausitz an. Bis dahin waren bereits mehrere von den Alten und Kranken im Zuge gestorben. Der Grenzübergang nun wurde das Furchtbarste, was wir bei dem ganzen Transport erlebt haben. Bei Frost und schneidendem Schneesturm mussten wir ein Stück vor der Grenzbrücke auf offener Strecke den Zug verlassen. Dann wurden wir vor einem kleinen Grenzhäuschen zusammengetrieben, um kontrolliert zu werden. Manche brachen jetzt schon erschöpft von den Aufregungen, dem Mangel an Verpflegung, Kälte und Anstrengung zusammen. Die ganz brutalen Grenzpolizisten duldeten aber nicht, dass der Pfarrer, der von solchen Menschen um Hilfe gebeten wurde, sie in einen warmen Raum zum Ausruhen brachte, ja nicht einmal, dass sich solche erschöpften Menschen im Freien hinsetzen durften. Ich wurde mit meiner Mutter einer ganz besonders feindselig durchgeführten Leibesvisitation unterworfen, auch die alte Mutter wurde von Kopf bis zum Fuss von jungen Milizianten abgetastet. Meine Visitation nahm der Kommandant, ein Milizkapitän, selbst vor und liess mich dabei mit einer Peitsche bedrohen, nahm mir und meiner Mutter 3'000.- RM an persönlichen und Caritas-Geldern ab, sowie etwas Lebensmittel und Leibwäsche, liess mich aber nur über die Abgabe von 1'000.- RM 146.- quittieren. Die

Leibesvisitation wurde nur an einigen Personen vorgenommen. Nach stundenlangem Warten wurden die Leute an den Bahngleisen entlang über die Grenzbrücke auf das westliche Ufer der Neisse getrieben. Dabei wurde vielen ihre geringe Habe ganz oder teilweise genommen, manchen wurden die Mäntel, anderen die Schuhe von den Milizianten ausgezogen. Am späten Abend erst langten die letzten Menschen schreckerfüllt in der Sammelstelle auf der deutschen Seite an.

Am Mittag des folgenden Tages, eines äusserst kalten Sonntages, kam weinend und hilfesuchend ein treues Mitglied meiner Pfarrgemeinde zu mir an den Bahnhof, wo wir gerade zum Weitertransport verladen wurden. Ihr 80jähriger Vater, halbgelähmt, den man auch gewaltsam aus dem Bett gezerrt hatte, war am Tage vorher an der Bahnstrecke noch auf polnischer Seite zusammengebrochen. Niemand von den Deutschen konnte ihm helfen, weil alle unaufhaltsam weitergetrieben wurden; von den Polen half keiner. So hatte die Tochter bei ihrem Vater die ganze Nacht hilferufend in der grossen Kälte neben den Bahngleisen zugebracht. Am Morgen machte sie sich auf, wurde von den polnischen Grenzposten durchgelassen, versuchte den ganzen Vormittag vergebens irgendeine Stelle wie Polizei, Feuerwehr, Eisenbahnbeamte, Sanitätspersonal, russische Kommandantur dafür zu gewinnen, ihren Vater auf die deutsche Seite herüberzuholen. Alle lehnten es mit Bedauern ab mit der Begründung, dass weder Russen noch Deutsche von den Polen ohne eine entsprechende Bescheinigung herübergelassen und solche, die es versuchten, entweder niedergeschossen oder festgenommen würden. Eine solche Bescheinigung war aber in der notwendigen Zeit nicht zu erlangen. Schliesslich wandte sie sich an mich, als ihren Pfarrer. Ich entschloss mich mit einem einzigen Herrn, der sich endlich bereitwilligst fand, trotz allem den Versuch zu machen, den alten Herrn herüberzuholen. Es gelang glücklicherweise ohne Zwischenfall. Aber ein erschütterndes Bild bot sich beim Weg über die Brücke und am Bahnkörper entlang. Bis zu der Stelle, wo der alte Vater noch lebend angetrof-

fen wurde, lagen neben und zwischen den Eisenbahnschienen in Abständen von etwa 50 m drei Leichen von zusammengebrochenen und erfrorenen oder sonstwie umgekommenen Menschen, zwei Männer und eine Frau aus unserem Transport. Sicher lagen hinter der Stelle, bis zu der wir bei dem alten Manne gelangten, ganz ähnlich noch viele andere, zu denen wir aber nicht mehr weitergehen konnten. Die Frauenleiche mussten mein Begleiter und ich auf Geheiss der begleitenden polnischen Posten aus den Gleisen herausheben und an den Böschungsrand legen. Was sich im Einzelnen auf der nur «Todesbrücke» genannten Grenzbrücke noch zutrug, und wovon viele nicht genau kontrollierbare Berichte von den Angehörigen unseres Transportes gegeben wurden, entzieht sich meiner sicheren Kenntnis. Das Entsetzen, das dieser Weg am hohen Marienfeste über alle, die das erlebten, gebracht hat, wich lange Zeit nicht von uns.

Bericht Nr. 35 (aus Löwen, Kreis Brieg)

. . . Am Gründonnerstag, 29. 3. 1945, durfte der grösste Teil wieder nach Löwen zurückkehren. Um 8 Uhr erfolgte der Abmarsch der Kolonne und gegen 12 Uhr kamen wir in Löwen an. Bei der Kommandantur wurde nur wenigen erlaubt, in ihr Eigentum zurückzukehren, die anderen mussten auf dem «Hopfenberg» Quartier beziehen, auch die barmherzigen Schwestern . . . Das Innere des Pfarrhauses bot einen erschütternden Anblick: Flur, Treppen und die einzelnen Zimmer waren besät mit herausgeworfenen Aktenstücken und Sachen; alles ein Tohuwabohu. Die Schränke geplündert, die Schubläden herausgerissen, die Wäsche gestohlen. Vierzehn Tage brauchte ich, um das Wohn- und Arbeitszimmer einigermaßen in Ordnung zu bringen. Die Monstranz von 1854 und ein Messkelch waren kaputt, die 1937 von gesammeltem Ma-

terial handgefertigte Monstranz verstümmelt, die Lunula fand das Hausmädchen nach 14 Tagen im Hof, ein Messkelch gestohlen. Und die Kirche: Pferdedünger und Balken zur Abteilung der eingestellten Pferde. Die Säuberung benötigte 14 Tage Arbeit. In der Kirche lag auf dem Hauptaltar das Brecheisen, das gottlob den Tabernakel nicht öffnen konnte. In der erbrochenen Sakristei waren alle Schübe und Schränke aufgerissen und entleert, alle Gewänder lagen auf dem Boden, die Kirchenwäsche, einige Messgewänder und der reiche Vorrat an Kerzen waren entwendet; der Chor erbrochen, einige Orgelpfeifen entwendet, doch die Orgel noch spielbar . . .

Der erste polnische Bürgermeister, Lehrer von Beruf, war deutschfreundlich eingestellt; bei einer Versammlung sämtlicher Männer der Stadt betonte er dieses und gab der Hoffnung Ausdruck, mit den Deutschen zusammen in Frieden und Freundschaft zu leben und an dem Wiederaufbau zu arbeiten; er sei nicht als Feind, sondern als Freund der Deutschen hierhergekommen. Diese freundliche Einstellung zu den Deutschen wurde ihm aber von den meisten übrigen Polen, die durchweg die Deutschen nur drangsalierten, sehr verübelt. Gleich Anfang August musste er aus Furcht vor seinen eigenen Leuten bei Nacht und Nebel die Stadt verlassen. Er wurde durch einen Radikalmann ersetzt, der die Deutschen nur mit den übelsten Schimpfworten belegte und sie schwer arbeiten liess, ohne ihnen auch nur die allernotwendigsten Nahrungsmittel zu geben. Bei seiner «Begrüssungsansprache» vom Balkon des Rathauses herab an die versammelten Deutschen sagte er wohl wörtlich: «Ihr deutschen Schweine sollt arbeiten bis ihr liegen bleibt und möglichst nichts zu essen bekommen.» So lange sich am Ort eine russische Kommandantur befand, suchten die Deutschen bei dieser Schutz und Hilfe und erhielten sie auch. Es war keine Seltenheit, dass Deutsche, die von den Polen aus ihren Wohnungen herausgesetzt wurden, von den Russen wieder in diese Wohnungen eingewiesen wurden. Von einer «Verwaltung» der Polen merkte man so gut wie nichts.

Es wurde nicht «verwaltet», sondern die Deutschen wurden «vergewaltigt». Der Wechsel der polnischen Bürgermeister vollzog sich nun am laufenden Band, und die Bezahlung der Beamten der Stadtverwaltung war so gering, dass diese auf «Nebeneinnahmen» angewiesen waren; diese bestanden darin, dass sich die Polen durch Haussuchungen Kleidung, Wäsche, Einrichtungsgegenstände der Deutschen beschafften und diese dann irgendwo gegen Geld oder Lebensmittel verschachteten. Damit verdienten sie zweifellos weit mehr, als ihnen ihre Tätigkeit bei einer polnischen Behörde einbrachte. Auch ein polnisches Finanzamt machte sich eines schönen Tages, Ende 1945, in Löwen auf, das von jedem Deutschen für jeden bewohnten Raum eine monatliche Steuer, die zwischen 25 und 40 Złoty je Raum schwankte, erhob. Um diese Steuer zahlen zu können, mussten die Deutschen ihre letzte Habe verkaufen, d.h. zu jedem annehmbaren Preis abgeben. Als genügend Gelder eingekommen waren, waren eines schönen Morgens die Herren Beamten des Finanzamts unter Mitnahme der gesamten Kasse verschwunden. Der Finanzamtsvorsteher wurde gefasst, eingesperrt und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, nach deren Ablauf er wieder, als wäre nichts geschehen, in der Stadt erschien und seine Beschäftigung wieder aufnahm. Dieses Mal aber mit negativem Erfolg, denn die Deutschen dachten nun nicht mehr daran, zu bezahlen, ganz abgesehen davon, dass sie auch nicht mehr wussten, woher sie diese Gelder nehmen sollten. Das «Finanzamt» ging jetzt nun dazu über, die Polen zu der Steuer heranzuziehen, wozu auch noch eine Steuer für die den Deutschen gestohlenen Möbel kam. Mit welchem Erfolg aber diese Steuer von Polen erhoben wurde, entzieht sich meiner Kenntnis . . .

Bericht Nr. 36 (aus *Lossen, Kreis Brieg*)

Alles . . . Geschilderte ist nur eine sparsame Strichzeichnung der unvorstellbaren Not unserer Bevölkerung, die nicht nur kurze Zeit, sondern bis zur Ausweisung im August 1946 anhielt. Doch muss man auch mit Rührung und Bewunderung betonen, wie heldenhaft viele Katholiken sich tagtäglich mühten, das Gesetz Gottes in aller Treue zu bewahren, auch wenn dies Schläge, noch schlechtere Arbeitszuteilung, vermehrte Plünderung, Hunger und dauernde gehässige Beaufsichtigung auf Schritt und Tritt bedeutete. Wieviel Frauenehre ist auf diese Weise bewahrt, wieviel gemeine Angeberei oder Verleumdung abgelehnt, wieviel äussere und innere Not im Hinblick zu Gott überwunden worden. Deshalb war es kein Wunder, wenn die Zahl der Besucher der Gottesdienste im Verhältnis zu früher bedeutend zunahm, ebenso wie die Zahl der Kommunikanten. Kein Wunder, dass die Gespräche der Männer und Frauen um die tiefsten Fragen der Religion zahlreicher und ernster wurden. Ein hohes Lied der Hilfsbereitschaft und Selbstlosigkeit müsste man singen ob der vielen Werke der Barmherzigkeit an Bekannten und Unbekannten, der Zeugnisse, wie man durch Vorbild des Mutes, des Gottvertrauens, stillster Gaben und des Einsatzes eigener Gesundheit und des Lebens dem Nebenmenschen diente. Dem Ausgeplünderten wurde ganz selbstverständlich geholfen, selbst durch die, die schon Not litten. Kinder, deren Eltern gestorben, wurden durch Menschen aufgenommen, die selbst nicht wussten, wovon sie sich am nächsten Tage nähren könnten. Man setzte sich durch Vorstellungen für die unschuldig Angeklagten oder Verurteilten ein, verschaffte Möglichkeiten des Entgegenkommens für Gefährdete; Kranke wurden trotz der Ansteckungsgefahr gepflegt, die Toten alle würdig begraben und die Gräber geschmückt ohne pflichtmässiges Entgelt. Auch die unbekanntenen Toten erhielten alles wie die ansässigen.

Es bedürfte einer begabten Feder, um das Herrliche und Schöne, das Aufblühen des Heroischen in das rechte Licht der

Wahrheit zu stellen. So haben Kinder neben all dem Grausigen auch ganz eigenartige Bilder christlichen Tugendstrebens eingepägt erhalten, die hoffentlich auch später nicht vergessen werden. Kein Alter, kein Stand, kein Geschlecht blieb ausgenommen. Auch einzelne Polen haben in wundervoller Weise im stillen den Deutschen Gutes getan und so Brücken geschlagen zur Überwindung der vielfach geschürten Hochflut völkischer Gegensätze. Möge um der Guten willen Gott das Böse, vor allem das Unbarmherzige und Hartherzige verzeihen!

Bericht Nr. 37 (aus *Hennersdorf, Kreis Ohlau*)

... Am 28.1.1945 (Sonntag) wurde während des Gottesdienstes die Kirche von Russen beschossen.

Zwei Stunden später rückten die Russen ein. Kontrollen in den Häusern, ins Pfarrhaus drangen Offiziere ein, betranken sich am Messwein; in später Nacht drangen sie ins Schlafzimmer der Haushälterin ein und belästigten sie, schossen mehrfach durchs Fenster und Schlafstübentür des Pfarrers, so dass die Flucht durchs Fenster die einzige Rettung für Pfarrer und Wirtin war; verborgen im Weizen der Nachbarscheune, ging der Pfarrer durch meterhohen Schnee, als Nachtruhe eingetreten war, ins Schwesternhaus, um den armen zitternden Seelen zu helfen. Dort brachen russische Soldaten in der Nacht ein, die Schwestern flohen, ein Teil ging ins Pfarrhaus, wo wir bis früh der Dinge harreten, die noch kommen sollten. Früh sechs Uhr kam ein neuer russischer Räubertrupp im Dorfe an; etwa 10 Mann drangen ins Pfarrhaus ein, stahlen den Messwein, sämtliche Vorräte in der Speisekammer, sperren für diese Zeit den Pfarrer in einen Keller ein und verwandelten das Pfarrhaus in eine Räuberhöhle. Kelche, Messgewänder lagen neben Küchengeräten und Kleidungsstücken, alles in einem Durch-

einander, dass kein Kulturmensch dort wohnen konnte. Als der Pfarrer, aus der Haft entlassen, wieder das Haus betrat, konnte er nur sein Brevier nehmen und das Haus verlassen; er zog zum Hauptlehrer in die Schule, dort fand sich im Laufe des Tages auch seine Wirtin wieder ein.

Am Nachmittag desselben Tages holten wir uns die notwendigsten Kleidungsstücke und Betten, um in einem kleinen Raum von 10 qm mit der Lehrerfamilie ein Nachtquartier zu finden. Am selben Tage Nachmittag fünf Uhr mussten wir zu unserem Schrecken erleben, dass plötzlich das Pfarrhaus mit Benzol übergossen lichterloh brannte und mit der gesamten Habe des Pfarrers und seiner Wirtin, mit den Pfarregistern, den guten Paramenten, dem Baldachin, der Krippe, ein Raub der Flammen wurde, nur die Grundmauern und die Schornsteine blieben stehen; durch die Pfarrscheune war kurz vorher eine Granate durchgeschlagen, sämtliches lebende Inventar der Pfarrei wurde gestohlen und verzehrt.

Die Männer wurden grösstenteils zusammengepfercht und abtransportiert. Der Sattler Linus Halwig und der Bäcker Alfons Ludwig wurden vor den Augen der Familie erschossen.

Inzwischen ging das Martyrium der Frauen weiter, Mütter wurden vor den Augen ihrer Kinder missbraucht, 80jährige wurden nicht verschont. Neben der Vergewaltigung hat auch die Ansteckung manche vorzeitig ins Grab gebracht. Etwa 40 Leute starben innerhalb eines Vierteljahres. Ausser den Männern, unter denen sich der zweite Lehrer Josef Horn befand – er soll unterwegs gestorben sein – wurden auch 17 Mädels aus dem Dorfe abtransportiert und nach Sibirien gebracht. Aus einem Briefe, den eine Heimkehrerin schrieb, ist ersichtlich, dass die Mädels Unmenschliches ausgestanden haben. Drei von ihnen sind an Entkräftung gestorben, drei kamen krank zurück, der Rest fristet dort noch heute [1947], nur mit einer Hose und Russenbluse bekleidet, ein jammervolles Dasein.

Die Kirche zur hl. Magdalena steht Gott sei Dank ziemlich unversehrt da. Die Türen waren zwar anfangs erbrochen, wurden

aber bald instandgesetzt. Ca. vier Wochen nach dem Russeneinfall war das Gotteshaus unbenutzbar, sämtliche Kerzen waren gestohlen, der Tabernakel erbrochen, sämtliche Utensilien zerstreut oder unbrauchbar gemacht, alle Alben entwendet, die Paramente zertreten, die Kanzel, der Altar, der Beichtstuhl durch menschliche Exkremate verunreinigt, die Orgel schwer beschädigt, Orgelpfeifen herausgenommen, kurz es war eine Schande, diesen Greuel zu sehen; nach mühevолlem Reinemachen und Instandsetzen der Altäre konnte am 4. Fastensonntag (25.2.45) wieder ein hl. Messe gehalten werden. Die vier Hennersdorfer Klosterschwester, die ca. ¼ Jahr in einem Keller hausten, waren von den Russen glücklicherweise unberührt geblieben, sie nahmen sich in liebevoller Weise der Kirche an.

Die Deutschen zogen sich in einzelne Gehöfte zusammen und wohnten in Massenquartieren; in einem Massenzimmer von 38 Personen, das auf den Kartoffeln im Keller eingerichtet war, schlief auch der Pfarrer, er war vorher mit dem Hauptlehrer im Kloster in Haft genommen worden, wurde aber nachher wieder entlassen, während Herr Hauptlehrer Alfred Wick nach Russland verschleppt wurde.

Dieses Russenmartyrium musste unser Dorf Hennersdorf bis zum 9.5. erleben; das Vieh wurde abgeschleppt, der Pfarrer am 13.3.45 ins Kampfgebiet mitgenommen, er hat den Kampf zwischen Grottkau und Neisse mitmachen müssen, am 19.3. wurde er vom Arbeitsamt Mühle als Arbeiter verdingt und musste dort über seine Kräfte schwer arbeiten.

Kurz vor dem Waffenstillstand erschienen plötzlich im Zimmer des Orts Pfarrers (Wirtschaft Pawelke) zwei Russen im betrunkenen Zustand, verletzten den Pfarrer mit dem Revolver am Kopfe und schlugen mit einem Knüppel derartig auf ihn ein, dass ihm der rechte Unterarm gebrochen wurde. Etwa ein Vierteljahr konnte er den Arm kaum gebrauchen.

Ein neues Kapitel der Heimatgeschichte begann, als die Polen kamen. Zuerst kamen sie friedlich und still, dann immer aggressiver; sie setzten sich in den Wirtschaften fest, verdrängten die Deutschen in die Dachstuben, stahlen alles, was sie sahen, nahmen

die Erntevorräte zweier Jahre an sich, raubten Möbel, Nähmaschinen, Musikinstrumente, eigneten sich jedes Huhn, jedes Kaninchen an und machten die Deutschen zu Bettlern und ihren Sklaven. Während die Russen den Deutschen wenigstens zu essen gaben, liessen die Polen die Deutschen buchstäblich verhungern; nur wenige gab es unter ihnen, die ein Herz für ihren Nächsten hatten, dazu hauste die polnische Miliz schlimmer als die Russen. Männer wurden in die Gefängnisse geworfen und totgeschlagen, in Winterkälte, nur mit Hemd bekleidet, in Dunkelzellen gesperrt. In den Häusern wurden die letzten Kleidungsstücke, Hemden und Möbel mit Betten gestohlen und bei Weigerung der Herausgabe satanisch zugeschlagen; am 13. 5. 46 wurde der Pfarrer, dem man vorher alles gestohlen hatte, plötzlich verhaftet und ins Gerichtsgefängnis nach Brieg «gebracht; er wurde durch meineidige Behauptungen belastet, zu vier Monaten Gefängnis und 5'000.-Zloty-Geldstrafe verurteilt; im Gefängnis fehlte jede seelsorgerische Betreuung, die Kapelle war zur Werkstatt umgestaltet, der Altar lag zertrümmert auf dem Boden, Leute starben und wurden ohne Priester verscharrt, die Deutschen wurden krüpplich geschlagen und in unmenschlichster Weise behandelt.

Bericht Nr. 38 (aus Kunzendorf, Kreis Gr.-Wartenberg)

Und von der Kirche ging es dann zum Massengrab. Es wurde hier gerade die letzte Arbeit geleistet. Was hier begraben wurde, waren fast nur ermordete Menschen, die nichts, abei: auch nichts Böses getan hatten. Man brachte sie, ausser einem, alle ohne Sarg auf einem gewöhnlichen Bauernwagen. Da waren die beiden Toten mit den Hinterkopfschüssen aus dem Dominium, die den Russen den Weg peigen sollten und hinterrücks erschossen worden waren. In die Kopfwunden hatten sie noch deutsche Geldscheine

hineingestopft. Eine Polin, ein braves und sauberes Mädchen von 18 Jahren, war dabei, die man bestialisch vergewaltigt und dann erschlagen oder erschossen hatte. Nach langem Suchen fand man ihre Leiche unter einem Strohhaufen irgendwo im Dorf. Dass das Mädchel sich gewehrt hatte, konnte man mit Sicherheit annehmen, denn sonst hätte sie nicht dieses bittere Ende genommen. Verbogen und von Schmerzen verkrümmt, wurde sie zur letzten Ruhe gebettet. . .

Der Bauer W. kam im Sarg an, den die Angehörigen selbst zusammengesammelt hatten. Er war ein treuer, ehrlicher und arbeitssamer Mensch gewesen, freilich schwer herzkrank. Wie man erzählte, habe er sein Anwesen vor der Zerstörung retten wollen, was ihm die Wut der Russen eintrug. Auf dem Wege zu seinen Angehörigen ist er dann am Abend durch Kopfschuss erledigt worden. Auch unbekannte Leichen wurden gebracht, deutsche Soldaten, bereits ohne Erkennungsmarken, ein junger, etwa 18jähriger Russe, der an Alkoholvergiftung gestorben war, und sonstige unbekannte Personen, insgesamt wohl zwölf.

Sie wurden kreuz und quer übereinander ins Grab gelegt und unter Tränen vom Ortspfarrer eingeseget. Das Grab wurde später besonders hergerichtet und mit Blumen geschmückt und mit einem Birkenkreuz versehen. Möge Gott ihnen barmherzig sein. R.i.p. . . .

Bericht Nr. 39 (aus *Trachenberg, Kreis Militsch*)

Im April 1945 war die Internierungsaktion, der so viele unserer Männer zum Opfer gefallen waren, durchgeführt. Das Pfarrhaus wurde geräumt, aber nicht nur von den Russen, sondern auch – entgegen dem Versprechen des russischen Oberst – von allen Möbeln, auch von den Möbeln der Geschwister des Pfarrers, die sie

dort eingestellt hatten. Nur die Bücherschränke und Bücher (wenn auch nicht alle), die ebenso wie die Küchenbüfets anderweitig gesichert waren, blieben erhalten. Es war monatelange angestrengteste Arbeit nötig, um das Pfarrhaus wieder einigermaßen bewohnbar zu machen . . .

Da kam Ende Juni 1945 wie ein Blitz aus heiterem Himmel der polnische Ausweisungsbefehl ...

Am 6.2.1945 wurden alle noch gefähigen Männer bis 70 Jahre in den Eiskeller von Rossdeutscher in Trachenberg geschleppt. Von da ging es dann zu Fuss über Trebnitz-Öls-Namslau-Kreuzburg bis Tschenstochau. Ein Tier hätte das nicht ausgehalten, und es gab viele Tode und Kranke. Von diesem Durchgangslager musste ich den Marsch mit in russische Kriegsgefangenschaft antreten, darunter auch Ackerbürger Josef G. aus Trachenberg. In Peiskretscham O/S. wurden wir am Karsonntag (Palmsonntag) in Viehwaggons (je 100 Mann) hineingepfropft, und nach acht qualvollen Tagen und Nächten wurden wir in Stanislaw am Dnjestr (Ostersonntag, 1.4.1945) ausgeladen. Wir wurden verspottet, gesteinigt, geschlagen und der Kleider beraubt. Ich erkrankte an Kopfroste und Dystrophie und kam als arbeitsunfähig am 9. 11. in Frankfurt a. d. Oder zur Entlassung. Hunderte von Leidensgefährten starben an meiner Seite und bleiben vermisst. Wir Überlebenden waren froh, alle Qualen hinter uns zu haben, aber bitter war die Nachricht, dass wir unser geliebtes Schlesien nicht mehr wiedersehen sollen. Ich begab mich nach Magdeburg, und nach einigen Wochen fand ich mein vertriebenes treues Weib in Leipzig . .

Bericht Nr. 40 (aus Trebnitz)

Am 25.1. um 13.40 Uhr zogen die Russen in Trebnitz ein. Die Mutter Hausoberin des Klosters, Mater Celsa, empfing sie vor der Klosterpforte und konnte dadurch Plünderungen und Brandstiftungen verhüten. Noch an diesem Nachmittag brannten Teile der Zirkwitzer Strasse, sowie das Gericht, die Kreiskasse und Tatschke. Diese Brände fanden 10 Tage lang, vor allem nachts, immer wieder neue Nahrung. Es schien, als ob sie von den Russen zur Beleuchtung ihres Durchzuges systematisch angesteckt würden. Auf diese Weise wurden in den ersten Tagen der Invasion ca. 80 Prozent der Stadt vernichtet. Auch das Pfarrhaus ist niedergebrannt. Die Basilika und das Kloster stehen. Einige Zeit hatten im Kloster rd. 800 Menschen Aufnahme gefunden. Die Damen Kleiner von der Richthofenstrasse, Mutter und Tochter, die in ihrer Wohnung geblieben waren, wurden von betrunkenen Russen vergewaltigt und erschlagen. Auch im Kloster kamen mehrfach Übergriffe vor, jedoch wurden die Zustände nach zehn Tagen etwas besser, da der Stadtkommandant scharf durchgriff.

... Am 5. Februar 1945 wurden sämtliche Männer im Alter von 16 bis zu 60 Jahren, die sich im Kloster aufhielten, von der NKWD unter Bewachung in die Franzosenbaracke im Klostergarten eingesperrt und fortlaufend einige Leute zum Verhör geführt. Der grösste Teil der Männer wurde zu Aufräumungsarbeiten herangezogen.

Am 18. Februar frühmorgens um 6 Uhr wurden plötzlich doppelte Brotrationen ausgegeben, und um 7 Uhr erfolgte der Abmarsch von ca. 150 Mann Gefangenen, die überall aus den Kellern hervorgeholt wurden, nach Öls.

Fast ohne Pause ging es nun über Bingerau nach Öls, ein Marsch von 35 km, die ich mit meiner Prothese zurücklegen musste. Noch am Abend ging es nun im Bahntransport weiter bis nach Krakau, wo wir nach dreitägiger Fahrt, fast ohne unterwegs verpflegt worden zu sein, ankamen. Dort wurden wir im Gefängnis Monte Lupa eingesperrt, wo wir ca. 12 Tage blieben. Die Ver-

pflege war äusserst dürftig, die Läuseplage nahm überhand. Nachdem wir entlaust und kahlgeschoren worden waren (die Entlaustung war infolge zu geringer Wärme des Ofens wirkungslos), ging es auf den grossen Transport in das Innere Russlands, ungefähr 2'000 km weit.

Die Fahrt war furchtbar. Im Waggon waren über 40 Mann untergebracht, davon ca. 18 Deutsche. Das andere waren Wlassowtruppen: Turkmenen, Tataren, Kaukasier und Russen. Die Verpflegung unterwegs war furchtbar schlecht, da wir Deutsche in fast allen Dingen benachteiligt wurden. Trinkwasser wurde fast gar nicht gereicht, so dass wir unterwegs Schnee assen. Die Folge waren Magenkatarrhe mit starkem Durchfall, die mehrere von uns (einen Bauer aus Paulskirch, Müller aus Raschen) sehr schwer erkranken liessen, so dass sie sich nach 14tägiger Fahrt kaum noch auf den Beinen halten konnten. Auch Fi. und U. waren schon schwer angeschlagen. Als wir am Ende der Fahrt in Alschewsk bei Woroschilowgrad am Don anlangten, wurden wir sofort in ein Lager gebracht, in dem wir bis zum 18. September 1945 blieben. Besonders anfangs war die Sterblichkeit enorm hoch. Von den rund 1'600 Lagerinsassen waren bis zum September 1'100 gestorben.

Am 18. September wurde das Lager 1236 in Alschewsk plötzlich aufgelöst und 150 Mann daraus in ein Lager bei Nakiewka, ca. 200 km westlicher, im Donezbecken, überführt, darunter alle vier Überlebenden aus Trebnitz. Auch hier dasselbe wie in den meisten Lagern. Korruption und Schiebung an allen Ecken und Enden. Die Unterbringung war jedoch erheblich schlechter geworden. Ich selbst wurde ebenfalls schwächer und schwächer und magerter furchtbar ab. Dadurch passte meine Prothese nicht mehr, so dass ich mich im November geradezu hoffnungslos auflief und am 20. ins Lazarett musste. May war schon vorher ins Lazarett und von dort in ein Erholungsheim gekommen. Am 11. Dezember wurden plötzlich 73 Mann in die Heimat entlassen, alle arbeitsunfähig, darunter auch Sitte und ich. Der Transport dauerte bis zum

31. Dezember und endete in Frankfurt/Oder. Ich machte ihn im Krankenwagen mit, in dem während der zweiwöchigen Fahrt 53 Mann starben, die aus dem Zug geworfen wurden.

Bericht Nr. 41 (aus *Obernigk, Kreis Trebnitz*)

. . . Donnerstag, 25. 1. 1945 nachmittags 3 Uhr rückten die anstürmenden Russen in Obernigk ein. Die Häuser, die an der Hitlerstrasse lagen, der Durchzugstrasse, gingen vielfach in Flammen auf. Der Pfarrer hatte gerade im St. Hedwigsstift das Beichtthören der Schwestern beendet und kehrte unter dem Krachen der einschlagenden Granaten und Bomben ins Pfarrhaus zurück, wo wir angesichts der immer weiter um sich greifenden Brände eine schreckensvolle Nacht unter Gebet zubrachten, da wir ständig auf den Tod gefasst sein mussten. Der Freitagvormittag verlief noch ruhig, aber mittags 1 Uhr begannen die in die Häuser eindringenden Russen mit Plünderungen, wüsten Zerstörungen und Greuelakten aller Art, so dass von überallher gellende Hilferufe ertönten. Über 100 Einwohner wurden niedergeschossen, ca. 100 nahmen sich vor Angst und Verzweiflung das Leben, über 300 Villen wurden niedergebrannt und der ganze sonst so saubere Ort unsagbar verschmutzt und verwüstet. . .

Im kath. Pfarrhause lag eine Abteilung von 20 Soldaten. Nach deren Weggang betraten wir wieder die Räume, die ein Bild unsagbarer grauenhafter Verwüstung boten. Der grösste Teil der Möbelstücke war geraubt worden, das noch dastehende Klavier mit Axthieben zertrümmert. Alles noch Vorhandene zertrümmert und zerschlagen. In allen Zimmern lag der Prast kniehoch in wildem Durcheinander. Vier Wochen waren nötig, um in über 40 Handwagen all die zerschlagenen Sachen fortzuschaffen und die Zimmer zu reinigen. Ähnlicher Anblick bot sich auch in anderen Häu-

sern, aber das Pfarrhaus war mit am schlimmsten betroffen. In gleichem Zustand fanden wir das Innere der Kirche vor. Die herrliche grosse Krippe, die noch dastand von Epiphanie, mit allen Figuren zerschlagen, alle kostbaren Inventurstücke, wie mehrere grosse handgestickte Teppiche, goldene Gefässe usw., geraubt. Eine Woche lang haben kath. Frauen arbeiten müssen, um das Gotteshaus wieder in einen einigermaßen würdigen Zustand zu versetzen. Auch war rund um die Kirche eine Viehweide angelegt worden, wobei die Kirchtüren offenstanden, so dass die Kühe ungehindert dort eintreten und auf den Kokosläufern die Exkreme ablagern konnten . . .

Sonst hat der Ort durch die Brände furchtbar gelitten. Am schlimmsten betroffen sind die Hitlerstrasse und die Riembergerstrasse, wo fast alle Häuser den Flammen zum Opfer fielen. Auch das grosse evang. Schulhaus ist total ausgebrannt. Auch die modern gebaute katholische Schule sollte der Vernichtung anheimfallen, aber die Betondecken leisteten so guten Widerstand, dass die Flammen nicht durchdrangen und nur die Schuldienervohnung im Parterre ausbrannte. Die Schule wurde dann als russisches Lazarett eingerichtet.

Nach dem Falle von Breslau und Berlin zogen die Russen nach einer Siegesfeier ab, es blieb nur eine kleine Besatzung zurück. Ende Mai 45 trat endlich ziemlich Ruhe ein und viele Einwohner, die im Januar geflüchtet waren, kehrten wieder zurück. Wir erhielten die Weisung, für Kartoffelanbau zu sorgen, pflanzten auch Gemüse, richteten die Häuser so gut wie möglich wieder her und hofften, uns endlich wohnlich einrichten zu können, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kunde einschlug: die polnischen Milizen kommen und werden uns endgültig aus der Heimat hinausjagen. Und so war es auch. Am Donnerstag, den 28. 6. 45, früh um 7 Uhr hörten wir die Schreckenskunde, und um 9 Uhr waren die wilden Horden bereits da und schrien uns sofort zu, alles zu verlassen, andernfalls drohten sie mit Erschiessen. Mit Revolvern und Peitschen, wie Hunde, wurden wir aus den Häusern gejagt. Um 1 Uhr standen die Einwohner mit Handwagen in den Strassen

marschbereit zum Gang in die ungewisse Fremde. Es war die schlimmste Not, nun auch die Heimat opfern zu müssen. In langem Zuge pilgerten wir gemeinsam und mühsam tagelang über Riemberg-Wohlau-Lüben-Sprottau. Dann lösten wir uns vor Erschöpfung in kleinere Gruppen auf und erreichten zu 13 Personen Forst i. d. Lausitz. 8 Wochen dauerte der Marsch. Pilze, Beeren und Kleie waren unsere Nahrung, Scheunen und Schweineställe unsere Nachtquartiere.

Bericht Nr. 42 (aus Wohlau)

... Je näher wir am 8.6.45 zur Stadt kamen, desto häufiger wurden die Ruinen. Wir kamen vorbei am ausgebrannten Bahnhof, an der Post und evang. Schule, die gleichfalls vernichtet sind. Wir sahen den besonders zerstörten Ring – in der Mitte das ausgebrannte Rathaus. Im Ganzen hat Wohlau etwa die Hälfte aller Häuser eingebüsst.

Beide Gebäude, Kirche und Pfarrhaus, waren zwar äusserlich unbeschädigt, aber im Innern verwüstet bzw. ausgeraubt.

Der Mund des Heilandes am Kreuz vor der Kirche war vielfach zerschossen – und wie zum Weinen weit aufgetan! Im Kirchenschiff zerstreut lagen die Orgelpfeifen, die von der zertrümmerten Orgel herabgeschleudert waren. Sieben grosse Kirchenbänke fehlten (offenbar verfeuert), inmitten des grossen Wandbildes «Mariä Heimsuchung» (aus der Willmann-Schule) klaffte ein durchgehender Riss, die Figuren der neun Altäre und der Weihnachtstribüne waren mehr oder weniger zerschlagen (einem Heiligen hatte man eine Zigarette in den Mund gesteckt), der Panzertabernakel und die Reliquienplatte des Hochaltares waren erbrochen und auf den Boden geworfen, daneben lag (in einem unbeschreiblichen Schmutze!) das «Lamm Gottes», das mit seinem Strahlen-

kränze den Tabernakel-Aufbau geziert hatte. Das grosse Hochaltar-Bild war mehrfach von Kugeln durchbohrt, die vier prächtigen Altartepiche (zum Teil Handarbeit unserer Frauen) und der breite Kirchenläufer waren gestohlen, die silberne Lampe für das ewige Licht abgeschnitten, die schönen vergoldeten Schnitzereien am Hochaltar und an der Kanzel teilweise abgeschlagen, alle Altarleuchter gewaltsam auseinandergedreht und verbogen. In der Sakristei war der Panzerschrank kunstgerecht aufgeschweisst (die Sauerstoff-Flasche lag noch monatelang daneben!), alle Sakristeischränke waren leer – all die schönen z.T. jahrhundertealten Ornate (im Ganzen etwa 50), die ganze Altarwäsche, die Küster- und Ministrantenbekleidung waren fort. Alle Kirchenggeräte waren geraubt – bis auf die Monstranz und einen Kelch, die im Schutt der zerschlagenen Orgel lagen. Sonderbarerweise liess man alle Messbücher liegen. Im besten Messbuch fand ich die russischen Worte geschrieben: «Es gibt keinen Gott!» . . . Zwei kleine Fetzen des alten herrlichen Fronleichnamsfestgewandes fand ich später wieder – in der Toilette des Pfarrhauses! Beweis genug, dass die schändliche Besudelung und Zertrümmerung des altehrwürdigen Gotteshauses ein Werk russischer Gottlosigkeit war!

Schon aus dem Vorgesagten ersieht man zur Genüge, mit welcher brutalen Grausamkeit die Russen voringen. Sie waren am 25. Januar – von Steinau kommend – in Wohlau eingerückt. Zum Unglück hatten die deutschen Sicherungskommandos unterlassen, die im «Hälterhof» noch lagernden 10'300 Liter Monopolspirituf zu vernichten!

Eine Schreckenszeit brach für die – trotz der Zwangsevakuiung – zurückgebliebenen 140, meist alten und kranken Wohlauer an. Der grösste Teil flüchtete verängstigt ins Josefsstift. Wer hätte jemals gedacht, dass das kleine Josefsstift einmal die letzte Zuflucht der Stadt Wohlau werden würde! Unvergängliche Verdienste erwarb sich damals Mutter Oberin Martina mit ihren Mitschwestern, die monatelang über 100 Wohlauer – ohne Unterschied der Konfession – im Josefsstift beherbergten und verpfleg-

ten. Dafür hat der Herrgott das Kloster wunderbar vor Zerstörungen geschützt. Die anderen Personen, die von den plündernden Russen noch in ihren Wohnungen angetroffen wurden, sind teils kurzerhand erschossen (bis jetzt 20 festgestellt, darunter auch Amtsgerichts rat Dr. Muschalek), teils verjagt worden. Fast alle Frauen und Mädchen sind vergewaltigt worden! Einmal sogar eine 78jährige tote Frau! Viele Wohlauler versuchten in der Verzweiflung, sich das Leben zu nehmen, viele verübten Selbstmord, viele kamen in den brennenden Häusern um (u.a. das alte Ehepaar Dierschke) oder starben an den Folgen der furchtbaren Aufregungen. Ihre Zahl genau anzugeben, wird wohl niemals möglich sein. Die meisten von ihnen sind in Gärten oder auf freiem Felde – ohne Sarg – beerdigt worden.

Leider wurde Wohlau in der Folgezeit von den Russen als Durchgangslager bestimmt. Hier wurden aufrührerische oder abtrünnige russische Militär- oder Zivilpersonen, z.T. auch deutsche SS-Soldaten abgeurteilt. Ein Teil wurde hier liquidiert, so in einer einzigen Nacht hinter dem Pfarrhause 103 Personen; die übrigen wanderten nach Sibirien. Freilich glückte einigen noch vorher die Flucht. Auch über das Pfarrhausdach sind einige entwischt. Zeitweise waren 10'000 Gefangene in den drei Wohlauler Konzentrationslagern untergebracht (1. hinter dem Pfarrhaus, 2. im Zuchthaus, 3. auf dem Gelände des Arbeitsdienstlagers). Was diese Tausende von Russen jahrelang für Wohlau bedeuteten, das kann nur der ermesen, der damals in Wohlau leben musste.

Es war lebensgefährlich, auf die Strasse zu gehen. Kein Haus war sicher vor Plünderung, kein Mensch sicher vor Beraubung, Verwundung oder Verhaftung. Einmal kamen Militärrussen, dann wieder Zivilrussen, dann wieder GPU-Soldaten, die allein zu Hunderten die Stadt bevölkerten und unsicher machten. Überall hörte man «Hilfe»-Rufe (= Pomoc!) – ab und zu kam auch eine russische Wache zu Hilfe, aber noch öfter zur weiteren Plünderung! Auf den Strassen sah man Hunderte von Lastzügen, die unsere Möbel nach Russland abschleppten – oder auch Herden von un-

zähligen Pferden, Rindern und Schafen, die nach Russland zogen. Tag und Nacht wurde gestohlen und geraubt – Getreide, Kraut, Rüben, Obst, Gemüse, vor allem Zwiebeln, alles in halbreifem Zustand abgerissen und verzehrt.

Trotz all dieser Zerstörungswut und Raubsucht muss doch zugestanden werden, dass manche Russen doch noch (oft mehr als die Polen) ein Herz hatten für Notleidende, nicht minder für kleine Kinder, die sie manchmal auf den Arm nahmen und liebkosten. Ich war froh, dass ich auf meinen Seelsorgsgängen ständig meinen kleinen Neffen Dieter als «Schutzengel» zur Seite hatte! Aber im allgemeinen muss man doch sagen, dass jeder Durchschnittsrusse höchst gefährlich ist. Viele Deutsche wurden grundlos von der GPU verhaftet. Auch mich traf dieses Schicksal am 10. September 1945. Den raffiniert ausgeklügelten und vorgebrachten Beschuldigungen (. . . ich sei ein Gestapo-Agent und habe in der Kirche Waffen versteckt. . .) und dem teuflischen Ansinnen (. . . was wollen Sie tun, um Ihr Leben zu retten), begegnete ich mit einer von Gott eingegebenen eisernen Ruhe und erreichte schliesslich nach sechsständigem Verhör meine Freilassung!

Kurze Zeit nach dem Einmarsch der Russen kamen auch die Polen nach Wohlau.

Dunkle polnische «Existenzen» bemächtigten sich bald in Wohlau der besten Posten. Im Laufe eines Jahres (1945) lösten hier einander in rascher Folge drei Starosten (= Landräte) ab. «Bürgermeister» wurde ein ehemaliger Lehrer mit dem deutschen Namen Eugen Dakert. Ein durchtriebener Mensch, der neben seinem Amte noch eine grössere Landwirtschaft und ein gutgehendes Geschäft für «Tauschwaren» betrieb. Dieser «Bürgermeister» erhob anfänglich bei der Anmeldung von deutschen Todesfällen «Gebühren» bis zu 2'000 Mark, angeblich, um seine Beamten zu besolden. Kein Wunder, dass daraufhin zahlreiche Todesfälle von Deutschen bei ihm nicht «angemeldet», sondern letztere ohne «behördliche» Genehmigung in der Nacht irgendwo bestattet wurden!

Am 3. August 1945 schlug eine Schicksalsstunde für Wohlau. Die «Potsdamer Beschlüsse» brachten ganz Ostdeutschland bis zur Oder und Lausitzer Neisse unter «polnische Verwaltung», ohne freilich die Grenzen damit endgültig festzulegen. Wohl die meisten Deutschen erkannten damals noch nicht die ganze Tragweite dieser «Beschlüsse». Nicht wenige freuten sich, dass anstatt der «gottlosen» Russen nunmehr die «katholischen» Polen das Regime übernommen hatten. Diese Hoffnung erwies sich als Trugschluss! Denn bald stellte sich heraus, dass die Russen – bei diesem «Schachzug von Potsdam» – zunächst gewonnen hatten. Russen und Polen gingen daran, diesen Sieg für sich auszunutzen – die Russen gegen die Polen, die Polen gegen die Deutschen! Jedenfalls blieben die Russen (im Widerspruch zu den Potsdamer Beschlüssen) weiter bei ihren polnischen «Freunden» in Ostdeutschland. Wir Deutschen aber hatten nun das Unglück – einer doppelten Besatzung! Wie sehr beneideten wir damals unsere Volksgenossen in der amerikanischen und britischen Zone!

In ganz Ostdeutschland begann nun schlagartig eine durchgreifende «Polonisierung». Der Stadtname Wohlau wurde in Wolow umgewandelt. Die frühere Bahnhofstrasse dedizierte man dem Retter Polens als «Marschall-Stalin-Allee». Im schreienden Gegensatz zu diesen «stolzen» Namen «standen» noch monatelang die Trümmerhaufen auf den Strassen und in den Häuserruinen – bis sie schliesslich auf Befehl des russischen Stadtkommandanten entfernt werden mussten. Zu diesen wochenlang dauernden Arbeiten zog der Bürgermeister ausschliesslich Deutsche heran, darunter auch Mütter von Säuglingen. Viele Polen bewirtschafteten unsere Bauernhöfe, d.h. sie bestellten nur einen kleinen Teil des Ackers, wie sie es ja auch schon «zu Hause» gewohnt waren. Die besser Gestellten kamen in den zahlreichen Ämtern unter, oder sie machten Geschäfte auf. . .

Als wir im Frühjahr 1945 unsere zerstörte Stadt wiedersahen, trösteten wir uns mit dem Gedanken: Wir werden Wohlau in fünf Jahren wieder aufbauen. Die Russen werden bald abziehen. Eine Enttäuschung folgte der anderen!

Die Russen blieben . . . und dazu kamen noch die Polen. Es wurde nichts aus unseren «Aufbauplänen». Anstattdessen mussten jetzt alle Deutschen breite weiße Armbinden anlegen, die sie weithin als «Arbeitstiere» und «Prügelknaben» kennzeichneten. Jeder halbwüchsige polnische Miliziant (in Wohlau waren über 100 polnische Polizisten gegenüber drei in deutscher Zeit!) nahm sich das Recht, den Deutschen irgendwann – auch auf dem Kirchgang! – zur Arbeit abzuschneiden oder ihn straflos ins Gesicht zu schlagen. Unzählige deutsche Männer und Frauen wanderten in den berüchtigten GPU-Keller der «Träger»-Villa. Dieser Keller hat die Schmerzensschreie der gefolterten Menschen gehört. Einige sind dort von den sadistischen Henkern erschlagen und nachher unter dem Misthaufen des Hofes verscharrt worden. Verbürgt ist die zynische Bemerkung: «Wieder einer in die ewige Seligkeit befördert!» . . .

Begreiflicherweise klammerten sich alle Deutschen an ihre Heimat. Sie hatten immer den Wunsch, in Wohlau zu bleiben, doch wollte dies keiner mit dem Opfer des Nationalitätenwechsels erkaufen – bis auf vier Familien, die der polnischen Sprache mächtig waren. Zwei Wohlauer, die schon früher Kommunisten waren, unterhielten gute Beziehungen zu den Russen.

Die erste Ausweisung der Deutschen durch die Polen aus Wohlau erfolgte bereits am 6. Juli 1945, also fast einen Monat vor den «Potsdamer Beschlüssen». 800 von den 7'000 Wohlauern waren damals bereits wieder heimgekehrt. Der Pfarrer von Wohlau musste am 14.8.1946 mit 300 Wohlauern und 1'500 Deutschen aus dem Kreise Wohlau die Heimat verlassen. Bei der vorangegangenen «Kontrolle» wurden dem Pfarrer das einzige Oberbett, der zweite Anzug, Überzieher und anderes fortgenommen. Der 80jährige kranke Pfarrer Maliske von Stuben, Kreis Wohlau (gest. am 3.12.1946 in Selm in Westf.), wurde bei dieser Kontrolle bis auf die Haut entkleidet.

Heute sind die Wohlauer über alle Besatzungszonen Deutschlands verteilt.

Bericht Nr. 43 (aus Auras, Kreis Wohlau)

. . . Besonders schlimm hausten die Russen in Auras, wo alle zurückgebliebenen Einwohner bis auf den letzten Mann totgeschossen wurden, darunter der katholische Pfarrer Martin Scholl, die dortigen Borromäerinnen und der evangelische Pastor. Beide Kirchen, wie die meisten Häuser, wurden niedergebrannt. –

Schwester Annunziata war in Auras als Krankenschwester und Seelsorgeschwester tätig. Sie hatte auch als Sakristanin die Kirche zu betreuen. Der Pfarrer von Auras, Martin Scholl⁷, wollte beim Russeneinfall in Schlesien seine Gemeinde nicht verlassen, da noch etwa 150-200 Gemeindemitglieder in Auras zurückgeblieben waren. Am 25./26. Januar 1945 war noch hl. Messe in Auras. Am 27.1. nahm der Pfarrer das Sanktissimum ins Pfarrhaus. Von da an sollte die hl. Messe im Pfarrhaus sein. Am 27./28.1. kamen die Russen nach Auras.

Schwester Annunziata wollte noch etwas aus der Kirche holen und fiel dabei einem schlitzäugigen Russen in die Hände. Was dann geschah, ist nur durch Erzählungen bekannt geworden:

Die Schwester des Pfarrers kam aus O/S. im November 1945 nach Auras, um nach ihrem Bruder zu sehen. Dort traf sie noch einige wenige Gemeindemitglieder von Auras an, die den Russeneinfall, versteckt in einem Bunker, erlebt hatten. Eine Frau, Mutter eines Ministranten, erzählte ihr ungefähr Folgendes:

Schwester Annunziata wurde von einem Mongolen auf dem Kirchplatz überfallen, der ihr den Säbel in den Leib stiess, den Leib aufriss und sie danach zerstückelte. Von ihr wurde nichts mehr gefunden als der Rosenkranz, den die Pfarrschwester später im Jahre 1947 der leiblichen Schwester von Schwester Annunziata zugeschickt hat, die ebenfalls als Barmherzige Schwester tätig ist. Der Seitenrosenkranz war aus der Sentüre herausgerissen, ein Stück Stoff hing noch daran.

Auch die Oberin, Schwester Maxima von Auras, wurde am gleichen Tage von Russen erwürgt. Sie wurde in ihrer Ordens-tracht tot im Pfarrhaus aufgefunden. Pfarrer Scholl war erschossen worden. Ausserdem sind noch etwa 150 Gemeindemitglieder in Auras von den Russen erschossen worden. Pfarrer und Oberin waren im Hofe der Pfarrei neben dem Düngerhaufen vergraben worden (sehr tief, etwa zwei Meter). Im Winter 1945/46 sind sie dort ausgegraben und auf dem Kirchhof begraben worden. Die ermordeten Gemeindemitglieder wurden tot in Kellern und Bunkern aufgefunden und im Winter 1945/46 in Massengräbern beigesetzt. Dabei hat eine Ordensschwester geholfen.

Bericht Nr. 44 (*aus Kloster Keubus, Kreis Wohlau*)

. . . Gross ist unsere Enttäuschung, als wir Ende Mai 1945 in Leubus Einzug halten. Über 70 Häuser liegen in Schutt und Asche. Die Oderbrücke ist gesprengt, allerdings noch in den Januartagen von der deutschen Wehrmacht. Kloster- und Weinbergskirche haben nur einen leichten Bombenstreifer erhalten, sind innen aber zu einer Räuberhöhle geworden. In der Klosterkirche steht keine Bank mehr, der grösste Teil von den 25 Altären ist zetztört. Am Hochaltar stehen noch die gewaltigen geschnitzten Apostelfiguren. Die übrigen Figuren und Bilder auf den Altären waren in sorgfältiger Arbeit abmontiert und in die Gruft gebracht und gegen Luftangriffe gesichert worden. Frag nicht, wie es jetzt dort aussieht! Alles durcheinandergewühlt, die Särge durchsucht und untereinander geworfen, der Zugang zur Gruft mit Schutt und Unrat fast versperrt. Ein Teil der Plastiken zerschmettert und für die Sauna verfeuert. Ein Jungmann aus meiner Gemeinde, als Heizer bei einer solchen Sauna beschäftigt, rettete noch einen wundervollen Barockengel aus der Fürstenkapelle und überbrachte ihn mir.

In der grossen, geräumigen Sakristei ist jetzt buchstäblich nichts mehr vorhanden. Keine Spur mehr von den gewaltigen Paramenten-Schränken. Von etwa 50 Messgewändern und den Vespermänteln kann aus dem Schutthaufen nur ein halbes schwarzes herausgebuddelt werden. Nirgends mehr eine Antiphonale oder Rituale aus alter Klosterzeit! Kelche und Monstranzen, verbogen und entweiht, kommen allmählich aus dem Schutt zum Vorschein. Bei meinem ersten Gang durch die Kirche mit einem russischen Oberst erklärte er nur nüchtern: wojna, Krieg!

Was ist eigentlich aus den wertvollen Kunstwerken des Klosters geworden, den Willmannbildern, dem Chorgestühl, der Pieta (Geschenk der hl. Hedwig) und sonstigen Plastiken? Diese waren glücklicherweise im Frühjahr 1944 von dem Kunstkonservator Niederschlesiens in die alte Klosterkirche von Liebenthal, Kreis Löwenberg, gebracht worden. Das 226 m lange Kloster hatte ja ein Berliner Rüstungswerk 1943 aufgenommen und dadurch die Kirche mit ihren Kunstschatzen ganz besonders gefährdet. Bei meinem letzten Aufenthalt im Kreise Löwenberg in den Tagen der Flucht hatte ich zum letzten Male die Gelegenheit gehabt, sie zu besichtigen. Auch dort fanden sie keine Ruhe. Sie wurden in einer Baude des Riesengebirges versteckt. Beim Abtransport wurden die Lastautos mit den gewaltigen, sperrigen Kunstwerken von russischen Bombern bombardiert, glücklicherweise aber nicht getroffen.

Nach der Kapitulation fielen die Kunstwerke den Russen in die Hände, wie H. H. Pfarrer aus Liebenthal schrieb. Ein Besuch des polnischen Landeskonservators aus Warschau in Leubus im Herbst 1945 bestätigte das. In Krakau seien aber die Kisten mit den Kunstwerken von der polnischen Regierung sichergestellt worden. Es ist beabsichtigt, sie wieder der Klosterkirche zuzuführen. Ob in eine polnische oder deutsche Leubuser Klosterkirche, weiss allerdings der liebe Herrgott allein. Da ich selbst bei dem Besuch des polnischen Landeskonservators nicht anwesend war, habe ich ihm auf seine Bitten hin ein Gesamtverzeichnis der Kunstwerke zugeschickt. Zur Zeit wird die Klosterkirche als Pro-

viantlagerraum für die russische Armee benützt. Vorher diente die kleine evangelische Kirche diesem Zwecke. Sie liegt mit auf dem Klosterplatze. Infolge des niedergebrannten Dachstuhls und des schadhafte gewordenen Gewölbes war sie für diese Zwecke unbrauchbar geworden.

Nicht unerwähnt möge bleiben folgender tieftrauriger Tatbestand: Anlässlich der Umwandlung der Kirche in einen Proviantlagerraum sollten aus der Gruft über 200 Särge mit den Gebeinen der Mönche auf Anordnung eines pietätlosen russischen Kommandanten herausgeschafft werden. Zwei riesige Massengräber auf dem Marienfriedhof waren schon von der deutschen Bevölkerung geschaufelt worden. In dem einen waren schon die Gebeine aus 80 Särgen ohne Sarg gebettet worden. Jedoch unterblieb dann eine weitere Übertragung der Gebeine in das zweite Massengrab. Ob unter den überführten Gebeinen auch die sterblichen Reste des Meisters Willmann dabei sind, konnte nicht festgestellt werden. In den nicht beigeetzten Särgen aus der Klosterzeit wurden Gemeindeglieder begraben, die massenweise an Hungertyphus dahinsanken. 1945 hatte Kloster Leubus über 80 Tote zu beklagen gehabt. Nebenbei sei nur erwähnt, dass das Bild des Marienfriedhofes durch einen russischen Heldenfriedhof, der vom Friedhofsgrundstück abgezweigt ist, stark beeinträchtigt ist.

Wer nach Leubus kam, hat auch immer gern den sechs Kapellen im Hedwigsbusch einen Besuch abgestattet. Hier hat vor allem das brave katholische Volk immer am Sonntagnachmittag bei seinem Spaziergang recht gern den Kreuzweg gebetet. Doch sind leider die schönen sandsteinartigen Halbrелефdarstellungen vom Leiden des Herrn und Heilandes, verwoben mit der Kreuzesvision der hl. Hedwig, von pietätlosen Gesellen zum grössten Teil zerschmettert worden. Etwa 100 m entfernt vom Hedwigsbusch hatte in den Februartagen 1945 der Feind seine Geschütze aufgestellt gehabt. Die Bedienungsmannschaften hatten es sich in den Kapellen wohnlich gemacht und Öfen und Betten hineingestellt gehabt. . . Noch nachträglich sei folgendes Schandstück angeführt: Als die Klosterkir-

che in ein russisches Proviantmagazin umgewandelt wurde, mussten deutsche Arbeiter den wundervollen Sandstein-Sarkophag von Boleslaus IV. in der Fürstenkapelle, der übrigens schon vorher geöffnet und entweiht worden war, mit Hämmern zerschmettern. Es ist zu befürchten, dass auch die Sandsteinplastiken am Johannestor, die herrliche Pieta und Johannes von Nepomuk, das gleiche Schicksal erlitten haben. Jedenfalls waren sie eines schönen Tages von den Sockeln verschwunden. Offensichtlich müssen sie irgendeinen der massgebenden russischen Kommandanten gar sehr gestört haben. Dafür beherrscht den Eingang zum Klosterkomplex ein gewaltiges Stalinbild und zu beiden Seiten riesige auf Leinen gemalte Bilder der russischen Armee, rechts ein Infanteriesturmgefecht und links die drei Vertreter der Roten Armee aus der Luftwaffe, Infanterie und Marine. Bekrönt wird die mit den Sandsteinplastiken des hl. Benedikt und hl. Bernard verzierte Stirnwand des Johannestores, jetzt aber verdeckt durch die eben angeführten Propagandabilder, von einer roten Sowjetfahne. Tausende von Zivilrussen, desertierten Wlassowtruppen und Soldaten der Roten Armee sind durch dieses Tor geschritten. In dem Kloster und in der Klosterkirche lagen jeweilig über 10'000 Russen. Hierzu kamen etwa noch 5'000 Russen, die die Bayerstrasse und einige Häuser des ehemaligen Landgestüts belegt hatten.

Als wir am 17. 8. 46 Leubus verlassen mussten, mögen in Leubus etwa noch 2'000 russische Soldaten gelegen haben. Davon etwa 1'000 Mann im Kloster (Pioniere) und 1'000 Mann in dem Anstaltsgebäude von Leubus-Städtel (Artillerie). Die schönsten Häuser von Leubus waren, soweit sie noch intakt waren, selbstverständlich von russischen Offizieren bewohnt. Das bedingte auch, dass ich selbst in diesen 15 Monaten siebenmal meine Wohnung wechseln musste.

Bericht Nr. 45 (aus Gross-Peterwitz, Kreis Neumarkt)

Am 9.2.45 zogen die Russen in Gross-Peterwitz ein. An diesem Tage musste der kath. Pfarrer das Pfarrhaus für immer verlassen. Es diente als Lazarett und in seinen Kellerräumen als Gefängnis. Noch im September 1946 warfen die Russen den Rest der Möbel zum Fenster des Pfarrhauses hinaus. Das gleiche Schicksal erfuhren die Akten des reichhaltigen Pfarrarchivs. Was von diesen Akten noch gerettet werden konnte, wurde in den Sakristeischränken deponiert. Die Matrikelbücher waren ab 1772 in gutem Zustand im Pfarrarchiv. Die Russen haben den grössten Teil dieser wertvollen Urkunden im Februar 1945 vernichtet.

Vom 9.2.45 ab musste sich der Pfarrer mit den Barmherzigen Schwestern und den zurückgebliebenen Dorfbewohnern drei Wochen lang im Schlosskeller auf halten. Dort unten lebten wir ein Katakomben-Christentum. Dort unten wurde das hl. Opfer gefeiert, unsere Stärke und Kraft für all die Schreckensszenen, die wir Tag und Nacht durchleben mussten. Am ersten Fastensonntag 1945 war keine Möglichkeit der Zelebration, denn von morgens 5 Uhr bis Abend 10 Uhr waren wir ohne Pause Plünderungen und Belästigungen aller Art ausgesetzt.

Später versuchte der Pfarrer, den Gottesdienst wieder in der Kirche zu halten, doch kann man mit Worten nicht beschreiben, in welchem Zustand wir am Morgen das Gotteshaus immer wieder vorfanden, nachdem wir tagsüber einigermaßen Ordnung in das Chaos gebracht hatten. Die Kirche diente nämlich längere Zeit als Kino für die russischen Soldaten. Nach der Kapitulation wurde es anders, wir legten alle Hand an bei den Reinigungs- und Aufräumarbeiten, und wir durften in der Folgezeit ungestört das Gotteshaus besuchen, das abgesehen von unwesentlichen Zerstörungen wieder in altgewohnter Sauberkeit und Blumenschmuck Herz und Sinne der Gläubigen erfreuen durfte. Die Russen hatten die Orgel gleich beim Einmarsch zerstört, indem sie die Pneumatik durch-

schnitten, die Bleikabel herauszogen und die Prospektpfeifen sowie viele andere Innenpfeifen entfernten und das Gebläse unbrauchbar machten. Die Orgel wurde später durch das den Russen wieder abgenommene Harmonium aus dem Pfarrhaus ersetzt.

Die guten Paramente der Pfarrkirche zu Gross-Peterwitz konnten durch die schlimmen Tage hindurchgerettet werden.

Die Filialkirche Schöbekirch blieb von den Kriegereignissen unberührt, die Orgel blieb intakt und alle Paramente sind vorhanden. . . . Da seinerzeit vom Erzbischöfl. Generalvikariat, wohl Anfang Januar 1945, die Anweisung an die Priester und Ordensleute erging, dass jeder auf seinem Posten ausharren möge, blieb der Pfarrer zusammen mit den Grauen Schwestern und den Insassen des Caritasheimes in Gross-Peterwitz. Der grössere Teil der Gemeinde war nach Wüste-Waltersdorf abgezogen und kehrte Mitte Mai 1945 nach der Kapitulation zurück. Es lässt sich hier in dürftigen Worten nicht wiedergeben, welche schwere, bittere und angst-erfüllte Stunden und leidgesättigte Tage wir durchkämpfen mussten. Wir glaubten durch unser tapferes Durchhalten unserer teuren Heimat und dem Vaterland einen Dienst erwiesen zu haben, und wir waren bitter enttäuscht, als eine Gemeinde nach der anderen den Ausweisungsbefehl erhielt.

Nach dem Gottesdienst am Rosenkranzfest – es gingen noch 100 Gläubige zum Tisch des Herrn – erschien die polnische Ortsbehörde und teilte mit, dass die fünf deutschen Schwestern des Caritasheimes sowie der Pfarrer und seine Schwester am Abend um 7 Uhr Gross-Peterwitz zu verlassen hätten. Das war am 6. 10. 1946. Am 12. 10. 1946 trafen wir in Hannover ein und wurden in einem Bunker untergebracht. . .

Bericht Nr. 46 (aus Schmellwitz, Kreis Neumarkt)

. . . Die Ereignisse zur Zeit des Zusammenbruches und bis zum Tage der Ausweisung sind kurz folgende: 11.2.1945 Einfall der russischen Truppen. Letzter Sonntagsgottesdienst in Schmellwitz. / 13.2.1945 Räumung des Pfarrhauses in Schmellwitz. / 18.2. 1945 Zuflucht im Schwesternhaus in Ramfeld. / 27.2.1945 Abholung per Lastauto in die Gefangenschaft nach Neumarkt, dann Marsch über Dyhernfurth, Trebnitz nach Trachenberg. / 1.4.1945 Entlassung und Heimkehr über Prausnitz, Kloster Heinzendorf, Dyhernfurth nach Neumarkt (dort letzte Begegnung mit Pfarrer Klehr aus Striegau). / 3.4.1945 Ankunft in Ramfeld. / 8.4.1945 Weisser Sonntag: 1. Gottesdienst seit dem Russeneinfall, von da an ununterbrochen bis zur Evakuierung am 17.10.1946.

. . . Glücklicherweise hatten die Gotteshäuser den Kriegssturm gut überstanden, nur die Ramfelder Kirche hatte einen unbedeutenden Treffer erhalten. Dagegen war das Pfarrhaus in Schmellwitz, das in den Jahren 1936/37 zu einem Preis von 25'000 RM neu erbaut worden war, um den 20. Februar 1945 einem Brande zum Opfer gefallen, gleichzeitig mit der dem Pfarrhaus benachbarten Schule. Bei diesem Brande gingen sämtliche pfarrlichen Akten usw. verloren, mit Ausnahme der Kirchenbücher und der Pfarrchronik, die ich vor dem Eintreffen der feindlichen Truppen in die Sakristei verbracht hatte. Die Tauf-, Trau- und Totenbücher des laufenden Jahres sind mitverbrannt, da diese zwecks Eintragung von Todesfällen, Geburten usw. im Pfarrhause zurückbehalten worden waren.

So bedauerlich diese Verluste sind, so sind sie doch nicht zu vergleichen mit den viel grösseren Verlusten der Breslauer Staatsbibliothek, die im Schloss Ramfeld untergebracht war. Viele Monate hindurch brannten die Leute Kerzen, die sie sich aus den Wachssiegeln der Urkunden herstellten. Kostbare Folianten, Bibelhandschriften und dgl. waren lange Zeit dem Verderb preisgegeben, bis dann schliesslich Kolonnen von Lastwagen kamen und

das gesamte Material abtransportierten. Im Ramfelder und Illnicher Park fand man immer wieder Bibliotheksbände mit den Namen der jeweiligen Entleiher; ein sowjetischer Offizier zeigte mir mit besonderem Stolz eine wertvolle Homerausgabe und verlangte von mir deren Übersetzung und Erklärung. Da wir im Kampfgebiet Breslau lagen, war an eine Bergungsaktion nicht zu denken, zumal ich auch nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in fünf Tagen einmal fünf verschiedene Quartiere allein in Ramfeld beziehen musste . . .

Bericht Nr. 47 (aus *Brosewitz, Kreis Strehlen*)

Die Ausweisung der Deutschen durch die Polen wurde am 10. 8.46 um 14 Uhr bekannt, binnen drei Stunden bis 17 Uhr hatte jeder bereit zu sein. Ausgesiedelt wurden beim ersten Abtransport alle Familien, welche Eigentum besaßen, während die landwirtschaftlichen Arbeiter, die die Ernte einbringen sollten, zurückgehalten wurden bis zum zweiten und dritten Transport, die erst im Oktober 46 erfolgten. Jeder durfte sich nur soviel von seinen Habseligkeiten mitnehmen, als er selbst tragen konnte. Der Gebrauch von Handwagen war verboten. Die Familien nahmen mit, was sie in der Eile zusammenraffen konnten, vorab Betten, Bekleidungsstücke und Küchengeräte. An Geld durfte ein Betrag von 500.-RM mitgenommen werden. Am Abend kamen wir in Strehlen an, von wo die Verladung in die Eisenbahnwagen erfolgen sollte. Die Nacht vom 10. auf 11. August mussten wir unter freiem Himmel bei unserem Gepäck zubringen. Am 11.8. fand die von der polnischen Behörde angeordnete Gepäckdurchsuchung auf offener Strasse statt. Verschnürte Gepäckstücke wurden aufgeschnitten, die Säcke, Körbe und Koffer durchwühlt und ausgeschüttet. Was dem Durchsuchenden gefiel, wurde weggenommen.

Bericht Nr. 48 (aus Markt Bohrau, Kreis Strehlen)

Am 13. Januar 1946 wurde ich abends ½ 9 Uhr von einem Milizmann (mit Maschinenpistole) in meinem Pfarrhaus abgeholt mit den Worten: «Zum Kommandanten!» Ich folgte der Aufforderung in Reverende und Birett. Im Milizgebäude wurde ich zunächst in den Keller gesperrt. Nach einer halben Stunde etwa holte derselbe Milizmann mich ins Vernehmungszimmer. Hier erfolgte die «Vernehmung» durch den Kommandanten unter Hinzuziehung eines total betrunkenen Milizmannes. Ausserdem waren noch mehrere Milizmänner anwesend und ein Mann in brauner Uniform (ähnlich der eines Wojt, Amts Vorstehers).

Die «Vernehmung» bestand darin, dass man mir zunächst zwei Vorwürfe machte:

1. Ich hätte dem polnischen Geistlichen Vorhaltungen gemacht wegen seiner Unpünktlichkeit.

2. Ich gäbe Unterricht im Keller.

Zu 1 erklärte ich: Ich bin als Ortspfarrer verpflichtet, für die pünktliche Einhaltung der vorher vereinbarten und verkündeten Gottesdienstzeiten zu sorgen. Ich hatte bisher jede Woche den polnischen Geistlichen gebeten, seinen Gottesdienst pünktlich anzufangen und zu beenden, damit die nachfolgenden Gottesdienstzeiten eingehalten werden könnten. Leider vergeblich. Darum habe ich am 13.1., als er wiederum eine halbe Stunde über meine Anfangszeit hinaus zelebrierte, ihn nun auf das Unhaltbare dieses Zustandes in der Sakristei vor der Sakristeischwester und dem polnischen Küster hingewiesen.

Der Milizkommandant, der kaum meinen Ausführungen zugehört hatte, erklärte nur, dass die Deutschen warten müssten, und wenn der polnische Gottesdienst zwei Stunden später aufhören würde.

Zu 2 erklärte ich: Bei dem Unterricht handelt es sich um Beicht- und Kommunionunterricht für die Kinder im schulpflichtigen Alter, den ich als Pfarrer pflichtgemäss erteilen muss. Zu diesem Unterricht wird öffentlich von der Kanzel eingeladen. Der Unterricht

findet im Sommer in der Kirche, im Winter in einem heizbaren Raume statt. In diesem Jahre stand mir dafür kein anderer Raum zur Verfügung als die frühere Pfarrhauskirche, die im Pfarrhause zu ebener Erde liegt und drei Fenster auf den Hof hinaus hat.

Während meiner Ausführungen alberte der Milizkommandant dauernd mit dem betrunkenen «Dolmetscher» herum. Auf mich wurde gar nicht gehört.

Nach diesen zwei Punkten stellte der Kommandant mir plötzlich eine Frage: «Wo ist Klose?»

Es handelte sich dabei um einen Bauern Klose aus Ottwitz, Mitglied meiner Pfarrgemeinde. Dieser Bauer war Ende August oder Anfang September 1945 mit zwei anderen Ottwitzer Bauern von der Miliz verhaftet worden auf Grund einer Anzeige einer übel beleumundeten Frau. Da ich wusste, dass der Bauer Klose niemals Mitglied der NSDAP gewesen war, und mir Ukrainerinnen, die bei Klose früher in Arbeit waren, diesen wegen der guten Behandlung lobend erwähnt hatten, habe ich mit diesem Wissen beim Kommandanten Fürsprache für ihn eingelegt mit dem Erfolge, dass er entlassen wurde.

Zwei Monate später, etwa Anfang November 1945, hat dieser Bauer Klose seinen Heimatort Ottwitz mit unbekanntem Ziel verlassen, weil an diesem Tage ein früherer polnischer Landarbeiter bei ihm auftauchte, den Klose wegen seiner Faulheit streng gehalten haben soll, dessen Rache er jetzt fürchten musste. Jetzt sollte ich Auskunft über den Aufenthaltsort des Klose geben, was ich aber nicht konnte, da ich mit ihm in keinerlei Verbindung stand. Durch die nun folgende Folter wollte man eine Antwort aus mir herauspressen.

Ich musste meine Reverende ausziehen, die Brille abnehmen, und dann wurde ich auf eine Lederchaiselongue gespannt. Über den Kopf warf man mir einen Pelz, damit man draussen kein Schreien hören konnte. Dann wurde ich von vier oder fünf Milizmännern mit Gummiknüppeln und ähnlichen Schlagwerkzeugen unbarmherzig geschlagen. Von den Schultern bis zu den Waden herunter war bald keine heile Stelle mehr an mir. Mehrmals ging

diese Tortur. Zwischendurch – ich musste durch weitere Schläge erst zum Aufstehen gebracht werden – fragte der Kommandant immer wieder: «Wo ist Klose?» Von dem sogenannten Dolmetscher wurde ich währenddessen mehrmals ins Gesicht geschlagen, ich wäre SS-Mann, Partisan usw. Dann hiess es wieder: «Hinlegen!» Im Ganzen mindestens viermal.

Nach dieser Folter – ich konnte mich nur mit Mühe aufrecht halten – musste ich mir die Reverende anziehen, was nur mit Mühe gelang. Vom Wachtabenden wurde ich dann in die Küche zum Waschen geführt. Ich blutete im Gesicht und am Ohr.

Nachher wurde ich in den Keller eingesperrt, der keine Fensterscheiben hatte. Fiebernd und mit Schüttelfrost lag ich hier, bis ich die Besinnung verlor.

Nach einer Stunde etwa wurde ich wacherüttelt, und dann wurde ich wieder ins Vernehmungszimmer gebracht. Ich brach immerfort zusammen, da ich nicht mehr stehen konnte. Man reichte mir jedesmal Wasser zur Erfrischung. Das Verhör bezog sich auf die evangelische Kirchengemeinde am Ort. Eine halbe Stunde quälte man mich so, ohne mich sitzen zu lassen, bis ich gegen Mitternacht endlich entlassen wurde.

Nur mit grosser Mühe habe ich, Schritt für Schritt langsam und unsicher zurücklegend, mein Pfarrhaus erreicht, wo ich dann sofort zusammenbrach.

Am nächsten Tage, um 12 Uhr mittags, sollte ich mich wieder bei der Miliz einfinden! «Mit Klose!», sonst würde es weitergehen.

Das wurde aber durch meinen körperlichen Zustand unmöglich gemacht.

Am nächsten Morgen wurde ich mit den Sterbesakramenten versehen, da damals wegen der unregelmässigen Herzstätigkeit mit dem Schlimmsten gerechnet werden musste. Ich habe dann acht Wochen im Bett gelegen, bis ich meine Seelsorgsarbeit, wenn auch nach den Weisungen des Arztes nur in beschränktem Umfange, wieder aufnehmen konnte.

Ich bin bereit, oben gemachte Ausführungen jederzeit mit dem Eide zu bekräftigen.

Bericht Nr. 49 (aus *Alt-Altmanndorf, Kreis Frankenstein*)

Mit Beginn des Waffenstillstandes, das ist am 8. Mai 1945, wurde von den Russen eine 14tägige Plünderungsfreiheit proklamiert, die jedoch ständig anhielt. Vor den Russen, besonders wenn sie betrunken waren, waren weder Mädchen noch Frauen sicher. Wiederholt haben sie weibliche Personen in der Wohnung oder im Graben am Wege nicht bloss einmal, sondern öfters vergewaltigt. Und wenn mehrere Soldaten da waren, dann stürzten sie sich einzeln auf eine weibliche Person und missbrauchten sie. Ja, ein Soldat, der durch das Dorf ritt, nahm einen 13jährigen Schuljungen auf sein Pferd, der ihm die Häuser zeigen sollte, in denen Mädchen waren.

Mitte Juli 1945 kamen die Polen, und so fingen Plünderungen und Stehlen von neuem an. Wir sind alle bettelarm geworden und hatten nur noch zerfetzte und geflickte Kleider zum Anziehen. Kein Wunder, dass von den Polen so arg geplündert wurde, weil polnische Geistliche von der Kanzel verkündet haben sollen, das Plündern sei für die Polen keine Sünde, sondern nur Vergeltung.

Nun folgte der 28. November 1945, der grösste Schreckenstag für die ganze Gemeinde; binnen einer halben Stunde wurde der grösste Teil der Gemeinde ausgewiesen; kein Mensch wusste vorher etwas davon. Ich hatte an dem Tage noch eine polnische Trauung vorzunehmen, und im Pfarrhaus wüteten und plünderten ungefähr dreissig Mann polnischer Miliz ganz fürchterlich. Auch der polnische Pfarrer aus Baitzen* war daran beteiligt. Meine Nichte musste ihnen noch Mittagessen zurechtmachen. – Als sie mit dem Essen fertig waren und ich in der Kirche die Trauung vornahm, schrien sie meine Nichte an: «Raus mit euch, in zehn Minuten müsst ihr alle draussen sein!» Meine Nichte kam mich in der Kirche holen, und nach kurzer Zeit standen wir bereits auf dem vor dem Pfarrhause befindlichen Sammelplätze. Nur einen kleinen Rucksack durften wir mitnehmen.

* Er war dahin nach der Kapitulation eingewandert.

Im letzten Augenblick kam der polnische Kommandant und schickte uns ins Pfarrhaus zurück, und so konnten wir noch dort bleiben, bis uns das Schicksal am 11.4. 1946 ereilte und wir unsere liebe Heimat verlassen mussten.

Bericht Nr. 50 (aus Kamenz, Kreis Frankenstein)

Da ich vor meiner Ausweisung fast zehn Monate in der polnischen Verwaltung gearbeitet habe, möchte ich aus eigener Erfahrung schildern, unter welchen Bedingungen dort Deutsche zu leben gezwungen sind.

Noch vor Abschluss des Potsdamer Abkommens übernahmen die Polen mit Waffengewalt die Verwaltung eines Gebietes, das bis dahin mit ganz verschwindenden Ausnahmen durch Deutsche bewohnt wurde. In meinem Heimatort Kamenz, in dem vor dem Krieg nicht ein einziger Pole ansässig war, erschien am 16. Juli 1945 polnische Miliz und verlangte die Übergabe des Gemeindebüros und vor allen Dingen der Kassenschlüssel. Mit diesem Moment wurde jeder Deutsche auf seiner eigenen Scholle vogelfrei. Einen Kilometer von meinem Heimatort entfernt wurde ich z.B. mit meinen Eltern von zwei Beamten der polnischen Gestapo mit der Pistole in der Hand nach Uhren und Schmuck durchsucht. Aber nicht nur ausserhalb der Ortschaft, sondern auch auf den Hauptstrassen war Plünderung und Raub an der Tagesordnung. Einer Frau wurden vor einem Geschäft soeben teuer erkaufte Salz und Zündhölzer durch Miliz wieder abgenommen. Der Begriff «Besitz» galt für Deutsche nicht mehr. Sogar der polnische Bürgermeister ging täglich von Haus zu Haus und raubte in den Wohnungen der Deutschen, was noch irgendeinen Wert besass und nicht bereits von den Russen, die bald nach der Besetzung die Plünderung im Grossen betrieben, gestohlen worden war. Möbel, Bekleidung, Lebensmittel, Wertvolles und Wertloses, alles wurde

«beschlagnahm» und wanderte in die Vorratskammern auf dem Gemeindebüro, wo sich dann die herrschende Klasse das Beste herausuchte und den Rest kurz und klein schlug. Ein grosser Teil der so geraubten Sachen kam dann auf den schwarzen Markt oder wurde bei der Roten Armee in Schnaps umgesetzt. Vor jeder polnischen Hochzeit wurden einige deutsche Familien gezwungen, ihre Wohnungen zu verlassen, ohne sich meist auch nur das Geringste mitnehmen zu dürfen. So wurde auf einfachste Art und Weise die Ausstattung für das neue Paar «besorgt». Auch die Beamten der Gestapo machten hierin keine Ausnahme. Ich hatte die beste Gelegenheit, diese Fälle kennenzulernen.

Die Keller der polnischen Miliz und Gestapo, in denen Boden und Wände mit Blut bespritzt sind, wie viele Augenzeugen berichten, erzählen von Gewalt und Terror, wie sie uns in den Prozessen gegen die Wachmannschaften der Kz's des Naziregimes begegneten. Eines Tages wurde ich im Büro der Gemeindeverwaltung von vier Gestapobeamteten mit Pistolen und Reitpeitschen verhaftet. In dem folgenden Verhör wollte man von mir den Ort wissen, an dem das Gold von Tschenstochau vergraben sei. Immer wieder drohte man mir, mich mit Peitschenschlägen zum Geständnis zu zwingen. Als sie so nicht zum Ziele kamen, verhafteten sie auch noch meinen alten Vater und erzwangen von ihm schliesslich das Geständnis, wo wir unser privates Geschirr vergraben hatten. Als er dies dann noch unter Bewachung ausgegraben hatte, zogen sie mit ihrer Beute davon, und wir wurden entlassen.

Viele haben noch heute unter den Folgen der erlittenen Misshandlungen zu leiden. Die unglücklichen Opfer wurden vollständig entkleidet und mit gespreizten Beinen auf ein Brett gebunden. Dann schlug man sie so lange mit schweren Reitpeitschen, bis sie ohnmächtig in ihrem Blute dalagen. Schauerlich gellten ihre Schreie nachts durch die Strassen, obwohl ein auf höchste Lautstärke gestelltes Radio diese Stimmen übertönen sollte. Ja, die Unholde schreckten auch nicht davor zurück, ihre Opfer zu Tode zu prügeln.

Der Totengräber der evangelischen Pfarrgemeinde hat erklärt, dass er etwa 30 Gräber bezeichnen könnte, in denen diese unglücklichen Opfer, zu denen auch viele entlassene deutsche Kriegsgefangene gehören, verscharrt wurden.

In unserem letzten Quartier – dreimal hatten uns bereits die Russen die Wohnung beschlagnahmt – kam der Bürgermeister mit einem grossen Stab und stahl kostbare Teile einer Altertums Sammlung, darunter ein Harmonium, eine Geige u.a. Hierbei habe ich noch gar nicht erwähnt, wieviel Geflügel und Grossvieh den deutschen Bauern geraubt wurde. Meist gingen die Wirtschaften ja schon in der ersten Zeit entschädigungslos in den Besitz der neuen polnischen Bewohner über, obwohl der polnische Landrat den deutschen Bürgermeistern – ich war selbst vertretungsweise bei dieser Sitzung anwesend – zugesagt hatte, dass ein Besitzwechsel nicht stattfinden dürfe. Dieses Versprechen gab er in den allerersten Monaten, als sich die neuen Herren des Landes noch nicht sicher genug fühlten. Später jedoch wurde jeder Übergriff gesetzlich sanktioniert.

Tagtäglich wurden durch verängstigte Deutsche Überfälle auf ihr letztes Hab und Gut bei der Gemeindebehörde gemeldet. Im Büro sagte man ihnen meist Schutz und Untersuchung zu. Aber kaum hatten sie das Zimmer verlassen, so lachte man zynisch über diese an Recht und Gerechtigkeit glaubenden Deutschen und ging zur Tagesordnung über.

Deshalb ist es nicht zu verwundern, dass der Gesundheitszustand sich von Tag zu Tag rapide verschlechterte. Unterernährt und auf engsten Raum zusammengedrängt, stellten sich bald Typhus und andere Krankheiten ein. Unser Krankenhaus, das St. Josephsstift, wurde fast vollständig mit Typhuskranken belegt. Viele starben trotz der aufopferndsten Pflege der Borromäerinnen, da nicht genügend Medikamente zur Verfügung standen. Und wenn solche erreichbar waren, konnte sie ein grosser Teil der Deutschen nicht bezahlen, da der Kurs des Złoty, der eigentlich fast gar keinen Wert mehr besass, mit zwei Reichsmark berechnet wurde. Für die erkrankten Polen wurde vom Staat ein Zuschuss gezahlt. Wo-

her aber sollten die bis aufs Hemd ausgeplünderten Deutschen das Geld nehmen, um diese Phantasiepreise zu bezahlen? Auch Lebensmittel wurden dem Krankenhaus nur für Polen zugewiesen; Deutsche hatten kein Anrecht darauf. Die deutschen Ärzte und Schwestern haben ihr Möglichstes getan, ohne auf die Nationalität des Kranken zu sehen. Doch war es ihnen nicht möglich, dieser Not voll und ganz zu begegnen!

Täglich wurden aus der ganzen Umgebung Typhuskranke eingeliefert. Statt aber die Lebensbedingungen der übrigen Bevölkerung zu verbessern, um so die Verbreitung dieser Seuchen zu verhindern, drängte man sie von Tag zu Tag immer noch enger zusammen. Russen und Polen wetteiferten hierin miteinander. Von Hygiene konnte man nicht mehr sprechen, da z.B. auch die Wasserleitung stark verschmutzt war. Immer wieder wurde die Rieselanlage am Wasserturm gewaltsam geöffnet, so dass aller Schmutz Zutritt zum Trinkwasser hatte.

Wovon aber lebten nun die Deutschen in diesem grössten Konzentrationslager aller Zeiten? Wie schon oben berichtet, gingen Geschäfte und Landwirtschaft schon bald in polnische Hände über. Also blieb wieder nur der Ausweg, für den eigenen Bedarf dringend benötigte Gebrauchsgegenstände zu verkaufen, um sich mit diesem Gelde wieder die notwendigsten Lebensmittel schwarz zu kaufen.

Ich will hier einige Preise zum Vergleich anführen:

1 kg Butter kostete 300 Złoty = 600 M. 3 kg Brot 60 Zł. = 120 M. Und die Verdienste: Ich erhielt im Büro als Beamter von fünf Gemeinden 200 Złoty, ein polnischer Bürogehilfe aber 1'000 Zł. und mehr. Hinzu kommt noch der Erlös aller geraubten Gegenstände, die sie dann weiterverkauften. Diese «Einnahme» machte oftmals ein Vielfaches ihres Monatseinkommens aus.

Handel und Gewerbe lagen vollkommen in polnischer Hand. Es war keinem Deutschen gestattet, seinem Beruf nachzugehen, wenn er auch vorher in diesem selbständig gearbeitet hatte. Aller geschäftliche Verkehr ruhte. Was man in den Geschäften zum Ver-

kauf anbot, war entweder geraubtes Eigentum der Deutschen – die Warenbestände mussten ja mit dem ganzen Geschäft entschädigungslos übergeben werden – oder UNRRA-Waren*.

Bericht Nr. 51 (aus *Maifritzdorf, Kreis Frankenstein*)

Bevor das Unglück seinen Höhepunkt erreichte, kamen durch unsere Gemeinde die jammervollen Züge der Bewohner ganzer Dörfer, die bei der zuerst üblichen sogenannten wilden Evakuierung von tatendurstigen Milizstrolchen und kommunistischen polnischen Bürgermeistern plötzlich aus ihrer Heimat vertrieben worden waren. Ein solcher Zug des Jammers sollte noch zu Beginn der Polenzeit Anlass zu einer schweren Bluttat in Maifritzdorf werden.

Ich ging an diesem Sonntagabend mit dem aus Maifritzdorf gebürtigen Herrn Dr. K. auf meinem Widumsweg spazieren, als, von Milizbengeln getrieben, ein Elendszug von alten Männern, Frauen und Kindern mit dürftigstem Gepäck und in armseliger Kleidung auf der Strasse von Reichenstein her die Kirchgasse herabkam. Daraufhin begab ich mich auf die Strasse vor der Kirche, weil dort die Unglücklichen vorbeikommen mussten, um zu fragen, woher sie wären.

Gerade wie der Zug der Elenden an Rothers Gasthaus vorbeiwaltete, war dort wieder einmal eines der berüchtigten Zwangstanzvergnügen. Auf dem Saale befand sich ein junger Deutscher aus Glatz, der Bräutigam der Tochter des Strassenwärters König aus Maifritzdorf, mit seiner Braut. Mochte nun der Schuss alarmiert haben oder mochten die Leute von den Saalfenstern aus den Elendszug der Vertriebenen bemerkt haben, kurz, der junge Mensch erhob sich und rief, es sei eine Gemeinheit, zu tanzen,

* UNRRA = United Nations Relief and Rehabilitation Association = Hilfsaktion und Wiederaufbau-Ausschuss der Vereinten Nationen.

während unten arme unschuldige Menschen ins Elend getrieben würden. Der Rufer war Soldat gewesen und sechsmal verwundet worden. Als sein Einspruch nichts nutzte, rief er, alle Deutschen sollten den Saal verlassen. Einige deutsch verstehende polnische Weibstücke verständigten nun die Polen und Russen im Saale vom Sinn des Auftritts. Der russische Ortskommandant, ein Ukrainer, sollte den Deutschen verhaften. Er erhielt eine Maulschelle, die ihn zur Erde brachte. Darauf stürzten die polnischen Soldaten auf den Mann. Man rief: Hände hoch. Der ehemalige Soldat hob die Hände. In diesem Augenblick merkte der Bürgermeister Propfpreis, der damals noch auf freiem Fusse war, dass der Mann die Hände so hob, wie das in Nahkampfkursen der deutschen Armee gelehrt worden war. Im nächsten Augenblick waren denn auch die Polen überrannt. Der Deutsche stürmte die Treppe herunter, entriss einem unten herzukommenden Polen das Gewehr und warf ihn zu Boden. Nun stürzten sich die Kerle wie die Bluthunde auf den einzelnen Mann. Er wehrte sich bis zum Schluss wie ein Rasender. Schliesslich war er völlig zerschlagen und lag am Boden. Nun schoss auch noch einer der Polen auf den Wehrlosen. Den Sterbenden schleppten die Polen in den Strassengraben und liessen ihn mit dem Kopfe nach unten da liegen. Sie zwangen den deutschen Ordnungsdienst, jeden Hilfeversuch an dem Verscheidenden zu verhindern. Eine Frau drang trotzdem bis zum Toten vor und wischte ihm das Blut ab und suchte ihn besser zu legen. Der Name der Frau ist unbekannt geblieben. Der Herr Kommandant hatte sich inzwischen von der deutschen Ohrfeige erholt und befahl nun die Fortsetzung des Tanzvergnügens, da der Faschist tot sei . . .

Bericht Nr. 52 (aus Protzan, Kreis Frankenstein)

Am 16. Juli 1945 erschienen in Protzan aus der Kreisstadt Frankenstein Polen, die mit dem deutschen Ortsschulzen sich in die einzelnen Bauernwirtschaften begaben, um dort bei den Bauern anzufragen, ob sie nicht bereit wären, polnische verheiratete Arbeiter in ihre Wirtschaften aufzunehmen. Einige nahmen solche an, andere lehnten sie ab mit der wahrheitsgetreuen Begründung, dass sie genug Arbeiter hätten. Im Orte gab es nämlich viele Flüchtlinge (Anverwandte), insbesondere aus der Stadt Breslau, die in der Landwirtschaft fleissig halfen. Eine Gruppe von Polen sonderte sich ab und drang in die Spittlersche Wirtschaft ein, wo sie sich so unverschämt benahmen, dass die anwesenden Frauen glaubten, es mit Plünderern zu tun zu haben, was oft genug vorkam, sowohl nachts als auch am Tage. Sie fingen daher an, laut um Hilfe zu rufen. Daraufhin rotteten sich die Nachbarn zusammen, was immer geschah, wenn sich jemand in Gefahr befand. Es war das eine Art Selbsthilfe, die auf einer unter russischer Aufsicht stattgefundenen Gemeindeversammlung beschlossen worden war. Diese Zusammenrottung wurde aber von den Polen ohne nähere Nachprüfung als organisierter Widerstand aufgefasst. Einige Stunden später kam gegen Abend die polnische Miliz aus Frankenstein und fing aus Maschinenpistolen auf den Strassen Protzans ein wildes Geschieße an. Alle Männer und sogar Frauen – welche letztere auf Intervention der Russen bald befreit wurden –, die auf die Strasse liefen oder gerade von der Arbeit zurückkehrten, wurden von der Miliz in Haft genommen. Solche, die sich weigerten zu folgen, wurden mit Gewehrkolben bearbeitet. Ungefähr 20 Mann wurden dann nach Frankenstein gebracht, wo sie auf einem Hofe von der Miliz furchtbar geschlagen wurden. Gleichzeitig wurde in sinnloser Weise wieder geschossen. Der mitverhaftete Hauptlehrer Winkler suchte sich hinter einem Wagen zu schützen. Das allein genügte den blutdürstigen Miliz-Schergen, ihn mit zahlreichen Revolverschüssen direkt zu erschiessen. Der

Gemordete hinterlässt eine Frau mit acht Kindern. Zwei andere wurden angeschossen. Der eine von ihnen hatte im Kriege einen Arm verloren, und jetzt, nachdem man ihn verwundet stundenlang hilflos hatte liegen lassen, musste ihm ein Bein amputiert werden. Der Bedauernswerte besitzt also nur einen Arm und ein Bein. Die Arztkosten musste er selbst tragen.

Am nächsten Tage erschienen Plakate, auf denen die lügenhafte Behauptung zu lesen war, dass die Einwohner von Protzan den Polen bewaffneten Widerstand entgegengesetzt hätten. Infolgedessen sei ein Deutscher ums Leben gekommen, der Lehrer Gustav Winkler, zwei andere seien verletzt worden. Zugleich wurde angekündigt, dass die Einwohner von Protzan zur Strafe ausgewiesen werden, was auch geschah, obwohl von dem Unterfertigten klipp und klar nachgewiesen wurde, dass kein Protzaner eine Waffe gehabt habe, und dass von einem organisierten Widerstand gegen die polnische Verwaltung keine Rede sein kann. Die Ausweisung wurde am 19. Juli 1945, also mitten in der Ernte durchgeführt. Die Ausgewiesenen wurden ins Lager von Neisse (Oberschlesien) gebracht. Da der zurückgebliebene Pfarrer nicht ruhte, indem er bei allen Instanzen das den Deutschen zugefügte harte Unrecht aufdeckte, liess man die Leute stillschweigend nach und nach zurückkehren. Ein grosser Teil kehrte erst nach 1-3 Monaten ausgeplündert und ausgeraubt zurück. Die Verhafteten wurden nach drei Monaten aus dem Gefängnis entlassen, nachdem man sie fast täglich verprügelt hatte. Zwei Personen starben infolge der unmenschlichen Strapazen bald nach ihrer Rückkehr. Als die Deutschen zurückkehrten, fanden sie natürlich ihre Wohnungen von Polen besetzt vor. Sie mussten jetzt wie Bettler und Missetäter bei den polnischen Eindringlingen um ein bescheidenes Unterkommen bitten, das nicht einmal allen gewährt wurde . . .

Am 22. März 1946 wurden sämtliche katholischen Geistlichen aus dem Kreise Frankenstein von ihren Gemeinden getrennt und nach der britischen Zone gebracht. Als man Ende November 1945 mehrere Orte des Kreises Frankenstein nach der russischen Zone

evakuierte, da hatten die katholischen Geistlichen die polnische Verwaltung in einer in höflichem Tone gehaltenen Eingabe darauf hingewiesen, dass solche Evakuierungen der rechtlichen Grundlage entbehren. Dieser sachliche Hinweis vom 4.12.1945 war für die Polen Grund genug, um die Deutschen des Kreises Frankenstein ihrer Seelsorger und somit ihres letzten moralischen Haltes zu berauben . . .

Bericht Nr. 53 (aus *Silberberg, Kreis Frankenstein*)

Im Juli 45 kamen die ersten Polen. Polnische Stadtverwaltung, Miliz und Gestapo wurden eingerichtet. Von Woche zu Woche folgten weitere Zuzüge. Die deutschen Einwohner wurden auf kleinere Räume beschränkt, die übrigen Stuben von den Polen besetzt. Alles Inventar, selbst die Kleidungsstücke mussten darin bleiben und wurden von den Polen weggenommen. Dazu kam dann nächtliches Eindringen der polnischen Gestapo in die Häuser, Bedrohung mit Erschiessen und Misshandlung der Bewohner... Auch das Pfarrhaus hatte einen solchen nächtlichen Besuch, der nur dem Zweck diente, das Radiogerät abzuholen. Ein anderes Mal wurde stundenlang in Kirche und Pfarrhaus nach angeblich versteckter Munition gesucht. Es wurde natürlich nichts gefunden, wie ich von vornherein gesagt hatte. Der Zweck war ja auch ein anderer, nämlich bei dieser Gelegenheit zu stehlen. In den anderen Ortschaften des Dekanates ging es ähnlich zu. Das veranlasste den Pfarrer, an den anderen Apostolischen Administrator* einen Bericht zu senden. Er bedauerte in seiner Antwort die Vorkommnisse, legte aber dem deutschen Klerus nahe, zu bedenken, dass die Polen sechs Jahre hindurch keinen Gottesdienst, keinen Sakra-

* Dr. Karol Milik in Breslau, seit 1. 9. 1945 daselbst als Pole eingesetzt.

mentenempfang, keinen Religionsunterricht gehabt hätten, und so ihre Verwilderung zu erklären sei. An dem Gottesdienst der Pfarrgemeinde nahmen nur wenige Polen teil. . .

Bericht Nr. 54 (*aus Breslau-Oswitz*)

Hiermit möchte ich einige Begebenheiten, die sich während meiner Tätigkeit als Leiter des grossen städtischen Friedhofes Breslau-Oswitz in der Zeit vom Juni 1945 bis Juli 1946 unter polnischer Verwaltung zugetragen haben, schildern:

Dass das Friedhofspersonal auf dem Wege zur Arbeitsstelle trotz besonderen Ausweises zu anderer Arbeitsleistung abgefangen oder ausgeplündert wurde, gehörte zu den täglichen Erscheinungen.

Auf dem Friedhof selbst wurde ohne Rücksicht auf Publikumsverkehr und kirchliche Handlungen während des Beerdigungsbetriebes geschossen, so dass Leidtragende und Bedienstete sich ständig in Gefahr sahen. Es ist vorgekommen, dass Frauen vor der Beisetzung ihrer Angehörigen vergewaltigt wurden.

Des Öfteren fand ich die Särge in der Leichenhalle erbrochen und die Leichen herausgezerrt vor. Noch im Juni 1946 wurden die Gräfte erbrochen und die darin befindlichen Metallsärge zersägt und zertrümmert.

Fast täglich wurden vollkommen unbekleidete, zerschlagene und zum Skelett abgemagerte Leichen auf dem Friedhofsgelände abgeladen. Aus einem städtischen Hospital musste unser Friedhofspersonal in gewissen Zeitabständen Leichen abholen, die infolge viele Monate langer Lagerung vollständig verwest und mit Maden übersät waren.

Der Totengräber Kurt Kretschmer wurde Ende Januar 1946 im Felde 36 erschossen aufgefunden.

Im Frühjahr fand unser Friedhofsarbeiter Karl Guckel einen an einer Birke aufgehängten Mann, unter dem die Reste eines Feuers festzustellen waren; er war bis zur Unkenntlichkeit verkohlt.

Bericht Nr. 55 (*aus Brockau, Kreis Breslau*)

. . . Am 24. Januar 1945 wurde vom Kreisleiter der Befehl zur endgültigen Evakuierung gegeben, dem auch der Pfarrer Folge leisten musste. Er wurde abends mit NSV-Autobus nach Schweidnitz befördert, wo er das Sanctissimum aus dem Brockauer Tabernakel in der Schweidnitzer Pfarrkirche deponierte. Er suchte dann weiter Zuflucht und hoffte, wie alle, dass er nach kurzer Zeit nach Brockau zurückkehren dürfte. Er fand ein gutes Unterkommen in Wartha, wo ihn der später verstorbene Geistl. Rat U. in seiner Wohnung gastlich aufnahm. Am 4. Februar fuhr der Pfarrer noch einmal nach Brockau, wo sich in der Nähe schon Kämpfe abspielten; wenig später besetzten die Russen die Stadt. Er erlebte den Russeneinfall Anfang Mai 1945 in Wartha, wobei er fast seine ganze Habe verlor, so dass er am 24. Mai mit leichtem Gepäck den Rückmarsch nach Brockau antreten konnte, bis Nimptsch per Bahn, von dort zu Fuss in Begleitung einer Grauen Schwester und eines Brockauer Tischlermeisters. Am 29. Mai kamen sie in Brockau an und erschraaken über die grossen Zerstörungen. Das Pfarrhaus fanden sie völlig zertrümmert vor, nur die Grundmauern waren stehen geblieben, alles durch Bomben oder Granateinschlag zerrissen, unbewohnbar, so dass der Pfarrer anderswo Unterkunft suchen musste. Pfarrkirche und Vereinshaus standen noch und wiesen verhältnismässig geringe Schäden auf. Das Kirhdach war stark beschädigt, so dass Regen und Schnee im Laufe der weiteren Zeit viel Schaden im Inneren verursachten, bis es möglich wurde,

das Dach notdürftig neu zu decken, wobei der Maurerpolier K. mit einigen freiwilligen Helferinnen, u.a. FrI. S. und FrI. G., mitarbeiteten . . .

Ein schlimmer Übelstand war, dass das Schloss der schweren Haupttür zerstört war und nicht repariert werden konnte, so dass die Kirche offenstand und die Horden der durchmarschierenden Russen immer wieder in die Kirche eindrangen und das Heiligtum entweihten und beschmutzten und vieles raubten, besonders fast alle hl. Geräte, eine kostbare Monstranz, fast alle hl. Gewänder, Kirchenwäsche, Orgelpfeifen usw. Ebenso gingen im zerstörten Pfarrhaus fast alle Akten, Kirchenbücher, das ganze Mobiliar, Bibliothek, Kleider, Wäsche, Haushaltsgegenstände usw. verloren, desgleichen im Vereinshaus die Pfarrbibliothek und das Eigentum des Küsters und seiner Familie.

Hierbei war nicht nur die russische Soldateska, sondern auch die polnische Bevölkerung beteiligt, die bald nach dem Russeneinfall erschien, zum Teil nach kurzem Aufenthalt weiterzog, zum Teil sich in den Wohnungen der Deutschen niederliess, die Deutschen verdrängte, völlig ausraubte und zwei Jahre lang unmenschlich drangsalierte, wobei vor allem auch die polnische Miliz auf roheste Weise mitwirkte. Die Deutschen wurden zu allen möglichen schweren Arbeiten gezwungen, die Entschädigung und Ernährung waren völlig unzureichend. Auf dem grossen Güterbahnhof mussten wir blutenden Herzens mit ansehen, wie jeden Tag wertvollstes deutsches Volksgut aus allen Gegenden Deutschlands herangefahren, verladen und nach dem Osten abtransportiert wurde.

Viel schmerzlicher aber war der Anblick der vielen deutschen Kriegsgefangenen, die immer wieder vom Osten hereingeführt wurden und meistens auf dem Güterbahnhof kürzeren oder längeren Aufenthalt hatten. Ihr Zustand und ihr Aussehen waren erschreckend, die Kleidung zerlumpt und schmutzig, sie selbst abgemagert und bleich; in jedem Zug waren mehrere Viehwagen gefüllt mit Kranken in elender Verfassung, schlecht oder gar nicht ärztlich versorgt, so dass viele starben und dann in der Gegend des

Bahnhofs eingeschaufelt wurden, ebenso wie die unterwegs Gestorbenen, mit deren Leichen in der Regel ein oder mehrere Wagen gefüllt waren. Vielen konnte noch priesterlicher Beistand geleistet werden, den Lebenden wurden Liebesgaben gespendet, welche vom Breslauer Caritasverband und den Breslauer Pfarreien durch Helfer herangeschafft wurden. Bei dem starken, ganz ungeordneten Verkehr auf den ausgedehnten Bahnanlagen blieb es auch nicht aus, dass sich viel Gesindel einfand, welches Brockau und Umgebung unsicher machte, so dass man nie seines Lebens sicher war. Einmal, als der Pfarrer mutterseelenallein auf dem Friedhof auf eine Beerdigung wartete, sprangen plötzlich zwei Banditen auf ihn zu, raubten ihm Talar, goldene Uhr und 100 Złoty aus der Briefftasche, ergriffen eine Holzlatte, um ihn zu erschlagen, besannen sich aber wohl dann eines anderen und verschwanden. In der Kirche traf man öfters russische Soldaten, welche sich dort ihre Lagerstätten aus Stroh bereitet hatten, ihre Mahlzeiten hielten, auf dem Teppich vor dem Altar Karten spielten, rauchten und dergleichen . . .

In den ersten Januartagen 1947 bei strengstem Frost mussten wir eines Tages früh am Rathaus antreten und Stunde um Stunde warten, bis schliesslich am Spätnachmittag der Befehl zum Abmarsch gegeben wurde . . . Bei Dunkelheit kamen wir ganz erschöpft in Breslau an und mussten ins Lager, eine ganz verwahrloste Schule nahe dem Postscheckamt. Nachts mussten wir unser auf dem Hof abgestelltes Gepäck bewachen und gegen plündernde Banditen verteidigen. Nach einigen Tagen mussten wir durch die «Kontrolle», wo uns durch polnische Zöllner viel Habe und Geld abgenommen wurde, bis wir dann schliesslich nach endlosem Warten zum Freiburger Bahnhof ziehen mussten, unterwegs dauernd belästigt und beraubt durch Gesindel. Dann wurden wir gegen Mitternacht auf dem Bahnhof in Viehwagen verladen, die dunkel und kalt waren, und traten die Fahrt nach Westen an . . . Der Pfarrer hatte sich – wie viele andere – unterwegs schwere Erfrierungen an beiden Händen und Füssen zugezogen, so dass er ins

Krankenhaus musste, wo er drei Monate festlag. Dann wurde er entlassen und fand in der Diözese Berlin Aufnahme. Die Brockauer leben zerstreut in Sachsen, Thüringen, Westfalen, Oldenburg und anderswo und hoffen weiter auf bessere Zeiten.

Bericht Nr. 56 (aus *Dreiteichen bei Wangern, Kreis Breslau*)

.. . Da Dreiteichen in der Nähe der Autobahn lag, diese von Viehtrecks, Plünderungstrecks befahren wurde, hatten wir fast täglich Nachtbesuche. Pferde wurden weggenommen, Ochsen zum Schlachten geholt, Kühe verschwanden, die Wohnungen wurden geplündert. Frauen wurden vergewaltigt. Hilferufe gellten jede Nacht. Die jungen Mädchen und Frauen nächtigten in den Getreidefeldern. Sämtliche Maschinen, Fahrräder mussten abgeliefert werden, auch Radfahr- und Nähmaschinenteile usw. Wehe, wenn bei einer Besichtigung, Haussuchung, etwas gefunden wurde. – Im Gutsschloss war die Bibliothek der Breslauer Universität untergebracht. Ich vernagelte die Türen. Am nächsten Tage waren die Türen aufgerissen, die Bücher wurden von den Polen als Brennmaterial benützt.

Der Russe führte alle Beute nach Russland aus. Die Autobahn war von früh 4 Uhr bis nachts 10 Uhr belebt. Was alles wurde auf ihr fortgeschafft: Vieh, Pferde, Wagen, mit Lebensmitteln bepackt, Autos mit Möbeln, Klavieren, Betten zogen wochenlang gegen Osten. Eine Überlandzentrale, die im letzten Kriegsjahr fertig geworden ist, wurde abmontiert, auf Lastwagen verladen und fortgeschafft. Transformatorenhäuser wurden ausgeplündert. Die elektrischen Leitungen abgerissen, verladen und abtransportiert. – Das einst so fruchtbare und kultivierte Land glich einer Öde. Das Unkraut wucherte. Der Distelsamen wurde vom Winde getrieben, es sah einem Schneetreiben ähnlich.

Bericht Nr. 57 (aus Nipporn, Kreis Breslau)

Ein Brief vom 30.9.1945:

«Ich versuche, aus unserem Gefängnis Schlesien einen Gruss zu senden. Seit Mitte Februar 1945 sind wir von der Welt abgeschlossen und der Willkür preisgegeben. Immer werden wir beraubt, unsere Frauen geschändet, auch erschossen. Unreife Buben fahren oder reiten oder ziehen als Räuber durch das Land, ohne dass ihnen Einhalt geboten werden kann. Was ihnen gefällt, nehmen sie sich. Wir stehen vor dem Erschöpfungstod vor Hunger und dem kommenden Winter. Ohne Nahrung und Kleidung und Heizung. Unsere Scheunen und Keller sind leer. Kein Vieh. Die Felder voll Unkraut. Die Kartoffeln, die wir uns im Frühjahr mühsam angebaut, werden uns jetzt genommen, auch zu Schnaps verarbeitet. Zur Bestellung unserer Felder fehlen uns die Zugtiere und Maschinen, auch das Saatgut. Schlesien wird in wenig Wochen ein Leichenfeld sein. Seit einigen Wochen zwingen die Russen viele Polen hierher, die dasselbe Schicksal erleiden werden, etwas nach uns, weil ihnen zunächst unsere kleinen Vorräte gehören. Durch den Nervenverbrauch – Monate lang gingen plündernd und zerschlagend, zertretend, vergewaltigend bis an die zehnten Trupps durch unsere Wohnungen, zu beliebiger Tag- und Nachtstunde – ist eine grosse Lebensmüdigkeit bei sehr vielen eingetreten. Es gibt Frauen, die sind an 200-300 mal vergewaltigt worden, vom zwölfjährigen Kind bis zur Achtzigjährigen. Sehr viele Frauen sind geschlechtskrank und siechen hin, ohne Hilfe.

Sollte eine Rettung unseres Lebens geschehen, dann müsste ganz schnell eine tatkräftige Hilfe mit kraftvoller, zuchtvoller Energie einsetzen, dem Räuberwesen ein Ende machen. Traktoren und Saatgut für unsere Felder heranschaffen. Unsere Felder stehen im Unkraut, die vor einem Jahr hochfruchtbar und in Ordnung bestellt wurden. Auch die herbeigezwungenen Polen haben kein Saatgut und kein Vieh und keine Geräte zur Bestellung. Sie stehen der grausamen Zukunft ebenso hilflos gegenüber ...»

Bericht Nr. 58 (aus Tinz, Kreis Breslau)

... Am 13.1.1945 Nachmittag fanden wir, der Pfarrer und ich, die Kirche voller Soldaten, einer spielte grauenhafte Kakophonien auf dem Harmonium, die anderen hausten in den Bänken, die Sakristei war geplündert und alles herausgerissen, zerfetzt und in der Kirche verstreut. Der Altar sah schlimmer aus, als am Karfreitag!...

... Ein Mädchen wurde geholt und musste mit, es wurde in meinem Gastzimmer von drei Offizieren vergewaltigt. Auch wir in der Küche wurden fortwährend belästigt und erwehrten uns der wilden Bande hauptsächlich durch fortwährendes Rosenkranzbeten . . .

... Wie oft hat man mir an jenem Tage die Pistole an die Stirn gehalten! Mein Hausmädchen sonderte sich leider von uns ab und versteckte sich, wurde gefunden, geschändet, mitgeschleppt und im Nachbardorf eingesperrt, wo sie elend verhungert sein soll. In Klettendorf* sollen an jenem Tage 15 Frauen nach Sibirien verschleppt worden sein . . .

... Tags gaben sich die Soldaten die Klinke in die Hand! Nie waren wir allein. Abends kamen sie betrunken wieder und forderten Unmögliches von uns. Wenn wir ablehnten, wurden wir bedroht und mussten mehrere Male ausser Haus flüchten, einmal bis in unsere Waldhütte zurück. Eines Abends wäre es für mich doch fast schief gegangen: ein betrunkenener Kapitän trat mich mit Füßen in die Knie, weil ich nicht mit ihm «schlafen» wollte, und als dies nichts nützte, nahm er eine daliegende Fleischmühle und wollte sie mir gerade aufs Haupt schmettern, als die Tür aufging und ein Hauptmann hereintrat, ihn hinauswies, uns eine Schüssel voll guten Essens brachte und sagte, wir sollten ruhig sein, er würde dafür sorgen, dass wir eine ruhige Nacht hätten. Er tat es. Den betrunkenen Kapitän sahen wir nicht wieder . . .

* Aus der Nachbarpfarre Herzogshufen.

Bericht Nr. 59 (aus *Zobten am Berge, Kreis Breslau*)

Beide Kirchen von Zobten am Berge, die Pfarrkirche und die Annakirche, waren unbrauchbar . . . Die Annakirche hatte ordentliche Treffer . . . Gottesdienst hatten wir anfänglich in unserer Wohnung, bis Herr P. B. mit einigen Helfern die Annakirche notdürftig hergerichtet hatte. Niemand wollte an diese Aufräumarbeit heran, bis der Pater selbst einige hundert Karren Schutt aus der Kirche rausgefahren hat, dann halfen auch andere fleissige Hände, und an Fronleichnam konnte schon an einem Notaltar (das Presbyterium war zu schwer beschädigt) der erste Gottesdienst gefeiert werden. Bei schlechtem Wetter war es weniger gemächlich in der Kirche, da der Regen durch das offene Dach Einlass fand. Erst später konnte auch das Dach repariert werden. Das Gnadenbild der Mutter Anna, das wir aus dem Schutt hervorgeholt haben, hat viele Wochen bei mir im Dachzimmer gestanden, und ich konnte allabendlich davor beten und die hl. Anna um den Schutz für unser Haus und Zobten bitten . . .

Als ich am Vortage vom Peter-Pauls-Tage aus der Kirche kam, brüllte uns ein Milizmann an, dass wir alle nur mit etwas Handgepäck in einer Stunde auf dem Marktplatz zu erscheinen hätten. Diese Aufregung, Angst und Verzweiflung der Menschen war furchtbar. Ich befahl zunächst, für die Kinder kleine Köfferchen zu packen, und wir richteten in Eile alles her, auch einige Lebensmittel, um sie mitzunehmen. Ich kniete mich nochmal vor das Gnadenbild und bat die Mutter Gottes und Mutter Anna, mir Gottes Willen zu zeigen, und schliesslich kam eine grosse Ruhe über mich und ich entschloss mich, auf eigene Faust im Hause zu bleiben. Ich schloss alle Türen zu, und wir knieten uns hin und beteten alle zusammen einen Rosenkranz nach dem andern. – Wir, die Kinder und ich, waren alle fest entschlossen, uns lieber im Hause erschiessen zu lassen, als einem ungewissen Schicksal auf der Landstrasse entgegzugehen. –

Inzwischen spielten sich auf den Strassen von Z. erschütternde

Szenen ab. Polnische Miliz zu Pferde mit Reitpeitschen in der Hand peitschte die armen Menschen zusammen. Am Ring vor dem Rathaus sammelte sich ganz Z.; jedes hatte ein Bündel Sachen unterm Arm; die Mütter und Kinder weinten und schrien, die Männer machten verzweifelte Gesichter, zwischendurch knallten die Peitschenhiebe, die unbarmherzig auf die Menschen niederprasselten. Von Nachmittag 4 Uhr bis abends ½ 9 Uhr mussten sie auf dem Platz warten, und dann trieb man diese an 1'500 Menschen unter furchtbarem Geschrei und Geschimpfe und Gefluche aus der Stadt heraus . .

So wie die Polen haben sich auch deutsche Kommunisten verschiedenen Zobtener Bürgern gegenüber benommen. Viele Einwohner sind von Kommunisten verraten worden und wurden daraufhin eingesperrt, geschlagen und geplündert. Die Kommunisten trugen am linken Arm eine rote Binde und waren z.T. zur Beaufsichtigung der aus Bürgern zusammengestellten Arbeitskolonnen eingestellt. Sie erhielten viel bessere Lebensmittel und auch wirklich die Zuteilungen und zu billigen Preisen. Einige hatten nach einigen Wochen die Binden abgelegt und machten nicht mehr mit, einige haben etwas länger ausgehalten. Aber den Verrätern haben die Polen ebenso alles weggenommen wie allen anderen . . .

Die Ereignisse in Niederschlesien

Bericht Nr. 60 (aus Glogau)

Nach den furchtbaren sieben Wochen der Belagerung der Festung Glogau und den ersten Schreckenswochen nach der Einnahme begann für die restlichen Einwohner von Glogau endlich eine Zeit des Aufatmens. Der russische Kommandant von Glogau half mit besten Kräften, dass unter deutscher Selbstverwaltung eine allmähliche gesunde Entwicklung zum Neuaufbau der völlig zerstörten Stadt sich anbahnen konnte. Alle Deutschen wohnten im Zivillager Hindenburgkaserne zusammen. Eine eigene Volksküche sorgte, zum Teil aus russischen Vorräten, für die Verpflegung. Ein Krankenhaus mit fünf Ärzten, ein Kindergarten, ein katholischer Gottesdienstraum und Ende Juni auch eine Schule wurden mit Genehmigung des russischen Kommandanten eingerichtet.

Ab Mitte Mai wurden Sonntage und katholische Feiertage eingehalten. Die Zahl der Einwohner war durch Rückwanderer von 300 wieder auf 2'400 gestiegen. Alles dies liess eine gute Weiterentwicklung erhoffen, bis gegen Ende Juni 1945 die Polen die Zivilverwaltung übernahmen. Diese Tatsache veränderte mit einem Schlag die Sachlage. Polnische Milizen hatten schon vorher die deutsche Bevölkerung durch Plündereien und Gewalttätigkeiten bedrängt. Am 25. Juni 1945 begann dann die Vertreibung der Deutschen. Am 26. Juni wurden fast 2'000 Glogauer binnen zwei Stunden aus der Hindenburgkaserne gejagt. Die polnischen Soldaten überboten sich in ihrem brutalen Vorgehen. Mit Peitschenhieben und Kolbenschlägen wurden zumal die Älteren, die nicht so schnell fertig werden konnten, bearbeitet. In vielen Orten war

eine viel kürzere Frist gesetzt. Oft nur 15 Minuten. Die Durchführung der Trecks war in keiner Weise vorbereitet. Ohne Ärzte und Krankenschwestern, ohne genügende Nachtquartiere, ohne jegliche Verpflegungsausgabe, oft im Eiltempo bei sommerlicher Hitze, so dass viele Ältere zusammenbrachen und starben, dazu von den zum Schutz mitgegebenen polnischen Soldaten vielfach ausgeplündert, von Polen schikaniert (so stand der Glogau-Bros teur-Treck drei Stunden im Regen vor Herrendorf, ehe die Leute in ihre «Quartiere» gehen durften), wurden die Glogauer mit ihren Handwagen 120 km bis zur Neisse getrieben. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt: wie das Vieh getrieben, um dort durch eine letzte zweifache Kontrolle noch einmal gründlich erleichtert zu werden. Bei dieser Kontrolle wurde Herrn P. Hertsch sogar ein Messkoffler genommen. In Forst wurden die Tausende von Menschen, die inzwischen von allen Seiten dorthin deportiert worden waren, einfach ihrem Schicksal überlassen.

Bericht Nr. 61 (*aus Beuthen a. O., Kreis Glogau*)

... Die Beschiessung, die der Pfarrkirche – Gott sei dafür innig bedankt – keinen wesentlichen Schaden zufügte und auch das Pfarrhaus unversehrt liess, dauerte bis in die Morgenstunden des 13. Februar 1945. An diesem Morgen zogen die Russen in unsere Stadt ein. Das Allerheiligste hatte der Pfarrer, einer unbewussten Eingebung folgend, glücklicherweise wieder in den festen Tabernakel der Kirche zurückgebracht. Dort war es am sichersten und wurde – trotz eines vergeblichen Versuches einiger Plünderer – nicht versehrt. Die Stadt wurde an verschiedenen Stellen noch in Brand geschossen. Über 50 Häuser der kleinen Stadt wurden so in Trümmer gelegt. Die durchziehenden Truppen plünderten 200 die

Häuser und taten den Frauen Gewalt an. Viele suchten Schutz im Pfarrhaus, darunter die Familie des Apothekers, dessen drei Töchter auf diese Weise unter dem sichtbaren Schutze unseres flehenden Mariengebets der Vergewaltigung entgingen. Am Vormittag dieses «Faschingsdienstags» wurde das Pfarrhaus von einem Major mit Mannschaft in Beschlag genommen, da es im Vergleich zu anderen noch in Ordnung war. Die alte Mutter des Pfarrers, seine Wirtschafterin, die Küstersfrau und die fünfköpfige Apothekersfamilie durften mit dem Pfarrer das grosse, im Parterre gelegene Wohnzimmer weiter benutzen.

Die Haltung der russischen Offiziere und Mannschaften im Pfarrhause war korrekt, wenn auch aus einem Tresor zwei Kelche gestohlen wurden. Nach dem Abzug dieser Einquartierung, die bis Freitag dauerte, bot das Pfarrhaus, besonders die Küche, ein Bild schrecklicher Unordnung. Nun zogen den ganzen Tag über plündernde Soldaten, oft nur halb uniformiert, durch die Wohnung ...

Am nächsten Sonntag musste sich die Bevölkerung der Stadt zur Registrierung auf dem Marktplatze einfinden. Die neue Kommandantur versuchte Ordnung in die zerrütteten Verhältnisse der schwer angeschlagenen Stadt zu bringen. Dem Pfarrer gegenüber zeigte sich der Kommandant wohlwollend, auch seine Nachfolger waren bemüht, der Kirche und dem Geistlichen so weit wie möglich zu helfen. Eine Behinderung des bald wieder einsetzenden Gottesdienstes fand nicht statt. Manche Hilfe konnte der Pfarrer vermitteln.

Die Fronleichnamsprozession wurde in dieser Zeit zum erstenmal in der Geschichte der Beuthener Pfarrgemeinde mit einem Altar ausserhalb der Kirche gehalten. Die russische Dolmetscherin, anscheinend eine Jüdin, nahm mit Blumen daran teil. Der Kommandant zeigte sich dem Christentum gegenüber wohlwollend. Er äusserte einmal dem Pfarrer gegenüber: «Ich auch Chrestos» und machte dabei das griechische Kreuzzeichen. Zwei ältere russische Soldaten fanden sich öfters zum Sonntagsgottesdienst ein.

... Vor Ostern mussten alle jüngeren Geistlichen der Umgebung in Neusalz bei dem Kommissar für Arbeitseinsatz erscheinen. Wir

wurden dort drei Tage unter russischer Bewachung im ausgeräumten Schuhhaus Stephan festgehalten und sollten mit den anderen Männern zum Arbeitseinsatz nach dem Inneren Russlands in Marsch gesetzt werden. Das waren drückende Tage voller Ungewissheit. Die Behandlung war korrekt. Zu arbeiten brauchten wir nicht. Endlich kam am dritten Tag die Erlösung. Ein russischer Armeebefehl gestattete, dass die Geistlichen in ihre Pfarrei zurückkehren und in der Seelsorge arbeiten durften. Noch einige Male mussten wir vor dem Kommissar, dem jüdischen Kapitän Eppstein aus Moskau, erscheinen, bis wir die von ihm geschriebenen Ausweispapiere entgegennehmen konnten, öfters hatten wir mit ihm theologische Gespräche. Die Benutzung eines Fahrrades zu seelsorglichen Zwecken wurde uns schriftlich garantiert. Trotzdem kam es öfters vor, dass einem Mitbruder das Fahrrad kurzerhand auf der Landstrasse weggenommen oder gegen ein schlechteres eingetauscht wurde. Wir fuhren in dieser Zeit immer in Talar und Birett. Die geistliche Kleidung bedeutete meist einen grossen Schutz gegenüber den russischen und später polnischen Soldaten...

Am 16. Juli kam der Ausweisungsbefehl für den grössten Teil der Bevölkerung und für den Pfarrer und sein Haus. Auf Bitten des Pfarrers zog der polnische Confrater, der bisher in einer Privatwohnung gewohnt hatte, in das Pfarrhaus, um Mobiliar und Gebäude zu schützen. Mit Pferdegespann wurden wir mit unseren Habseligkeiten nach Neusalz/Oder gefahren, wo in der ehemaligen Oberschule eine scharfe Gepäckkontrolle mit Leibesvisitation stattfand, nachdem wir die Nacht unter freiem Himmel zugebracht hatten.

Bericht Nr. 62 (aus Kuttlau, Kreis Glogau)

Am 4.2.1945 morgens waren die Russen da. Wütende Nahkämpfe um Kirche und Pfarrgehöft, zweimal mussten wir «Männchen» vor den Russen machen. Nachmittag zogen fünf Familien über Glogau nach der anderen Oderseite. In der Nähe von Neustädtel wurden wir von den Russen überrascht, furchtbare Tage mit Plünderung, Erschiessungen und Vergewaltigungen am laufenden Bande. Rückkehr nach Kuttlau war sechs Wochen lang nicht möglich, da sämtliche Brücken über die Oder und selbst über die Gräben gesprengt waren. Juden im russischen Heere und ein Ausländer, der mich vom Ausländer-Gottesdienst kannte, halfen uns in die Heimat zurück. Im allgemeinen respektierten die Russen den katholischen Geistlichen, wenn er sich nicht gerade bei «Weiberjagden» dazwischenstellte; ich hatte bei ihnen völlige Bewegungsfreiheit, natürlich ohne Garantie für persönliche Sicherheit. Inzwischen waren mehrere Häuser im Dorfe verbrannt, die Kirche hatte an die 20 Treffer, das Pfarrgehöft mit Ausnahme des Pfarrhauses war durch schwere Granaten verwüstet.

Der russische Kommandant war sehr milde zu den Deutschen, liess Gottesdienst mit Predigt halten, förderte die Renovation der Kirche, aus der nichts geplündert war, wandte die grausame Ausweisung der Deutschen rechts der Oder am 29. 6. 1945 von uns ab.

Bis Oktober 1945 konnte man auch mit der polnischen Miliz einigermassen Zusammenleben . . .

Beim Gottesdienst durfte kein Wort deutsch gesprochen oder gebetet, kein Religionsunterricht erteilt werden. Der allgemeinen Not unter den Deutschen suchte der Pfarrer durch Betteln bei guten polnischen Familien zu begegnen oder durch Erlös aus Honigverkauf aus seiner Imkerei zu helfen. Es galt nur die polnische Währung, und doch litten wir fast nie durch den Honig an Geldmangel. . .

Mitte Juli 1946 hiess es für die Mehrzahl der Deutschen «fertig machen», Abtransport aus der mit Blut und Tränen verteidigten

Heimat. Jeder kam noch einmal, katholisch und evangelisch, um Abschied von unserer trauten und jetzt verschmutzten Kirche zu nehmen. Nur ein geringer Rest wurde am Gute als Arbeiter kaserniert. Vor dem Abschied hatte der Administrator, ein gewesener deutscher Offizier aus dem Posenschen, dem Pfarrer insgeheim versichert, dass er für die Zurückbleibenden sorgen werde; und tatsächlich sollen sie Arbeit, Beköstigung und Ruhe dort gefunden haben. Im allgemeinen waren alle, die einmal im preussischen Heere gedient hatten, deutschfreundlich und klagten insgeheim über die «polnische Wirtschaft» . . .

Bericht Nr. 63 (aus Grünberg)

Am Aschermittwoch, den 14. Februar 1945, nachmittags zwischen 2-3 Uhr rückten die Russen nach kurzer Beschiessung der Stadt in Grünberg ein. Sie kamen auf der Chaussee Neusalz-Deutsch-Wartenberg-Lawaldau, Orte, die an den beiden Tagen vorher besetzt worden waren. Über die Oderbrücke bei Tschicherzig, deren Sprengung von den Deutschen versäumt worden war, waren schon etwa fünf Tage vorher russische Panzerverbände auf Grünberg vorgestossen, wurden aber abgedrängt und in den Oderwäldern bei Prittag fast vollständig aufgegeben. Auch südlich von Grünberg waren Panzerverbände der Russen von Neusalz über Freystadt nach dem Bober bei Naumburg vorgestossen und hatten in den Tagen vom 10. bis 14. Februar bereits die letzten Flüchtlingszüge und Trecks beschossen. – In Grünberg/Stadt waren von ca. 36'000 Einwohnern etwa 4'000 Menschen, darunter ein hoher Prozentsatz Katholiken, besonders der gebildeten und besitzenden Stände, zurückgeblieben, ahnungslos, welchem Schicksal sie entgegengingen. – Beim Einrücken der Russen flüchtete alles restlos in Bunker und Keller, alle Behörden, Parteigliederungen, Militär

und Volkssturm hatten rechtzeitig die Stadt verlassen. Am Vormittag des 14. Februar waren noch rings um die Stadt alle Bahnanlagen, Brücken, Asphalt- und Pflasterchaussees, sowie in den Industrie-Betrieben die hauptsächlichsten Maschinen, das Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerk gesprengt worden. Die Stadt war bis Ende Mai ohne Wasser und Licht . . .

Es verdient besonders erwähnt zu werden, dass sich ab April 1945 Kirche und Pfarrhaus des besonderen Schutzes der russischen NKWD. (GPU.) erfreuen durften. So erstaunlich dies klingen mag, aber Gott hat hier sichtbar eingegriffen. Obwohl uns von den russischen Soldaten die GPU.-Kommissare von der schlimmsten Seite des Unmenschentums geschildert worden waren und diese Schilderungen auch sonst überall zutrafen, hier in Grünberg wurde uns besonders durch den Kommissar der GPU., einem Oberst Sch., für Kirche und Pfarrhaus weitgehender Schutz und Hilfe zuteil ... So blieben wir im allgemeinen geborgen in Haus und Kirche, bis im Mai 1945 die Polen einrückten und die GPU. nach dem Westen weiterzog. Durch die Vermittlung des Obersten war es dem Pfarrer auch gelungen, eine Anzahl verhafteter und bereits zur Deportation verurteilter Gemeindeglieder wieder aus den Kellern der GPU. freizubekommen.

Am Sonnabend, den 12. Mai, rückten mit klingendem Spiel die ersten Beamtengruppen der Polen ein und hissten auf den von ihnen besetzten Häusern die polnischen Flaggen. Wir hatten bis dahin von den Vorgängen in Westdeutschland nicht die leiseste Ahnung, wussten nichts von Waffenstillstand und Hitlers Ende und konnten uns darum gar nicht erklären, was diese neue Besetzung zu bedeuten hatte. – Die Einwohnerzahl von Grünberg war inzwischen durch Rückkehrer aus den Gebieten westlich der Oder-Neisse von 4'000 auf etwa 7'000 Seelen angewachsen. Ohne Post und Eisenbahn, ohne Radio und sonstige Verbindungsmöglichkeiten mit der Aussenwelt waren wir vollkommen vereinsamt und von aller Welt abgeschnitten. Ohne dass wir davon etwas erfuhren, waren wir politisch, wirtschaftlich und auch kirchlich von

Schlesien und Breslau abgetrennt und Posen zugeschlagen worden. Wir unterstanden nun der Wojewodschaft Posen und kirchlich Herrn Kardinal Hlond, Fürstprimas von Polen . . . Nach Wiederherstellung der Eisenbahnstrecke Grünberg – Rothenburg – Wollstein-Posen strömten die Polen in Scharen in den Kreis Grünberg ein. Bis zum Ende 1945 betrug die Zahl der in Grünberg-Stadt zugewanderten Polen 15-18'000.

So nahte der «Dies ater» der ganzen Besatzungszeit. Am Sonntag, den 24. Juni 1945 (Tag des hl. Diözesanpatrons St. Johannes des Täufers) kam eine Stunde nach Beendigung des polnischen Gottesdienstes der polnische Bürgermeister kreidebleich und ganz verzweifelt ins Pfarrhaus mit der Nachricht: Es sei soeben von der polnischen (d.h. sowjetischen) Regierung in Lublin* der telefonische Befehl eingegangen, Grünberg-Stadt und Landkreis seien binnen sechs Stunden von allen Deutschen zu räumen, und zwar zu Fuss, und die Trecks seien über Oder und Neisse nach dem Westen abzuschieben. Polnische Truppen seien im Anmarsch, die die Räumung zu vollziehen hätten. Nur Geistliche, Facharbeiter und Kranke dürften mit besonderer Erlaubnis der polnischen Behörden z. Zt. noch Zurückbleiben. Über 5'000 Menschen, Erwachsene und Kinder jeden Alters, setzten sich nun unter Peitschenhieben und Gewehrkolbenstössen der rasenden polnischen Soldateska in langen Trecks in Bewegung. Drei polnische Offiziere und ein Wachtmeister, die die Ausweisung leiten sollten, kamen zu mir ins Quartier, sie wollten die Schandtaten auf der Strasse nicht weiter ansehen. Ihr Entsetzen über die erlebten Bestialitäten war gross, doch konnten sie das Furchtbare nicht verhindern. Es waren grauenvolle Züge, die sich nun bei Tag und Nacht durch Grünberg wälzten. Bitter und schmerzlich waren die Abschiedsszenen . . . Buchstäblich nackt und bloss, des Lebensnotwendigsten beraubt,

* Es handelt sich offenbar um die von der Sowjetunion eingesetzte «Provisorische Regierung» Polens, die aus dem «Lubliner Komitee» hervorgegangen war und nicht identisch ist mit der Londoner Exilregierung, die von den westlichen Alliierten unterstützt wird.

hinausgestossen in eine ganz fremde Welt, hinausgeprügelt in Wind und Wetter, in Regengüsse, die gerade in jenen Tagen unaufhörlich fielen, ohne Schutz und Dach, so wankten die Ärmsten einer ungewissen Zukunft entgegen.

. . . Die zurückgebliebenen Deutschen (etwa 1'000) mussten nun unter Verlust ihres gesamten Eigentums ihre Wohnungen verlassen und wurden nun in abgelegenen Gassen und Winkeln der Stadt in alten baufälligen Häuschen zusammengepfercht. Woche für Woche wurde nun diese kleine Schar von der U. B. und der polnischen Miliz durchgekämmt und immer in Gruppen von 15 bis 20 Personen rücksichtslos und ohne Beachtung ihrer Familienzugehörigkeit verhaftet, mehrere Tage in Lager eingesperrt oder ins Gefängnis gebracht und dann nach vollkommener Ausplünderung, ohne die notwendigste Kleidung, über die Grenze (Oder-Neisse) abgeschoben. Da halfen kein Bitten und kein Einspruch mehr. Schauerlich waren im Gefängnis die nächtlichen Prügelstrafen, wie ich sie selbst später nach meiner Verhaftung erleben musste . . . Der Baumeister und Architekt Richard Kintzel, ein Mann von 75 Jahren, wurde als «Kapitalist» von der U. B. verhaftet und im Gefängnis wochenlang gezwungen, bei Wind und Wetter morgens zwischen 6 und 7 Uhr auf den Knien mit einem kleinen Handbesen die Strassen und Bürgersteige rings um den Gefängniskeller zu fegen. Diesem Herrn waren sechs Söhne im letzten Krieg gefallen, der jüngste im Alter von 14 Jahren nach Russland verschleppt worden und dort umgekommen. Er selbst wurde, aus Grünberg ausgewiesen, später von den Russen in Mülhausen/Thür. nochmals verhaftet und erlag den Quälereien im russischen KZ Sachsenhausen.

. . . Man zwang uns das schriftliche Zugeständnis ab, dass wir freiwillig das polnische Staatsgebiet verliessen.

Im Mai 1945 hatte nach dem Waffenstillstand eine scheinbare Ruhe eingesetzt, und der Pfarrer begab sich wieder nach seiner 42 km entfernten Pfarrei Milzig zurück. Dort war alles ziemlich gut abgegangen, einige Granaten und zwei Fliegerbomben hatten nicht zu grossen Schaden angerichtet. Die Russen hatten über die Fähre eine Brücke gebaut, was uns zum Verhängnis werden sollte. Die Kirche war noch in Ordnung, das Pfarrhaus ausgeplündert und unbewohnbar. Der Pfarrer hielt wieder Gottesdienst für die Zurückgekehrten, der aber spärlich besucht war, da die Christen sich aus dem Hause nicht heraustrauten. Denn die Plünderungen und Vergewaltigungen dauerten an und jeder suchte sich nach Möglichkeit zu verbergen. Es begann nämlich der Rückzug der russischen Kampfdivisionen aus Berlin und der Tschechoslowakei in unaufhörlichen Kolonnen über die Milziger Brücke, und die Hölle begann von neuem in unvorstellbarer Weise. Die abziehenden Truppen wüteten halt- und zügelloser als zuvor. Die Schilderungen der Rachmanova wurden in den Schatten gestellt. Frauen und Mädchen waren nirgends mehr sicher, wurden Tag und Nacht aus ihren Verstecken und Gräben und Gebüsch aufgestöbert, eine richtige Menschenjagd – geschlagen, vergewaltigt und ebenso die Alten, die ihre Verstecke nicht angeben wollten. Wer von den Männern angetroffen wurde, wurde einfach mitgeschleppt. Ich sah persönlich lange Züge von Männern und Frauen, darunter Hunderte von Jugendlichen, die unter militärischer Bewachung über die Milziger Brücke nach Russland abtransportiert wurden. Wir hatten keine Nerven und keine Hoffnung mehr. Ich selbst konnte auch nicht viel helfen, da ich selbst meines Lebens in keiner Stunde sicher war.

Da erschien, mitten in dieser Drangsal, am 20. 6. 1945, plötzlich polnisches Militär und befahl die sofortige allgemeine Evakuierung um 4 Uhr morgens nach der etwa 60 Kilometer entfernten Neisse-Grenze. Bei dem unerträglichen Zustand für viele eine au-

genblickliche Erlösung. Die Szenen sind nicht zu beschreiben, wie die Leute aus ihren Verstecken das wenige, das sie noch besaßen, herausholten und die Russen, die überall zuhauf waren, ihnen das Letzte aus der Hand rissen! Wir wurden zusammengetrieben wie das Vieh und zogen, eskortiert, zu Fuss los, die Kinder und Alten auf kleinen Handwägelchen. Ein yojähriger Einwohner, der noch in der letzten Nacht von den Russen zerschlagen wurde, starb schon am ersten Tag auf dem Transport. Der Zug ging durch die verlassenen Dörfer und Städte, die kurz vorher evakuiert waren. Das Elend war gross, da an den Rastplätzen im Freien immer wieder die Russen und Polen über uns herfielen. Was die Leute noch an Uhren und Ringen gerettet hatten, mussten sie unterwegs dem poln. Eskortier-Offizier abgeben. Ich sah bei ihm einen ganzen Kasten voll davon.

Raubmorde, Erschiessungen und Vergewaltigungen kamen noch täglich vor, besonders bei Einbruch der Dunkelheit . . .

Bericht Nr. 65 (*aus Guben, Kreis Guben*)

Der verhängnisvollste Tag war der 20. Juni 1945. Binnen io Minuten wurden sämtliche Deutschen aus dem wesentlich grösseren östlich der Neisse liegenden Stadtteil von den Polen auf den kleinen westlichen Teil vertrieben. Nur das notdürftigste Handgepäck durften sie mitnehmen, alles Übrige wurde «beschlag-nahmt». Die etwa 800 während des Krieges in Guben tätigen polnischen Zwangsarbeiter hatten wir zwei Priester Jahre hindurch trotz Schwierigkeiten mit der Kriminalpolizei sehr entgegenkommend behandelt und mit besonderen regelmässigen Gottesdiensten versehen. Nun baten sie den des Polnischen nicht mächtigen Pfarrvikar zu bleiben. Das tat dieser auch mit der stillen Hoffnung,

Kirche und Pfarrhaus vielleicht zu retten. Und so teilte er nun seine Kräfte zwischen dem deutschen Guben-West und dem polnischen Guben-Ost. . .

Schweres ist von Guben-West zu berichten. In diesem kleinen Stadtteil wohnen jetzt etwa 35'000 Menschen, mehrere Familien, 12 bis 15 Leute, in zwei kleinen Zimmern, Küchenbenützung bis zu drei Familien. Es herrscht eine furchtbare Not an Kleidung, Betten und Gebrauchsgegenständen, da die meisten bei der Ausweisung noch ihr Letztes verloren. Dazu die Not an Lebensmitteln und Kohlen . . .

Bericht Nr. 66 *(aus Thomaswaldau, Kreis Bunzlau)*

Die polnische Miliz bestand zum Teil aus [ehemaligen] KZ-Häftlingen und Partisanen, die jahrelang jeglicher Ordnung und Sitte entwöhnt waren. Roheiten und Übergriffe, Plünderung und Trunksucht wechselten in ununterbrochener Folge ab. So liess die polnische Miliz auch eine Nähmaschine aus dem Pfarrhaus verschwinden, die noch die Russen stehengelassen hatten. Deutsche Männer, Frauen und Mädchen wurden zum Teil in den Keller des evangelischen Pfarrhauses, das ihnen als Stützpunkt diente, gebracht und dort misshandelt. Andere kamen nach Bunzlau und kehrten nur zurück, um zu sterben . . . Bis zum Herbst 1945 beherrschten mehr oder minder die Russen das Leben im Dorf. Die deutsche Bevölkerung musste bei den Russen arbeiten, und nur solche, die es taten, bekamen Brot und Eintopfessen. Wer nicht arbeiten konnte, musste verhungern. Eine Zuteilung von Lebensmittelkarten gab es nicht . . . Die Unsicherheit im Dorfe war unbeschreiblich. Keiner verliess das Haus, wenn er nicht musste, denn nur zu oft wurde man von der Strasse weg zur Arbeit geholt. Selbst auf dem Kirchgang blieben die Leute davon nicht verschont. Die Methode pfligten die Polen mit Vorliebe anzuwenden.

Einmal wurden Besucher des evangelischen Gottesdienstes mit einem Lastauto nach Bunzlau geschafft und kehrten erst gegen Abend ohne Essen zurück. Nächtliche Einbrüche und Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung, denn auch viele entlassene russische Soldaten trieben sich in der Gegend umher und lebten von Raub und Plünderung. Die Nähe der Garnison Bunzlau, wo immer grössere Kontingente russisches Militär lagen, tat ein Übriges. Kaum ein Tag verging, wo nicht Flüchtlinge durch den Ort zogen, um die Grenze an der Neisse zu erreichen. Viele kamen ausgeplündert an, andere sterbenskrank. So wechselte das Bild tagtäglich. Dazu kam, dass der Ort ohne elektrisches Licht war. Die Russen hatten die Transformatoren mutwillig zerstört, die Isolatoren von den Leitungsmasten heruntergeschossen, die Leitungsmaste umgesägt, so dass selbst im Sommer 1946 nur die polnische Miliz und der polnische Bürgermeister über elektrisches Licht verfügten ... Es gab auch so manchen in der Gemeinde, dem die Zuchtlosigkeit gefiel und der sogar mit Russen und Polen gemeinsame Sache machte. Auch manche deutsche Frau und manches Mädchen gaben durch ihr Verhalten öffentliches Ärgernis...

Im Herbst 1945 erfolgte die Invasion von polnischer Zivilbevölkerung aus Galizien aus der Gegend von Lemberg. Sie waren durch die Russen bzw. durch die Ukrainer zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen worden. Auch dort in Galizien hatten sich, wie sie erzählten, furchtbare Greuelthaten abgespielt ... Auf kleinen Kastenwagen mit ihren Panjepferden und einigen Habseligkeiten kamen sie in das Dorf, suchten sich Wirtschaften aus, die ihnen gefielen, mit Vorliebe solche von 20, 30, 40 Morgen und waren nun die Herren, während die Deutschen vielfach auf den Höfen blieben und nun den Landarbeiter machen mussten . . .

Um die Deutschen noch bis zum letzten Augenblick auszunutzen, wurde ihnen in besonderen Versammlungen vom polnischen Bürgermeister und der Miliz vorgeredet, dass an eine Evakuierung nicht zu denken sei, was auch vielfach geglaubt wurde. Im Juni

1946 . . . kam eines Abends gegen 9 Uhr die Nachricht, dass am nächsten Morgen die deutsche Bevölkerung evakuiert würde. Die Bestürzung unter der Bevölkerung war gross, je mehr sie sich an ein Bleiben in der Heimat geklammert hatte . . . Die Abziehenden wurden bei der Miliz in Listen eingetragen, und dann ging es teils mit Handwagen, teils zu Fuss, teils hatten noch die Polen ihre Gespanne zur Verfügung gestellt, aus dem Dorf hinaus Richtung Bunzlau. Der Treck umfasste ca. 500 Personen. Nur wenige Familien blieben zurück, namentlich solche, welche bei Polen in Arbeit standen und sich immer noch an eine Wendung der Dinge klammerten. Nach eineinhalb Stunden gelangten wir in der Tonwarenfabrik H. in Bunzlau an, wo das Sammelager für die Evakuierten eingerichtet war . . . Bei der Zollkontrolle, besser genannt Plünderungskontrolle, wurden namentlich neue Gegenstände vielfach beschlagnahmt, desgleichen polnisches Geld und deutsches Geld, wenn es den Betrag von 500.- RM überstieg . . .

Bericht Nr. 67 *(aus Hennersdorf, Kreis Lauban)*

Am 20.3.1945 mussten wir auf Befehl der Ortskommandantur in Richtung Haynau weiterflüchten. Auf dem Marktplatz in Bunzlau wurden D., St. und ich verhaftet und zur GPU. geschleppt, wo uns die Taschen vollständig geleert wurden. Beim Verhör sagte ich die Wahrheit, dass ich Lehrer und Nichtparteigenosse bin. Ich wurde zweimal von zwei Offizieren durchgepeitscht, mein Rücken war eine einzige Wunde. Am Gesäss platzten die Striemen und Schwielen auf, monatelang blieben die Schmerzen. Ein russischer Spitzel, der Chauffeur F. aus Naumburg, erkannte mich und rettete mir durch seine Aussage, ich sei Antifaschist, das Leben. Ich wurde zu «rabotta» bestimmt und kam zunächst in das Gefan-

genenlager Reisig, dann nach einem anstrengenden Fussmarsch über Lübern, Steinau in das Zuchthaus Wohlau. In die Zellen, die nur für einen Mann bestimmt waren, wurden jetzt 4-8 Mann gelegt. Die Rote Ruhr, die Gesichtsröthe forderte unter meinen Leidensgenossen sehr viele Opfer. Die Leichen wurden auf einem Acker vor den Zuchthausmauern verscharrt, kein Hügel, kein Kreuz zeigte die Stätte an. Die mit der Beerdigung betreuten Kameraden plünderten die Toten vollständig aus und verschacherten die Sachen gegen Tabak und Lebensmittel. Stundenlang starrte ich sehnsüchtig hinaus und sah recht häufig zahlreiche Vieh- und Pferdeherden, den Reichtum Schlesiens, nach dem Osten treiben. Wir Gefangenen mussten auch öfters in Trachenberg landwirtschaftliche Maschinen und Geräte verladen. . . Nach zwölf Wochen rückten wir in das Lager Dyhernfurth, wo wir im Freien bei starkem Regen acht Tage hausten. Dann ging es über Breslau nach Hundsfield. Das war der anstrengendste Marsch meines Lebens. Fünf Mann meiner Abteilung starben unterwegs. Die Breslauer wollten uns Wasser reichen. Die Russen bearbeiteten sie mit den Kolben. Wochenlang dauerte es, ehe meine wunden Füße wieder ausgeheilt waren. In Sehnsucht verzehrten wir Gefangenen uns nach unseren Angehörigen. Zum Skelett abgemagert, dem Aussehen eines 70jährigen Greises ähnelnd, kehrte ich am 7.9.1945 aus der Gefangenschaft nach Hennersdorf zurück, überglücklich, dass ich den grössten Teil meiner Familie antraf.

Auch sie hatten seit meiner Festnahme in Bunzlau recht viel Schweres in Gross-Krausche, Thomaswaldau, Martinswaldau erlebt. Auf dem Rückwege nach Hennersdorf wurde Frau Ida Hausknecht in Günthersdorf noch erschossen . . .

Sämtliche Hennersdorfer entfalteten eine rege Bautätigkeit. Da erfolgte wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel in der Nacht zum 22. Juni 1945 die erste Austreibung der Deutschen durch die Polen. Die Soldaten traten ganz barbarisch und rabiat auf. Mit den Gewehrkolben bearbeiteten die Polen sogar ältere Frauen. In der Angst wurden noch viele in der Eile zusammengeraffte Sachen

auf dem Dorfweg verloren ... Das Fehlen sämtlicher Lebensmittel erwies sich in Görlitz als verhängnisvoll. Es gab keine Lebensmittelmarken. Der grösste Teil der Hennersdorfer Kleinkinder starb an Unterernährung.

Der Russe hat in unserem Dorfe gegen 70 Personen erschossen und 150 Besitzungen sind abgebrannt, die jungen Männer wurden verschleppt.

Bericht Nr. 68 (aus Hennersdorf, Kreis Lauban)

12. 2.1945. Am Montag vor Aschermittwoch kam früh 5 Uhr plötzlich der Befehl zur Räumung des Ortes. Vertrauensvoll hatten wir am Tage vorher im 12-stündigen Gebet unser Geschick in die Hand Gottes gelegt. Unser letzter gemeinsamer Gesang in der Kirche war das «Te Deum» gewesen. Am 12.2. frühmorgens standen die Wagen hochgepackt in endloser Reihe auf dem Wege nach Lauban. Alle Besitzer und Parteileute zogen ab. Nur die «kleinen Leute» blieben zurück, scharten sich um den Pfarrer und die Kirche und vertrauten auf Gottes Schutz . . .

Noch hatte der Krieg kein Opfer aus unseren Reihen gefordert. Am 20.2.1945 zog sich plötzlich auch die Wehrmacht zurück, und wir blieben allein im Niemandsland. Wir fühlten den Ernst der Lage. Hennersdorf war aufgegeben und wir dem Feinde ausgeliefert. Die deutsche Artillerie schoss dauernd über uns hinweg gegen den heranrückenden Russen. Wir liessen uns aber im täglichen Gottesdienst nicht stören, bis Dienstag, den 19.2. früh während der hl. Messe ein deutscher Offizier auf unserm Kirchturm einen Beobachtungsposten einrichtete und Telefonleitung legen liess. Da setzte auch schon um ½ 10 Uhr vormittags nach vorangegangener Fliegeraufklärung ein starker Feuerangriff aufs Mitteldorf, besonders auf die Kirche ein. Der Pfarrer eilte sofort in die Kirche, um das Allerheiligste zu bergen, brachte noch der kranken Frau B. im

Oberdorfe die hl. Sakramente, gelangte unversehrt trotz ringsum einschlagender Geschosse in den Pfarrhauskeller, wohin sich bereits einige Leute von der Strasse geflüchtet hatten . . . Die Dächer des Pfarrhauses, der Kirche und der Pfarscheune waren schwer beschädigt sowie die Turmspitze zertrümmert. Kurze Zeit darauf stand die Turmspitze in Flammen. Da der Artilleriebeschuss den ganzen Nachmittag andauerte, war es nicht möglich, ohne Lebensgefahr den Keller zu verlassen, auf den Turm zu gelangen und den Brand zu löschen. Zwischen dem mittleren Turm und dem Glockenstuhl befand sich eine Betondecke und eine eiserne, verschliessbare Tür. Hätte der Beobachter beim Verlassen des Turmes diese Tür geschlossen, wäre der Brand auf den oberen Turm beschränkt geblieben und die Kirche nicht abgebrannt. Wegen dieser Fahrlässigkeit brannte die Kirche vom Turm her völlig aus in der Nacht vom 19. auf den 20. Februar. Die Kirche brannte bis Mittwoch nachmittag und gewährte dann ein unbeschreibliches Bild der Zerstörung und Verwüstung.

Am 25. Februar 1945 kamen die Stalinpanzer angerollt, langsam, vorsichtig tastend die Dorfstrasse entlang. Es waren für uns bange Minuten, da wir die ersten Sowjets durch die Dorfstrasse ausschwärmen und sich auf unser Haus heranpirschen sahen. Wir übten «Hände hoch» und einige polnische bzw. russische Worte. Die Haustür stand offen. Da kamen nun die ersten zur Tür herein, vor sich die entsicherte Maschinenpistole. Wir hoben die Hände hoch und riefen: «Alles Zivil!» und ergaben uns. Ein leichter Sieg! Sie durchsuchten unsere Taschen nach Waffen, das Haus nach eventl. Soldaten, nahmen rasch einen kühlen Trunk und eilten weiter das Dorf hinauf. Wir sahen uns erleichtert an und staunten, wie harmlos das abgegangen war. Doch wir sollten uns nicht zu früh freuen. Bald kam die zweite und dritte Linie. Sie alle waren noch bescheiden. Sie lachten, scherzten und liessen sich bewirten. Erst als es Abend wurde, sie uns die Kerzen und Lampen Wegnahmen, draussen wieder eine schreckliche Schiesserei begann, wurden sie gemein und Zudringlich. Jeder von uns wurde x-mal «auf Waffen»

durchsucht, dabei nahm man uns Uhren und Wertsachen. Mädchen und junge Frauen wurden aufgerufen, angeblich zum Kommandanten zwecks Kontrolle zu folgen. Es wurde eine Schreckensnacht. Jede anfängliche Sympathie schmolz dahin, als die Zurückgekehrten von ihren Erlebnissen erzählten. Noch trösteten wir uns und hofften, dies alles würde am nächsten Tage zu Ende sein und das Kriegsvolk zöge weiter. Es wollte auch, konnte aber nicht mehr, denn sie kamen kaum über das Dorf hinaus. Ihre Panzer fuhren jeden Morgen in langer Reihe zum Kampfe aus. Viele kehrten abends nicht mehr zurück. Sie wurden teils mit der Panzerfaust erlegt, teils blieben sie im Wiesengelände stecken. Der Weg nach Schreibersdorf und Lauban war gesäumt von ausgebrannten Russenpanzern.

Inzwischen zogen Horden junger Banditen von Haus zu Haus, von Keller zu Keller, plünderten, quälten, vergewaltigten die Dorfbevölkerung in ärgster Weise . . . Auch im Pfarrkeller wurde die Nichte der Frau Oberin D. unter einem Vorwande zum Kommandanten gelockt und in der Post vergewaltigt. In jenen Nächten feierten die Russen in der Pfarrküche wüste Orgien und machten die Küche zum Bordell. Dem Pfarrer zwangen sie sämtlichen Messwein ab und drohten ihm mit Erschiessen, falls er nicht alle Flaschen herausgeben wollte. Ein Teil der Pfarrhauseinrichtung flog durchs Fenster in den Garten. Die Belästigungen gingen ständig in widerwärtigster Weise weiter. Am dritten Tage jagte man uns alle barsch aus dem Keller, sperrte uns im Esszimmer zwei Stunden ein und durchsuchte nun in Ruhe den Keller nach Wertsachen. Sie nahmen uns alle Anzüge, Gold, Silbersachen, Stoffe, Füllfederhalter, Schreibmaschine und hundert wertvolle Kleinigkeiten. Das Geld, Kassenbücher zerstreuten sie im ganzen Keller und beschmutzten sie in hässlichster Weise. Nur die hl. Gefässe, Heiligenbilder und –statuen liessen sie unversehrt. Der Anblick des Kellers und der Räume nach der Plünderung war unbeschreiblich. Keine der 17 Personen fand in dem Durcheinander und in der Dunkelheit den Rest ihrer Habe wieder. In diesen Nächten hatten wir auch sehr unter den deutschen Fliegern zu leiden.

Am folgenden Tage forderte ein betrunkenener Soldat Schw. E., die sich bisher hatte verstecken können, auf, ihm zu folgen. Ihre Weigerung versetzte ihn in solche Wut, dass er blindlings in unsern Haufen im Keller schoss. Er traf zwar nicht Schw. E., dafür aber Frau L., die Tochter des Bäckermeisters vom Oberdorfe, ihre Kinder Reinhard und Lieschen, davon den Knaben tödlich, Frau R. und Herrn S. aus Liegnitz. Der Soldat floh, ebenso Schw. E. und Frau R. Beide fielen im Walde den Russen in die Hände, wurden bis Bunzlau verschleppt. Die Verwirrung in der Finsternis war unbeschreiblich. Alle schrien durcheinander. Inzwischen erlosch das Leben des fünfjährigen Reinhard. Wir trugen die Leiche und die Verletzten hinauf ins Esszimmer und verbanden die Verletzten, so gut wir konnten. Kein Russe liess sich mehr blicken bis auf zwei Soldaten, die dem Pfarrer offiziell kondolierten, in der Annahme, es sei sein Kind . . .

Inzwischen hatten die Russen das Pfarrhaus von oben bis unten durchsucht, alle Lebensmittel der Vorratskammer durchprobiert, den Geldschrank mit der Spitzhacke zerschlagen. Die Fahrräder, Kleider, Wäsche, Kerzen, Toilettegegenstände waren verschwunden. Das Radio lag zerschlagen im Garten, drei Violinen, etwa 120 wertvolle Grammophonplatten lagen zertrümmert am Boden. Aber keinen Spiegel, kein Kreuz, kein Bild hatten sie zerschlagen, Kelche, Monstranz und Leuchter liessen sie unbehelligt.

So kam wieder ein Sonntag, der dritte in der Faste. Wir beteten im Keller gemeinsam die Messgebete des Sonntags, empfingen die geistige Kommunion, dann ging ich auf den Kirchhof das G\$ab schaufeln für die kleine Leiche, die uns die halbe Woche vor den Russen so sichtbar geschützt hatte. – Einige Stunden später verliessen die Russen im Schutz dichten Schneegestöbers fluchtartig den Ort und gegen 17 Uhr erfolgte ein kräftiger Angriff des Regiments «Grossdeutschland» vom Oberdorf her, der den Gegner aus dem Dorfe warf und uns endgültig aus den Händen der Russen befreite. Unsere Freude und Dankbarkeit war unbeschreiblich, als nach heftigem Gefecht die ersten deutschen Soldaten ins Pfarrhaus eindringen und zu ihrem Staunen so viele Zivilisten heil

vorfanden . . . Unsere Freude trübten freilich die grässlichen Leidenberichte der befreiten Pfarrkinder, die viel mehr als wir hatten ausstehen müssen. An 60 Pfarrkinder waren in diesen Tagen umgekommen. Die Not hatte uns so zusammengeschweisst, dass wir uns wie eine Familie fühlten. ..

Die Front versteifte sich. Russen wie Deutsche lagen sich untätig gegenüber bis zur Kapitulation . . .

Die Neisse war seit 1.6.1945 von den Polen gesperrt worden. Kein Schlesier wurde in seine Heimat zurückgelassen. Ich fand das Pfarrdorf als Garnison eines polnischen Artillerieregiments vor (1'500 Mann). Das Pfarrhaus stand leer, zum Teil ausgeräumt. Der Anblick des besetzten Dorfes war unbeschreiblich. Pferde weideten auf den Feldern, überall wucherte Unkraut, die Bauernwirtschaften waren völlig ausgeräumt, der Hausrat türmte sich hinter den Häusern zu Haufen, alle Maschinen standen draussen jeglicher Witterung preisgegeben. Die Deutschen, am 20. Juni vom polnischen Militär auf die brutalste Weise aus ihren Besitzungen getrieben, nach Görlitz, waren langsam auf Umwegen wieder nach Hennersdorf heimgekehrt, wurden aber nur noch als Arbeiter auf den Höfen geduldet. Sie mussten den Polen jegliche Arbeit unentgeltlich machen ohne Anspruch auf Lohn, Verpflegung, Unterkunft und menschliche Behandlung. Diese Menschen, besonders die Frauen und Mädchen waren auch jeglicher Willkür der Soldaten und Offiziere ausgesetzt. Sie mussten nachts ständig ihre Schlafstätte wechseln . . .

Das Pfarrhaus fanden wir bewohnt von Familie E. Nur die Küche war noch bewohnbar. Alle besseren Möbel, Flügel, Bilder, Wanduhr, Teppiche, Vorhänge, Kronleuchter waren von den Soldaten verschleppt worden. Das Dach war fast ganz abgedeckt. Die Wände trugen viele Spuren des Kampfes oder waren sogar von Granaten durchschossen. Keine Scheibe in den vielen Fenstern, die Türen ohne Schloss oder die Schlösser mit Gewalt unbrauchbar gemacht. Von den vielen Schlüsseln keiner mehr zur Stelle. Scheune und Stallungen in trostlosem Zustande. Hof und Garten ein einziger Schutthaufen. Überall nur Brennessein, Disteln und

mannshohes Unkraut. Der Gartenzaun völlig zerstört, Garten und Wiese ein Bombentrichterfeld, die Obstbäume übel zugerichtet. Im Hause vom Keller bis zum Speicher ein Greuel der Verwüstung. Die Decken, vom Regenwasser vollgesogen, bogen sich bedenklich. Welch ein Anblick unseres einstens so trauten Heims! Uns wollte das Herz verzagen. Doch die Freude der Pfarrkinder über unsere Rückkehr liess uns diesen Jammer überwinden. Daneben der Greuel an heiliger Stätte, auf dem Kirchhofe und an der Kirche, den wir nun täglich vor Augen hatten. Man konnte schwermütig werden. – Nun begann ein Leben, so schrecklich, voller Angst und beständiger Unsicherheit bei Tag und Nacht, wie man es mit Worten kaum beschreiben kann. Das muss man miterlebt haben ...

.. . Im Februar 1946 setzte ein verschärfter Terror ein, um die Deutschen «freiwillig» zur Massenflucht zu zwingen. Ein polnischer Bürgermeister setzte den deutschen ab und machte ihn zu seinem Sekretär. Dieser «Bürgermeister» war ein Räuber und übler Kommunist, ein Frauenschänder und Trunkenbold, voller Parteilichkeit und Heimtücke. Einem solchen Menschen war nun Hennersdorf ausgeliefert; kein Wunder, dass die allgemeine Unsicherheit täglich zunahm. Zivilpolen taten sich mit den Viehposten zusammen zu nächtlichen Überfällen. Proteste beim Bürgermeister und bei der Miliz in Lauban nützten nichts. Bald gab es kein Haus mehr, das nicht geplündert worden wäre. So suchten sie auch in der Nacht vom 3. zum 4. April und in der Nacht vom 5. zum 6. Mai das Pfarrhaus heim. Mit Gewehrkolben werden Fenster und Jalousie eingeschlagen, die Haustür geöffnet, die Inwohner in einem Zimmer zusammengetrieben, mit der MP. in Schach gehalten, bedroht, verhöhnt und beschimpft. Inzwischen raubten sie das Haus aus, vor allem auch die letzten Sachen der Gäste, die auf dem Wege nach Kohlfurt hier ein Nachtquartier gesucht hatten und noch einmal den Schrecken der Plünderung über sich ergehen lassen mussten. Mir wurde selbst das Bett abgezogen, jedes Kleidungsstück, bis auf das, was ich in Eile anlegen konnte, genommen, sämtliche Barmittel, Schuhe, Wäsche, ja selbst Kamm, Ra-

siermesser und Bleistift. Der dauernde Terror bewirkte schliesslich eine solche Massenflucht, dass man es plötzlich verbot. Wer das Haus nachts verliess, lief Gefahr, geplündert und erschossen zu werden. So geschah es dem Bürgermeister Hoffmann, als er am 27.5.1946 heimlich mit seiner Familie nachts entfloh. Hinter Hengersdorf fiel er Posten in die Hände, wurde erstochen, seine Familie gänzlich beraubt und nach Kohlfurt gejagt. Ihn habe ich unter allgemeiner Teilnahme auf dem katholischen Friedhöfe beerdigt. Seine Mörder bekamen für diese «Heldentat» drei Wochen Urlaub. Gott wird richten.

Bericht Nr. 69 (aus *Ober-Steinkirch, Kreis Lauban*)

. . . Ende November 1945 gab es in unserer Gemeinde den ersten Mord, begangen von einem Anfang 20 Jahre alten stark betrunkenen Polen. Es war am Sonntag, den 25.11.1945, in der Zeit von 8.30-9 Uhr. Der Ermordete war einer der ehrenwertesten Männer in unserer Gemeinde, der von 1915-1934 Bürgermeister der Gemeinde war. Er stand im 87. Lebensjahr und wurde in seinem Bett mit dem Gewehrkolben so geschlagen, dass Knochen splitter auf die drei Meter entfernte Fensterbank flogen. Zum Schluss hatte der Mörder den Ärmsten durch eine Kugel niedergestreckt. Seine gelähmte Frau, welche im Nebenbett lag, musste dieser schaurigen Tat zusehen. Der zweite Mord geschah am 21. 12.1945 in Nr. 3. Auch dieses Grundstück war mit einem Polen besetzt, welcher am 19. 12. mit mehreren Koffern und Kisten gestohlenen Gutes nach Zentralpolen zu seinen Verwandten fuhr. Bei seinem Weggang verbot er dem ehemaligen deutschen Besitzer, während seiner Abwesenheit einen Polen in sein Haus zu lassen. Gleich in der zweiten darauffolgenden Nacht kamen einige Banditen und verlangten Einlass in das Haus. Der Deutsche er-

klärte ihnen, dass es ihm sein Pole verboten habe, sein Haus zu öffnen. Nach langem Hin und Her zogen die Banditen wieder ab. Diese kamen jedoch am nächsten Abend wieder und verlangten wieder Einlass. Als ihnen dieser wieder verwehrt wurde, erschossen sie den Deutschen durch das Fenster und drangen darauf in das Haus ein. Am 22.12.1945 wurde der Deutsche aus Mittel-Steinkirch vor dem Hause Ober-Steinkirch abends in der zehnten Stunde erschossen. Grund ist nicht bekannt geworden. Diese beiden Ermordeten mussten die Weihnachtsfeiertage über am Tatort liegenbleiben, bis sie nach zehn Tagen von der polnischen Mordkommission freigegeben wurden.

Am 30.1.1946 wurde der Deutsche K. K. auf dem Dominium Ober-Steinkirch, wo er seinen Nachtdienst im Ochsenstall hatte, erschossen. In derselben Nacht wurde aus diesem Stall ein Ochse gestohlen, welcher am anderen Morgen einen Kilometer weiter, Richtung Marklissa, auf der Strasse tot aufgefunden wurde. Wahrscheinlich hat der deutsche Wächter die Banditen beim Stehlen des Ochsen überrascht, und das Tier hat einige Schüsse beim Erschiessen des Wächters mit abbekommen. Auch dieser Deutsche musste zehn Tage auf dem Stallmist liegenbleiben, bis ihn die Mordkommission freigab.

Am 5.2.1946 wurde der Deutsche R. K. aus Ober-Steinkirch von dem Polen, welcher bei ihm beschlagnahmt hatte, erschossen. Der Pole war mittags vom polnischen Oberbürgermeister als polnischer Bürgermeister in Ober-Steinkirch eingesetzt worden. Als der Pole abends gegen 20 Uhr mit dem abgesetzten Bürgermeister in betrunkenem Zustande nach Hause kam, sass der alte Mann am Tisch und arbeitete. Der Pole fiel über ihn her, schlug mit dem Gewehrkolben auf ihn ein, zum Schluss erschoss er ihn. In derselben Nacht verschwand dieser Pole für immer; von diesem Tage an beruhigte sich die Atmosphäre in unserer Gemeinde.

In der Kolonie Hain, welche auch zur Gemeinde Ober-Steinkirch gehörte, mit zwölf Anwesen, waren auch drei Tote zu beklagen.

Das Frühjahr 1946 verlief dann etwas ruhiger, oder wir hatten uns schon mehr an diese polnische Wirtschaft gewöhnt, dass wir schon auf alles gefasst waren und uns nicht mehr so leicht etwas aus der Fassung bringen konnte. So ging es nun bis Ende Juni 1946, wo wir am 29. 6. 1946 aus unserer Heimat ausgewiesen wurden. . . .

Bericht Nr. 70 (aus Görlitz)

Görlitz war bis 1945 wenig von Angriffen betroffen, wenn auch in letzter Zeit fast täglich Alarmer erfolgten. Im Januar wurde die Lage bedenklich. Breslauer Flüchtlinge brachten beängstigende Nachrichten vom Nahen der Russen. Am 18.2. sollte Görlitz binnen weniger Stunden geräumt werden. Unser Haus musste verlassen werden, weil es in der Nähe einer Brücke lag. Mit meiner alten Mutter siedelte ich in das Schwesternhaus der Borromäerinnen über und stellte mich mit diesen als Krankenschwester zur Verfügung; aus diesem Grunde durfte ich bleiben und bekam eine Aufenthaltsberechtigung. Immer näher rückte der Feind von Kohlfurt und Lauban her. Die Luftangriffe steigerten sich, aber ohne wesentlichen Schaden anzurichten: Bahnhof, Gegend um das Rathaus und Südstadt wurden betroffen. Am 16.4. schlugen zwei Bomben in unseren Pfarrgarten, ohne – wie ein Wunder – die Kirche zu schädigen.

Am 8.5.1945 war der Feind vor der Stadt; Schrapnelle flitzten über unsere Köpfe, wir fürchteten das Schlimmste. Im Keller erwarteten wir den Einzug der Russen; wir beteten vor dem Allerheiligsten, das im Vorraum aufbewahrt wurde. Gegen 2 Uhr rüttelten die ersten Russen an der Haustür, benahmen sich aber sehr anständig. Am Morgen des 9. überfluteten uns die russischen Heere. Die Strassen waren menschenleer. Gegen Mittag setzte dann der Siegestaumel ein: Plünderung der Häuser und die Folgen

des Genusses von Alkohol machten sich erschreckend bemerkbar. Die ersten Vergewaltigungen erfolgten. Mutter und ich zogen leider in unsere Wohnung zurück, da das Schwesternhaus von sehr zweifelhaften Russen belegt wurde. Es kam eine furchtbare Nacht. Mit dem Dunkelwerden hörte man die Hilferufe der Frauen und Mädchen, die in ihre Hände gefallen waren. Auch durch unser Haus zog alle zehn Minuten eine Gruppe. Ich versuchte zunächst noch, mich und die Hausbewohner durch meine Ordenskleidung zu schützen, indem ich auf mein Kreuz zeigte, was mir gelang, bis gegen Morgen um 3 Uhr, als wir dachten, die furchtbare Nacht wäre zu Ende, vier betrunkene Russen erschienen; sie suchten zwei Mädchen, die sich im vierten Stock verborgen hielten. Nachdem sie unsere Wohnung durchwühlt hatten, gingen sie hinauf, ich ihnen nach, um den anderen zu helfen. Die Mädchen wurden gefunden, und ich war unbemerkt mit eingeschlossen. Nachdem ich kniefällig unter Tränen um Schutz gebeten hatte, musste ich auf einen Stuhl sitzen, vor mir der Russe mit vorgehaltenem Revolver, und zusehen, wie es den beiden armen Geschöpfen erging. Es war entsetzlich. Endlich durfte ich hinaus, da meine Mutter mich suchte.

Am nächsten Tag mussten wir abermals die Wohnung räumen, da angeblich zwei captains hinein sollten, in Wirklichkeit, um ungestört plündern zu können. Wir fanden bis Anfang Juni Unterkunft in einer Privatwohnung. Meine alte Mutter zog es immer wieder in ihr Heim; als ich sie eines Tages dort abholen wollte, verfolgten mich zwei Russen unbemerkt und nahmen mich im Hausflur fest. Ich kann nur sagen, dass ich nur mit Gottes Hilfe mich ihren Händen entwinden konnte und eilends das Weite suchte. Nach einer Stunde suchte ich unter männlichem Schutz meine Mutter herauszuholen. Es gelang, doch welcher Schreck, als unten zehn Flintenweiber uns den Ausgang verwehrten. Auch hier half Gott: ich raste durch die Gasse, meine Mutter hinterherziehend. Anfang Juni 1945 kam eine Anzahl der geflüchteten Bewohner wieder zurück, und wir kehrten in unsere Wohnung zurück, deren Fenster und Türen zerschlagen waren. Am 21. 6. traf uns die Schreckensnachricht: Der Übergang über die Neisse ist gesperrt,

drüben ist polnische Besatzung, die alle Deutschen ausweist. Da wir direkt an der Neisse, aber auf der russischen Seite wohnten, hatten wir ständig das Flüchtlingselend vor Augen. Ja, wochenlang waren wir in banger Sorge, dass ganz Görlitz polnisch werden könnte. Karawanen von Flüchtlingen zogen durch die Strassen und setzten sich in der Stadt fest, um bald wieder in die Heimat zu können, wenn die Schranken in angeblich einigen Wochen wieder fallen würden. Des Nachts schossen russische Patrouillen auf die Flüchtlinge, die sich an den Gerippen der Brücken ins russische Gebiet retten oder sich etwas von ihrem Hab und Gut auf polnischer Seite holen wollten. Man lebte in ständiger Aufregung. Am 6. 7. früh 6 Uhr durchfuhren russische Autos die Uferstrasse und blieben gerade vor unserem Hause stehen. Es musste geöffnet werden, und abermals wollten sich Russen meiner bemächtigen. Sie durchzogen die Wohnung und wollten Schlafstätten für die Nacht. Ehe ich mich versah, schloss ein Russe die Tür ab und wollte mich fangen. Zum Glück konnte ich durch eine andere Tür entweichen und kroch bei anderen Mietern unters Bett. Ähnlich erging es mir noch einmal, als ich einen Russen in der Verzweigung des Hungers um etwas Fleisch anbettelte, da sie im Garten nebenan Vieh in Massen geschlachtet hatten . . .

Bericht Nr. 71 *(aus Kohlfurth, Kreis Görlitz)*

. . . Das katholische Pfarrhaus war schon Mitte Januar 1945 die Zufluchtsstätte vieler Flüchtender, vor allem waren es Priester und Ordensleute, die um vorübergehende Aufnahme baten. Wir ahnten zu jener Zeit jedoch noch nicht, welche grosse Aufgabe unserem Pfarrhause in den kommenden Wochen und Monaten schwerster Bedrängnis zufallen würde. Pfarrer Fruntke hatte sich entschlos-

sen, den Ort nicht zu verlassen, zumal der Vormarsch der feindlichen Truppen nirgends mehr einen Widerstand fand . . . Am Freitag, den 16.2.1945, Nachmittag gegen 5 Uhr baten Polen, 27 an der Zahl (Männer, Frauen und Kinder), um Unterkunft in der Kirche . . . Wir nahmen die Polen auf und wiesen ihnen einen warmen Raum im Pfarrhause an. In den Vormittagsstunden des nächsten Tages, Sonnabend, den 17. Febr. 1945, lag Kohlfurt unter feindlichem Fliegerbeschuss. Vor allem wurde der Bahnhof bombardiert. Zu gleicher Zeit verliess der letzte Zug den Bahnhof mit den letzten diensttuenden Beamten. Nun war der Ort vollständig wie ausgestorben . . . Während wir Montag, den 19.2.1945, früh nach der hl. Messe beim Frühstück sassen, wurden wir durch Klirren von Fensterscheiben und fremdartige menschliche Laute erschreckt. Bevor wir zum öffnen der Türe kamen, hatten die Russen schon den Klinkengriff abgeschlagen und es hätte nur noch wenige Augenblicke gebraucht, dann hätten die russischen Soldaten mit ihren Stiefeln die Türe eingetreten. Dies konnte noch im letzten Augenblick verhindert werden. Drei schwer bewaffnete Soldaten (ein Feldwebel, zwei Mann) traten ein und fragten erregt nach deutschen Soldaten. Der Pfarrer versuchte beruhigend auf sie einzureden und forderte sie zum Setzen auf. Er bot ihnen etwas Wein an. Bevor sie jedoch tranken, wurde der Pfarrer von den Russen aufgefordert, zuerst zu trinken. Der Feldwebel sprach etwas deutsch. Er fragte, auf seine Karte zeigend, wie weit es von hier nach München sei, denn sie wollten noch bis München . . . Am Nachmittage des zweiten Tages wurden wir durch die Aufdringlichkeit eines Offiziers in grosse Aufregung versetzt. Er forderte eine zu uns geflüchtete junge Frau auf, mit in sein Quartier zu kommen. Durch ihr standhaftes Verhalten war dieser jedoch genötigt, das Haus zu verlassen, kam aber am Abend desselben Tages in Begleitung von sieben Mann, darunter ein Mongole, zurück und verlangte zwei Frauen, angeblich zum Kartoffelschälen. Der Pfarrer ahnte nichts Gutes und versuchte daher, die Russen von ihrem Vorhaben abzubringen. Unter Drohungen und wüstem Geschrei forderten sie die

junge Frau und eine Polin auf, mit ihnen zu gehen. Während die junge Frau sich durch einen Sprung aus dem Fenster des ersten Stockes der Vergewaltigung entziehen konnte, wurde die Polin das Opfer des nächtlichen Überfalles. Am nächsten Morgen zogen die Polen aus Kohlfurt ab, um in ihre Heimat zurückzukehren . . . Am Nachmittag ging die schöne grosse Villa des Sägewerksbesitzers in Flammen auf. Am Abend wurde es geradezu unheimlich. Neue Feuerstellen konnte man beobachten. Des Tags und des Nachts drangen russische Soldaten in die Wohnungen ein, raubten, plünderten, zerschlugen Geschirr und Möbelstücke und bedrohten die Wohnungsinhaber ihres Lebens. Von den 5'000 Orts- einwohnern waren nur 30 Personen, zumeist nur ältere Leute, zurückgeblieben. Von diesen wurde ein Mann bald am zweiten Tage erschossen, angeblich, da er den Anruf nicht gehört hatte. Es war der Vater der jungen Frau, die im Pfarrhause um Aufnahme gebeten hatte. . . . Die Unruhen und Belästigungen durch die russischen Soldaten nahmen täglich zu . . . Wie eine Erlösung erschien uns daher die Nachricht, dass alle Zivilpersonen den Ort verlassen müssen. Man sagte uns, wir sollten zu Aufräumarbeiten herangezogen werden. Innerhalb einer Stunde sollten wir uns auf der russischen Kommandantur einfinden. Nach einer weiteren Parole wurde die Zeit um einige Stunden verlängert. Während wir das Allernotwendigste zusammenpackten, wurden wir dauernd von russischen Soldaten belästigt, die sich befelessigten, aus unserem Flüchtlingsgut das, was ihnen gefiel, wegzunehmen. So kamen wir, vollständig ausgeplündert, als Letzte in den Räumen der Kommandantur an. Drei Tage wurden wir, von russischem Militär beaufsichtigt, dort festgehalten, bis der Befehl zum Aufbruch gegeben wurde. Es war in den ersten Tagen des Monats März, wo wir unter russischer Führung (zwei Mann begleiteten uns) den Fussmarsch in Richtung Alt-Kohlfurt-Rauscha einschlugen. Der Marschbefehl lautete, die deutschen Zivilpersonen müssten bis über die rechte Boberseite zurückgehen. Mit Wehmut im Herzen und in der Sorge um die Ungewissheit der kommenden Wochen

verliessen wir unseren bisherigen Wohnort. Noch ein letzter Blick, und bald entzog sich das traute Kirchlein unseren Blicken . . . Gegen Abend erreichten wir den Markt flecken Rauscha . . . Nach zwei Tagen setzten wir unsere Wanderung fort, und am frühen Nachmittag erreichten wir Halbau . . . Wie wir dort erfuhren, hatten die Russen alle Männer des Tagebaues geschlossen abtransportiert. Wie uns später bekannt wurde, waren diese nach dem Kaukasus gebracht worden . . . Nach dreitägigem Aufenthalt kam auch in Halbau der Befehl, den Ort von Zivilisten zu räumen . . . Unser Ziel war Sagan. Die Schwestern stellten in liebenswürdiger Weise unserem Treck drei Zimmer zur Verfügung. Das Hauptgebäude des Krankenhauses hatte stark unter dem Beschuss gelitten, so dass die Schwestern nur das Seitengebäude bewohnen konnten. Nach zwei Tagen wurde uns vom russischen Ortskommandanten der weitere Aufenthalt in der Stadt untersagt. Am Morgen des 19. März, nachdem zu Ehren des hl. Josef die hl. Messe gefeiert worden war, erfolgte der Aufbruch nach Eckersdorf bei Sagan. Von dem russischen Ortskommandanten freundlich begrüsst, wurde uns von diesem das dortige Pfarrhaus als Wohnung überlassen. Auch konnte die Kirche für unseren Gottesdienst hergerichtet werden. .. In grosse Aufregung versetzte uns die Schiesserei in der Nacht vom 7. zum 8. Mai. Nach längerer Beobachtung erkannten wir, durch die Abschussung von Leuchtkugeln, dass den Abschüssen ein freudiger Anlass zugrunde liegen müsse. Und schon in den frühen Morgenstunden wurde uns die Gewissheit, dass Waffenruhe eingetreten war . . . Nach längeren Verhandlungen mit den örtlichen russischen Stellen wurde uns für Ende Mai die Rückkehr zugesagt. Am Sonnabend, den 20. Mai, es war Pfingstsonnabend und ein herrlicher Maientag, machten wir uns auf den Weg. In Nieder-Hermsdorf bei Sagan hielten wir kurze Rast. Plötzlich wurden wir von Insassen eines Roten-Kreuz-Autos überfallen und beraubt. Noch am selben Tage erreichten wir Halbau, wo wir das erste Mal auf unserer Rückwanderung übernachteten. Dienstag setzten wir unsere Wanderung fort. . . Spät am Abend erreichten

wir Rauscha, das von polnischem Militär überfüllt war . . . Allmählich näherten wir uns heimatlichem Boden und von ferne erblickten wir den spitzen Kirchturm der evangelischen Kirche Alt-Kohlfurts. In der Hoffnung, bald auch unseren Wohnort zu erreichen, bemerkten wir, dass uns drei auf Rädern kommende Banditen verfolgten. Bald wurden wir von diesen angehalten. In wenigen Augenblicken durchschnitten sie die Verschnürung unserer Handwagen, warfen das Flüchtlingsgut auf die Landstrasse und nahmen sich, was ihnen gefiel. . .

In banger Sorge betraten wir das Lichtfeld unserer Heimstätte und waren glücklich, Kirche und Pfarrhaus erkennen zu können. Beim Betreten des Grundstückes fanden wir die Eingangstür zum Pfarrhaus weit geöffnet, während die Kirchtüre vernagelt war. Beim Betreten des Hauses kam uns ein unangenehmer Geruch entgegen. In sämtlichen Zimmern war ein grosses Durcheinander. Während die grösseren Möbelstücke sich noch im Hause befanden, stellen wir fest, dass Tische, Stühle, Betten und aller Hausrat fehlten. Dafür hatten die Russen alte Matratzen hereingetragen, die später vielen Heimatvertriebenen und Obdachlosen in den kommenden Monaten als Lagerstätte dienten. Das Innere der Kirche bot ebenfalls ein trauriges Bild. Beide Seitenaltäre waren herausgerissen sowie die Kommunionbank und die Orgel zertrümmert. An den Wänden waren rote Fahnentücher mit weisser Beschriftung angebracht. Wir erkannten sofort, dass die Kirche als Kino gedient hatte. Doch zu unserer Freude stellten wir fest, dass die holzgeschnitzten Heiligenfiguren des Hochaltares keine wesentlichen Schäden aufwiesen. Von den gewonnenen Eindrücken doch etwas beruhigt, kehrten wir nach Alt-Kohlfurt zurück, um am nächsten Tage endgültig heimzukehren. Einige Kohlfurter Ortseinwohner waren schon wieder zurück. . .

Bericht Nr. 72 (aus Liegnitz)

... Als wir am 10. Febr. 1945 gegen 11 Uhr die Strasse betraten, erlebten wir noch den Schluss der Kampfhandlungen, ein leichtes Geplänkel zwischen einigen in das Piastenschloss geflüchteten Polizisten und Russen. Das Schloss wurde dann von den Russen angezündet und ging in Flammen auf, der eine Turm fiel erst einer späteren Brandstiftung zum Opfer.

Am Sonntag, den 11.2., beginnt auch die Serie der Brände in der Stadt, die bis zum Tage der allgemeinen Kapitulation nicht abreißt. Nach Zählung der beim Wasserwerk beschäftigten Deutschen haben die Russen in einem Vierteljahr etwa 400 Häuser in L. angezündet. Zum Teil mögen die Brände durch Fahrlässigkeit entstanden sein . . .

Inzwischen war die grosse Völkerwanderung weitergegangen, in andere Orte und Länder und in – die Ewigkeit. Schon die Ereignisse um die Einnahme hatten zahlreiche Todesopfer gefordert. Wie glaubwürdig berichtet wurde, erschossen die Russen beim Einzug massenweise Leute, die Schutz in den Kellern gesucht hatten, z.T. weil sie Partisanen in ihnen sahen, z.T. aus reiner Mordlust oder im Trunk. Etwa 14 Tage nach der Einnahme der Stadt wagten wir drei den weiten Weg durch die Stadt zum Friedhof. Der Gang war notwendig geworden, weil drei von der Wehrmacht zurückgelassene Tote und zwei inzwischen gestorbene Ordensschwester bestattet werden mussten. Der primitive Leichenwagen, ein Handkarren, gab uns zugleich die nötige Deckung. Auf dem Friedhof längs der Halle ganze Hügel unbeerdigter Toter: Polizeibeamte, Zivilisten, Erschossene, Erschlagene, Erhängte, Vergiftete, Opfer der Russen und Selbstmörder. Das waren freilich nicht alle Toten dieser zwei Wochen, denn viele wurden von Angehörigen oder Hausleuten in Vorgärten eingescharrt. Unsere Betrachtungen auf dem Friedhof wurden unterbrochen durch zwei Russen, die uns bedeuteten, wir sollten den Toten die Stiefel aus- und die Ringe abziehen. Offenbar gehörten die beiden zu den

Harmloseren; denn als ich ihnen andeutete, das sei wohl unmöglich, weil die Toten schon zu steif seien, bestanden sie nicht weiter auf der Ausführung ihres Befehls.

Registrierung der Bevölkerung. Parteigenossen, gleichgültig, ob Aktive, von denen ohnehin verschwindend wenige geblieben waren, oder Mitläufer, wurden sofort ausgesondert. Vereinzelt wurden sofort erschossen, die anderen interniert und nach einigen Tagen Haft nach dem Osten transportiert. Viele starben unter den Entbehrungen schon unterwegs, die meisten sind dann in Oberschlesien bei Demontagearbeiten bzw. in Russland umgekommen. Wir in L. haben die Rückkehr nur eines einzigen dieser Pg's erlebt. Ein ähnliches Schicksal hatten aber auch die übrigen Männer, die so wie wir auf ihrem guten Gewissen ausruhend geblieben waren. Registrierung aller einsatzfähigen Männer «zur Arbeit im rückwärtigen Frontgebiet». Flüchtige Untersuchung derer, die glaubten, wegen Krankheit freikommen zu können, durch Personen, die sicher nur ganz mangelhafte medizinische Kenntnisse hatten. Schwer Herzkranke wurden mitgeschleppt. Mitzubringen waren Verpflegung für zehn Tage, Wäsche für vier Wochen. Zum Teil wurden die Männer schon bei der Registrierung zurückgehalten, zum andern Teil einfach auf der Strasse aufgegriffen, so dass sie völlig unvorbereitet waren und ihre Verpflegung zu Lasten derer ging, die sich etwas hatten mitnehmen können. Nach der Zeit der Rationierung hochwertiger Lebensmittel konnte das Mitgebrachte natürlich in keiner Weise ausreichend sein. Eine ganze Woche lang kümmerten sich die Russen absolut nicht um unsere Verpflegung. Nach drei Tagen Haft in L. ging es in zweieinhalb Tagen die 75 Kilometer nach Trachenberg. Bei unserem Trupp von ca. 250 Männern, darunter auch zwei 15jährige, hielten alle soweit durch. Andere Trupps hatten unterwegs Opfer an Erschossenen, da nicht alle die Strapazen aushielten und einfach niedergeknallt wurden.

Die aus L. vertriebenen Deutschen, die auf Wägelchen oder im Handgepäck nur das Notwendigste hatten mitnehmen können, gingen Wochen schwerster Leiden entgegen. Der grösste Teil von

ihnen fand in Langenwaldau, etwa 10 km von L. entfernt, die anderen in Rüstern, Pfaffendorf und Kuchelberg notdürftigste Unterkunft. .. Das Vieh war fortgetrieben, die Getreideböden geleert. Die Leute wanderten auf Schleichwegen, die Hauptwege waren bewacht, in die benachbarten Dörfer und kratzten zusammen, was die Russen bei der Requirierung übriggelassen hatten. Natürlich brachen bald Epidemien aus, Typhus und besonders Ruhr, die Todesopfer zu Hunderten forderten. In einem Haus im Oberdorf war ein Spital eingerichtet, wohin z.T. die Leute zum Sterben gebracht wurden. Dass es dort an jeglicher Hygiene und Hilfe fehlte, brauche ich wohl nicht erst besonders zu erwähnen. Bald begannen auch Aushebungen durch die Russen. Alle irgendwie Arbeitsfähigen, ohne Unterschied des Geschlechts, ohne Rücksicht auf hohes Alter, auch 70jährige waren dabei, wurden zu Schanzarbeiten in der Umgegend von Liegnitz zwangsrekrutiert. Bei einer dieser Zwangsaushebungen wurde u.a. auch der hoffnungsvolle Domorganist Seemann erschossen. . . Die Aufseher, ehemalige Konzentrationshäftlinge, verlangten z.T. (nicht alle) Unmenschliches an Arbeitsleistungen bei langen Anmarschwegen und durchaus mangelhafter Ernährung. Man blieb so lange an der Arbeitsstelle, bis das Soll geschafft war. Mir sind Fälle bekannt, wo von einem Arbeitstag in den andern hineingearbeitet wurde, oder wo nach Rück- und Hinmarsch die Ruhepause im Lager eine halbe Stunde betrug. Freilich sind das äusserste Fälle. Dazu kamen für die Mädchen die Qualen dauernder Belästigung bzw. Vergewaltigung. . .

Am Sonntag nach der Kapitulation, am 13. Mai 1945, schon in den frühen Morgenstunden, begann alles nach der Stadt zurückzuströmen. Schliesslich fand ich mich mit den Hilflosen fast allein in dem grossen Dorf. Nur ein paar ganz Vorsichtige standen mir noch zur Seite. Einige Tote fuhr ich selbst zum Friedhof, den Schwerkranken versprach ich Abtransport in die Stadt. Mit Hilfe der sogen. deutschen Kommandantur gelang es dann auch wirklich, die Hilflosen ins Marthaheim zu bringen.

Zugleich mit den Deutschen, z.T. auch schon vor ihnen, begannen auch die Polen in die Stadt einzuströmen. Nun begann ein Leidensweg besonderer Art für unsere Landsleute. Kaum hatten sie eine Wohnung, die nach der Heimsuchung durch die Russen tief im Dreck lag, in Ordnung gebracht, dann kam sicher ein Pole, der entweder allein oder mit Hilfe von Miliz die Deutschen vertrieb. Viele haben auf diese Weise bis ein Dutzend mal und öfter die Wohnung wechseln müssen, um immer wieder neu anzufangen. Der Deutsche konnte sich nicht auf die Strasse wagen, sicher wurde er dort zu irgendeiner Dreckarbeit gepresst, die meist nicht bezahlt wurde . . .

Bericht Nr. 73 *Goldberg)*

Aber das Unheil sollte noch über die gesamte deutsche Bevölkerung kommen. Es kam der Befehl, dass alle Deutschen am 7. Juli 1945 früh 7 Uhr auf dem Ringe anzutreten hätten zum Abmarsch in Richtung Görlitzer Neisse. Nur wer einen Schein als dringlich benötigter Arbeiter bekam, durfte mit Familie bleiben. Tatsächlich trieb auch die Miliz die Leute zusammen und in Richtung Löwenberg davon. Viele kamen aber nur bis an die nächsten Dörfer und kehrten nach einiger Zeit zurück, fanden freilich geplünderte Wohnungen oder geschlossene Türen, doch schafften die anderen Deutschen für alle wieder ein Unterkommen. Andere sind damals endgültig abgewandert, wieder andere gelangten über die Neisse, wurden aber von Ort zu Ort geschoben und zogen schliesslich ein mühseliges Leben in der Heimat dem heimatlosen Herumstreichen vor. Die Not in Goldberg stieg. Noch schlimmer wurde es, als Ende Juli 1945 die Elendszüge aus Oberschlesien durchkamen. Tagelang waren die Beuthener Viehwagen unterwegs, wurden dann in Jauer ausgeladen und von der Miliz über

Goldberg weitergetrieben. Aber vielen versagten schon vor unserer Stadt die Kräfte. Am Ende blieben viele in den Dörfern um Goldberg und in der Stadt hängen. Sie fanden schliesslich alle ein Dach und das Nötigste zum Leben.

Zu dieser Zeit begannen auch die Seuchen: Ruhr und Typhus. Zuerst mussten wir die Toten ohne Sarg auf einem Karren auf den Friedhof fahren und still-traurig der Erde übergeben . . .

Die Aussiedlung traf den Hauptteil der Gemeinde vom 18. bis 22. Juli 1946. Zuerst, ziemlich überraschend, kam Wolfsdorf an die Reihe. Dann wurde strassenweise ausgesiedelt, und jeden Tag kamen Dörfer hinzu. Die bodenverwachsenen Landleute traf es besonders hart. Wir konnten nicht etwa vom Goldberger Bahnhof abfahren, sondern mussten unter Bedeckung nach Hayнау (18 km) ins Lager gehen. Ein paar Fuhrwerke nahmen die schwächsten Leute, Greise und Kinder, auf, die anderen schoben ihre Hand- und Kinderwagen. Unterwegs durchnässte uns noch ein schweres Gewitter. Im Lager das Übliche: überfüllte Zimmer, nächsten Tag «Zollkontrolle», Einladen in die Güterwagen, Abfahrt nach Kohlfurt. Da die Goldberger auf mehrere Transporte verteilt waren, zerstreute sich die Gemeinde in alle möglichen Gegenden. Das war das Ende dieser ungewöhnlichen Zeit in Goldberg, aber es ist nicht das Ende unserer Hoffnung . . .

Bericht Nr. 74 (aus *Birngrütz, Kreis Löwenberg*)

Es war vorauszusehen, dass mit dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Macht den Priestern die richtunggebende Stellung in der Öffentlichkeit zufallen werde, besonders in den Orten, wo politische Gemeinde und Pfarrgemeinde sich decken. Die Zukunft wird es erweisen, ob sie im Frühjahr 1945 richtig gehandelt haben, als die Mehrzahl der Pfarrer sich für das Ausharren am

Ort entschied, sofern der Pfarrer auf die Frage des Bleibens oder Nichtbleibens überhaupt einen Einfluss hatte. Sehr viele Pfarrer der Erzdiözese Breslau haben sich mit ihrer Gemeinde von der russischen Front «überrollen» lassen, und wenn es auch nicht alle Gemeinemitglieder waren, die das Schicksal mit dem Pfarrer teilten, so wurde doch das getreue Aushalten des Hirten bei der Herde richtig gewertet. . .

Niemals brauchte der Gottesdienst aus irgendeinem Grunde, der an den Russen oder Polen lag, ausfallen. Die Russen erleichterten den Pfarrer zwar um einiges persönliches Eigentum, nahmen aber weder eine Revision der Kirchen noch des Pfarrhauses vor . . .

Da man es verpasst hatte, dem Pfarrer gleich am Anfang die Pferde und Wagen wegzunehmen, musste er sie dauernd in den Dienst der polnischen Siedler und Behörden stellen, und nicht nur dieses, er musste selbst die niederen Arbeiten verrichten, die mit dem Gespann verbunden waren. Er musste viele Monate lang persönlich polnische Siedler vom Bahnhof abholen und sie in ihre Quartiere fahren und dabei ihr Gepäck mit aufladen und abladen. Er musste persönlich die Milch und die Butter des Dorfes in die Stadt oder in die Molkerei fahren, weil er der einzige Deutsche war, der Pferde besass, indes die Polen die von den deutschen Besitzern «übernommenen» Pferde für solche Arbeiten so lange nicht anspannten, als noch ein Deutscher vorhanden war, der dies tun konnte. Der Pfarrer musste über ein Jahr lang persönlich polnische Behördenangehörige oder auch ihre Frauen in die Stadt zu Konferenzen fahren oder auch nur zu Vergnügungsfahrten, auf dem Bock sitzend, als Priester kenntlich und mit der weissen Armbinde versehen. Diese Demütigungen geschahen bewusst, sie galten sicherlich nicht ihm als Priester, sondern dem deutschen Intellektuellen . . .

Das Leben des Pfarrers war nur einmal in Gefahr, nämlich als er beim polnischen Landrat einen Milizbeamten schriftlich und mündlich angezeigt hatte, der in seiner Gemeinde an einem Nachmittag zwölf alte Leute so sehr verletzte, dass der Arzt in zehn

Fällen davon die Wunden nähen musste, der ferner den Sanitäter bei der Ausübung seines Berufes niedergeschlagen und ein 1-jähriges Mädchen vergewaltigt hatte. Die Anzeige des Pfarrers war mit seinem Namen unterschrieben, der Beamte erfuhr von seiner Beschwerde, und nur das Eingreifen des Bürgermeisters bewahrte ihn vor der bevorstehenden Exekution. Er kam mit einer Plünderung seines Hauses davon, die aber harmlos war . . .

Bericht Nr. 75 (aus *Langwasser, Kreis Löwenberg*)

. . . Am 8. Mai 1945, dem Tage der Kapitulation, zogen die Russen als Sieger ein. Wir hatten die Heimat nicht verlassen, sondern waren alle daheimgeblieben. In der Brauerei bei der Kirche hatten sich die ausländischen Zivilarbeiter (Ukrainer, Polen) versammelt und begrüßten mit Blumen den russischen Kommissar. Man fragte sie, wie der Bürgermeister und die Bevölkerung zu ihnen gewesen seien. Da das Urteil ziemlich günstig ausfiel, versprach man, mit dem Dorfe gnädig zu verfahren. Dennoch wurden die Häuser in den nächsten Wochen von den Russen geplündert; auch wurde den Frauen und Mädchen von den russischen Soldaten nachgestellt, doch sind nicht viele Fälle von Vergewaltigungen bekannt geworden. Freilich, einmal stand ich selbst dabei, als ein russischer Soldat im Hausflur des Pfarrhauses eine Flüchtlingsfrau fragte, wieviel Kinder sie habe. «Sieben», sagte sie. Darauf erwiderte er: «Da können Sie noch ein achttes haben!» Und einmal brachte eine Bauersfrau ihre 20jährige Tochter in einem ganz trostlosen Zustande ins Pfarrhaus. Das Haar ganz aufgelöst, das Gesicht ganz beschmiert mit Ackererde. Sie war von den Russen auf dem Felde angehalten worden. Da sie sich zur Wehr setzte, haben sie sie so zugerichtet, ihr eine Schnecke in den Hals gestopft, die sie verschlucken musste, so dass der Arzt hinzugezogen

werden musste. Sonst benahmen sich die Russen gegen die Bevölkerung, vor allem gegen die Kinder, human. – Nach etwa vier Wochen rückte dann polnisches Militär ein, das aber nicht so human mit den Leuten verfuhr. In den kommenden Monaten kamen immer mehr polnische Soldaten und recht bald auch polnische Zivilisten, die aus Galizien ausgewiesen worden waren und denen die einzelnen Gehöfte zugewiesen wurden, wogegen die Deutschen nichts tun konnten, sondern nur mehr als Arbeiter auf ihren eigenen Besitztümern verbleiben durften. Es kam oft zu grossen Streitigkeiten. Die Polen forderten dies und das, die Deutschen wollten oder konnten es ihnen nicht geben; dann schlugen sie auf die Deutschen ein oder holten die berüchtigte Miliz, die dann plünderte und die Deutschen fürchterlich zerschlug. Solche Prügeleien waren etwas beinahe Alltägliches. Oft riefen dann die Deutschen eine unserer Krankenschwestern zu Hilfe, denn diese konnten polnisch sprechen. Mehrere Male half auch deren Vermittlung, aber nicht immer. Man sagte den Schwestern, dass sie tun sollten, was ihre Sache sei; die Polen würden auch tun, was sie für gut befinden . . .

Bericht Nr. 76 (aus *Klein-Helmsdorf*,

Kr. Schönau a. d. Katzbach)

. . . Ab November 1945 bekam ich in mein Haus (Geschäftsgrundstück) Polen, am 15.1.1946 einen gewissen Stanislaus Cendrowski mit Frau und zwei Kindern sowie Schwager. Nachdem er die besten Zimmer und Möbel enteignet hatte, wurden auch alle Schränke, Kommoden usw. geplündert und z.T. erbrochen. Geld, Uhren sowie Trauring, die wegen Plünderungsgefahr von Seiten der Russen versteckt waren, wurden entdeckt und genommen, ebenso Lebensmittel. Meine Frau wurde von vorgenanntem C. geschlagen und getreten, und zwar ohne jeden Grund.

Am 26. Juni 1946 früh um 5 Uhr sagte dieser nun zu uns: «Es müssen heute viele Leute aus dem Dorfe fort, aber ihr seid nicht dabei, ihr dürft dableiben.» Auch gegen 5½ Uhr sagte er noch einmal dasselbe. 20 Minuten vor 6 Uhr kam er mit einem weiteren Polen und erklärte uns, wir müssten um 6 Uhr auf dem Sammelplätze sein und fort. Der Sammelplatz war ¼ Stunde von der Wohnung entfernt, also musste ich in fünf Minuten gepackt haben. Wir waren fünf Personen und konnten daher nur ganz flüchtig etwas mitnehmen. Inzwischen nahmen die Polen schon, was sie erlangen konnten, und schafften die Sachen in ihre Stuben. Sie meinten, wir müssten bis Hirschberg – etwa 30 km – zu Fuss marschieren und könnten da sowieso nicht viel tragen, also sollten wir alles dalassen und nur etwas zu essen mitnehmen. Als wir auf dem Sammelplatze warteten, wurde von den Polen ein Plakat angeschlagen, wonach die Engländer Flüchtlinge ohne Betten und Kochgeschirre nicht annehmen, was also von uns mitzubringen sei. Wir protestierten und rannten wieder nach Hause, doch waren unsere Wohnungen bereits versiegelt, also mussten die meisten von uns ohne diese lebensnotwendigen Sachen in die Fremde gehen. Obwohl ich als kompromissloser Gegner der Nazis überall bekannt war, von der Gestapo verfolgt und meines Amtes als Standesbeamter enthoben worden war, und weiterhin von polnischen Zivilinternierten und Gefangenen das beste schriftliche Zeugnis vorweisen konnte, musste ich mir eine solche Behandlung von diesen Menschen gefallen lassen. Wie diese uns gequält haben, dafür einige Beispiele: Ich erwähne voraus, dass unser Dorf stets als «antinazistisch» verschrien war und die Partei am Ort nie eine Ortsgruppe zusammenbrachte und unter den fast 1'000 Einwohnern sage und schreibe nur ein SS- und zwei SA-Männer waren.

1. Josef R. wurde in der Wohnung des Landwirtes Josef K. ohne Grund besinnungslos geschlagen.

2. August F. gleichfalls durch Schläge über den Kopf misshandelt, wodurch Gehirnerschütterung entstand und er den Sprachgebrauch für einige Zeit verlor.

3. Frau Gastwirt D. wurde von dem bei ihr wohnenden Polen das Bein mehrmals durch Fusstritte gebrochen und gesplittert, danach wurde sie an den Haaren die Strasse entlang geschleift und liegen gelassen. Ich habe diese Frau im Krankenhaus Kauflung besucht und bezeuge: Ohne Grund!

4. Paul R. wurde gleichfalls ohne Grund in ein Haus gesperrt. Dort wurde so lange auf ihm herumgetreten, bis die Rippen an drei Stellen gebrochen waren. Ich habe diesen danach besucht und bezeuge.

5. Karl M. wurde in der Eigenschaft als Wachposten von den Polen blutig und lahm geschlagen.

6. Paul D. wurde vor meinem Hause geschlagen und mehrmals auf die Strasse geworfen. Er hört sehr schlecht und hat Anruf angeblich nicht befolgt.

7. Ich habe gesehen, dass Personen, die junge Polen auf der Strasse nicht grüssten, von letzteren zu Boden geschlagen wurden. Grusspflicht war nicht bekannt. . .

Bericht Nr. 77 (aus *Hirschberg im Riesengebirge*)

. . . Dienstag, den 8.5.1945 wurde Hirschberg in den Abendstunden nach zweistündiger Beschiessung von den Russen genommen. Sie plünderten und schändeten Frauen und Mädchen, auch im Altersheim. Aber nur einige Häuser litten unter der Beschiesung, an der Stadtpfarrkirche wurden einige Fenster beschädigt, der Schaden aber bald wieder gutgemacht. Der russische Kommandant war entgegenkommend. Er empfing im Hotel «3 Berge» die provisorische Stadtverwaltung, die aus Nazigegnern gebildet wurde, sowie die Geistlichkeit beider Konfessionen und gestattete Glockengeläut und Abhaltung von Gottesdiensten, ohne weitere Beschränkungen.

Noch im Mai 1945 kamen auch die Polen, zunächst mehr vereinzelt und auch zurückhaltend, aber bald in Massen und rück-

sichtslos. Sie übernahmen Stadt- und Kreisverwaltung und verdrängten die Deutschen aus der Verwaltung, aus den Stellen, aus den Geschäften und aus den Wohnungen. Die Deutschen wurden einfach als rechtlos erklärt und all ihrer Habe, beweglicher und unbeweglicher, beraubt. Niemand sah darin ein Unrecht, auch nicht die polnischen Geistlichen, bis auf wenige Ausnahmen. . . .

Der zugezogene polnische Geistliche P. Titus beschlagnahmte persönlich mit Hilfe der Miliz das geräumige zweiflügelige Gemeindehaus, wo sich Caritas Sekretariat und Kirchenrendantur, Vereinsräume und eine Anzahl Privatwohnungen befanden. Alles, Haus und das gesamte Inventar, kirchliches und privates, beschlagnahmte P. Titus, richtete das Gemeindehaus als polnisches Pfarrhaus ein, behielt aber auch das halbe Pfarrhaus noch für sich und verbot dem deutschen Pfarrer, Registratur und Pfarrarchiv zu betreten oder zu benutzen. Einspruch des deutschen Pfarrers beim Apostolischen Administrator Karl Milik in Breslau wurde nicht beachtet, im Gegenteil, das Vorgehen des P. Titus wurde nicht nur geduldet, sondern er wurde noch zum Dechanten des Dekanats Hirschberg ernannt und konnte seine Schandtaten in noch grösserem Umfange durchführen. Es war ihm ein leichtes, den deutschen Pfarrer ganz aus der Pfarrkirche zu verdrängen und auf die kleine Annakirche zu beschränken . . . P. Titus hatte bei alledem nicht die leisesten Gewissensbedenken, die Deutschen waren nach ihm rechtlos, alle Verträge ungültig, der Pole allein hatte alle Rechte . .

Alle Deutschen waren auf der Strasse in Angst, geschnappt zu werden, denn Arbeit gab es genug, weil der Pole nichts tat und seine Freude daran hatte, uns zu schikanieren. Wie oft wurde den deutschen Frauen, wenn sie das Glück und Złoty hatten, um Milch zu kaufen, diese weggenommen und in den Rinnstein gegossen. Auf belebter Strasse wurde dem Deutschen sein Koffer gewaltsam weggenommen oder ausgeräumt, ihm die Schuhe ausgezogen, dann musste der oder die Betreffende in Strümpfen weitergehen. Das geschah alles mit der grössten Selbstverständlichkeit, Wie oft

wurden dem deutschen Bauern, wenn er in die Stadt kam, die Pferde ausgespannt oder der Inhalt des Wagens weggenommen. Fast täglich fanden Plünderungen statt. Monatlang ging das zum Schrecken der armen Deutschen, gewaltsam oder mit List. Frauen wurden vergewaltigt und all ihrer immer geringer werdenden Habe beraubt.

Im Mai 1946 begannen die ersten Evakuierungen aus Hirschberg. . . In langem, traurigem Marsch ging es ins Lager Hartau, wo wir eine Nacht blieben und natürlich wieder geplündert wurden. Am nächsten Tage gab es vor der Verladung wieder sogen. Kontrollen, auch Leibesvisitationen, die nur den Zweck hatten, noch eventuelle Wertstücke ausfindig zu machen und zu rauben. Erst gegen Abend bestiegen wir die Wagen. Der Zug setzte sich am nächsten Morgen in Bewegung. Ein fürs Riesengebirge typischer, heller Maimorgen war angebrochen. Die Schneeflecke auf dem Kamm grüssten Abschiednehmend hernieder ins blaue Tal. Wehmütig hingen unsere Augen an diesem schönen, lieben Fleckchen Heimat, das uns dereinst wieder mit einem klaren Maimorgen begrüßen möge . . .

Bericht Nr. 78 (aus *Schreiberhau i. Rsgb., Kreis Hirschberg*)

9. 5. 1945. Einzug der Russen. Beim Einzug der Truppen die üblichen Begleiterscheinungen – vielleicht nicht so schlimm wie anderwärts, weil keine Kampfhandlungen vorgekommen sind.

12. 5. Vergewaltigung im Nachbarhaus – Mutter, Schriftstellerin, und 18jährige Tochter durch einen Russen und einen Mongolen –, jede der beiden Frauen wird von jedem der beiden Männer vergewaltigt.

17. 5. Männerjagd im Dorfe. Alle Männer sind gejagt und dann im Trupp mehrmals im Dorf hin- und hergejagt worden. Am Schluss des Zuges ein Leiterwägelchen mit einem Schwindsüchtigen.

gen. – Die Leute sind später wiedergekommen. Auch an anderen Orten sind diese Männerjagden gewesen . . .

Es kommen die Flüchtlinge aus der Tschechei! zurück: zerlumpt, verhungert, völlig erschöpft – vielfach geschlagen, krank. Drei Arbeiter haben die Verwaltung Schreiberhaus übernommen, «um das Chaos zu beseitigen». – Die kommunistische Verwaltung weist uns eine grosse Menge Flüchtlinge zu, ohne uns Lebensmittel zu geben . . .

Alle die ungeheuren Lebensmittelbestände von Schreiberhau (es sollte Zufluchtsort für die SS werden) sind restlos abgeholt worden oder sie sind so lange versteckt worden, bis sie dann von den Kommunisten verraten oder auf andere Weise gefunden worden sind. Die Bevölkerung hat im Juli noch ein paar Lebensmittelmarken, im August fast nichts mehr und ab September überhaupt nichts mehr erhalten . . .

Ende Mai 1945 sind polnische Truppen nach Schreiberhau gekommen. Es waren Nationalpolen. Sie haben die Gottesdienste besucht, sie haben, bis auf Plünderungen Einzelner, die Leute in Ruhe gelassen, sie haben sogar Frauen gegen Angriffe von Russen geschützt. . .

Ca. 10. Juni. Das gesamte Bombengepäck, das im Dorfe untergestellt ist, muss binnen 48 Stunden abgegeben werden bei Todesstrafe. – Es sind aus manchen Häusern, z.B. Pfarrhof, 20 und mehr Kofler und andere Gepäckstücke abgegeben worden . . .

Juli 1945. Beginn der Evakuierungen. Besonders gefürchtet sind die «Adolf-Hitler-Gedächtnismärsche», «damit wir Zeit haben, darüber nachzudenken, warum wir Adolf Hitler gewählt haben». Es werden ganze Dörfer, also vornehmlich Frauen, Kinder – die doch Hitler wirklich nicht gewählt haben! –, Alte und Kranke aus ihren Häusern heraus und etwa drei Wochen durchs Land getrieben. Vorn berittene Polen, hinten berittene Polen. Wer nicht weiter kann, bleibt liegen. Von solch einem durchziehenden Elendstrupp sind einmal am Bahnhof Oberschreiberhau 16 Leute liegengeblieben, verarztet und bei Deutschen versteckt worden. – Diese Züge erinnerten ganz und gar an den Durchzug von KZ-Häftlingen

im Winter 1945 – nur dass es eben meistens Frauen und Kinder waren . . .

Am 23. August werden verhaftet: Frau Dr. v. H., Rechtsanwalt Dr. K., der einer grossen Anzahl Ausländer, vor allen Dingen Tschechen, das Leben gerettet hat. – Fr. P., die Sozialdemokratin Frau H. u.a., Geheimrat P. usw. K. wird immer verprügelt – man hört ihn schreien in den Nachbarhäusern. Wir denken an General Eisenhower in Dachau, der die Umwohner des KZ's gefragt hat: «Habt ihr die Unglücklichen nicht schreien gehört? Warum seid ihr ihnen nicht zu Hilfe gekommen?»

Ja, wir haben K. schreien gehört, aber wir hatten keine Möglichkeit, ihm zu Hilfe zu kommen.

Anfang September hat sich einer der Gefangenen, Kapitän Philipps, zum Fenster hinausgestürzt und ist tags darauf gestorben. Er war bereits unter der Nazi-Herrschaft im KZ gewesen und konnte es einfach nicht mehr ertragen. –

Am 25. August 1945 bereits war die weisse Armbinde für die Deutschen verfügt worden. Wir haben sie getragen, sogar gern getragen. Die Gemeinheit lag nur darin, dass man einen Deutschen fast auf 200 Meter weit erkennen und anrufen konnte. Hörte man den Anruf nicht, so wurde man erschossen. Meiner Schwester ist es beinahe so ergangen an einem Maimorgen 1946, als sie zur Kirche wollte. Damals hat eine andere Frau, Fr. H., die Tochter des Bahnhofvorstehers aus dem Mitteldorfe, sie gerettet. Sie lief zu dem betreffenden Soldaten und sagte ihm, dass meine Schwester schwerhörig sei, und da hat er denn auch nicht geschossen. – Im Februar 1946 war der Taubstumme aus dem Niederdorf erschossen worden, auch weil er auf einen Anruf nicht gehört hat. Bauchschuss. Nach zwei Tagen trat im Krankenhaus der Tod ein.

Am 4. November ist der Vater des Kommunisten Sch. von Plünderern ermordet worden. Er hat tagelang auf der Diele des Hauses gelegen, weil er nicht bewegt werden durfte, bevor eine Kommission gekommen war. Die aber kam nicht. – Am gleichen

Tag war Frl. Rhiem von einem Plünderer in den Oberschenkel geschossen worden und ist nach zwei Tagen gestorben . . .

Sicherlich gab es Polen, die guten Willens waren. Aber sie konnten gegen das ganze furchtbare System nicht an. So erzählte mir der Tischler H. aus dem Oberdorf: «Ich bekam ins Haus eine ältere, gutmütige Frau. Sie war bescheiden und freundlich, begnügte sich mit 1-2 Zimmern und wir hatten nichts auszusetzen. Aber die Frau hatte vier Kinder, ein Sohn studierte. Sie brauchte Geld. Sie ist zum Bürgermeister gegangen und hat darum gebeten. Der Bürgermeister hat die Hände über dem Kopf zusammenschlagen: ‚Was, ich habe Ihnen ein Haus mit 20 Zimmern gegeben und Sie wollen noch Geld von mir haben?‘ – Die Folge war, dass wir aus dem Hause herausgeworfen worden sind. Und nun verkauft die Frau ein Stück nach dem anderen von unserem Eigentum. Wovon wird sie leben, wenn die 20 Zimmer radikal ausverkauft sind?»

Wovon werden die Polen leben, wenn unser Riesengebirge völlig abgeholzt ist und wir an seiner Stelle den Karst dastehen haben werden?

Bericht Nr. 79 (aus *Landeshut*)

9. Mai 1945. Um 5 Uhr 10 «historische Stunde»: Besetzung unserer Stadt durch die sowjetischen Truppen! Kampflose Übergabe der Stadt. Ratlosigkeit der Bevölkerung. Führerloses Volk wendet sich nach Flucht der «Grossen» an die zurückgebliebene Geistlichkeit beider Kirchen. Schlimmste Erlebnisse unserer Frauen und Mädchen! . . .

Pfingstmontag, 21. Mai 1945. Grosse Überraschung für die Besucher der Frühmesse am schönen Festtage: allenthalben in der Innenstadt grosse Plakate. Inhalt in polnischdeutscher Sprache; «Mit dem heutigen Tage übernehme der unterzeichnete polnische Beauftragte das Gebiet Schlesien, das durch das Blut der tapferen

polnischen Wehrmacht für das Polentum zurückerobert worden ist!» . . .

2. Juli 1945. Abends 10 Uhr: mehrere katholische und evangelische Geistliche, ein Grüssauer Pater und einige deutsche Herren waren versammelt zum «Empfang» des sowjetischen Majors der Roten Armee, im römisch-katholischen Pfarrhaus! Vielerlei Probleme wurden angeschnitten. Unsere Hauptfrage: Wird es bei den Beschlüssen von Jalta (das Potsdamer Protokoll wurde erst am 5. August 1945 unterzeichnet) bleiben, müssen wir die deutsche Heimat verlassen? Die mit Spannung erwartete Antwort: «Ja, so will es Generalissimus Stalin! Sagen Sie allen Deutschen, sie sollten lieber jetzt freiwillig ziehen; später würden sie zu Tausenden von den Polen ausgewiesen werden!» Niemand wollte es damals glauben . . .

Im ganzen Kreisgebiet begann in diesen Nachmittagsstunden des 20.11.1945 das, was in der Kreisstadt selbst gegen Abend anhub: Ein wildes Zusammentreiben der Deutschen, ob sie sich nun für diesen Evakuierungszug gemeldet hatten oder nicht. Wahllos wurden sie auf der Strasse aufgegriffen, auf dem Heimwege von der Arbeit, aus Werkstätten und Wohnungen, vom Kirchplatz weg (nach unserer abendlichen Komplet) zum Rathaus geschleppt, dort registriert und für 11 Uhr abends zum Bahnhof beordert, zum Teil sofort in die Viehwagen gesperrt! Wie sich später herausstellte, lief die gleiche barbarische Aktion bis in die Nacht. Die Insassen des Altersheimes der Hedwig-Schwester in Liebau, geführt von einer alten Schwester, mussten ebenfalls mit. Die Ziedertal-Bahn fuhr stundenlang die so Herausgetriebenen auf den Landeshuter Hauptbahnhof, wo sich dann am 21.11. früh gegen 4 Uhr der Elends-Zug ins Ungewisse in Bewegung setzte. Nach späteren Berichten wurden diese Menschen bis nach Mecklenburg transportiert, wo nichts für sie vorbereitet war. Viele Alte und Kranke sind elend umgekommen, wie sicher verbürgt ist. Vielen war unterwegs auch noch das wenige, was sie in der Eile hatten retten können, geraubt worden. Ganz wenige konnten auf schlimmsten Irrfahrten über die Oder/Neisse-Grenze als Elendsgestalten die Hei-

mat wieder erreichen. Von diesen stammen diese Tatsachenberichte. Bäckermeister Eissler wurde ein tragisches Opfer dieser seinerzeit als so «human» hingestellten und angebotenen Evakuierung. Auf dem heimatlichen Friedhof fand er seine frühe Ruhestätte. – Was brachte diese grausame Aktion der «katholischen» Polen wieder schlimmste Glaubensversuchungen für unsere Katholiken und furchtbarste Eindrücke bei unseren evangelischen Mitbürgern . . .

Am 6. Januar 1946, einem Sonntag, wurde auf dem Wege zur Frühmesse Frau Lauer, eine treue katholische Mutter, gemäss Aussage verschiedener glaubwürdiger Zeugen von randalierenden Polen erschossen, ohne dass diese gute Frau ihnen etwas getan hätte.

März 1946. österliche Zeit! Überall in der Öffentlichkeit Aufrufe zur Erfüllung der Osterpflicht an die polnischen Katholiken! Und sie strömten wirklich in die Kirchen, um ihrer Pflicht zu genügen! Welch furchtbare Eindrücke vom Sinn und Wert des heiligen Buss sakramentes aber waren damit verbunden! Katholiken und auch Protestanten warteten spannend auf die Erfüllung der Restitutions-Pflicht. Stattdessen: Nach dem «frommen Bussgang» hemmungslose Fortsetzung der Plünderungen. Welches Ärgernis, wie viele Glaubensversuchungen! ...

11.-14. April 1946. In diesen Tagen erlebten wir den Höhepunkt schlimmster Untaten: Die Gräber der tragischen Opfer unseres Konzentrationslagers auf dem früheren, jüdischen Friedhof mussten geöffnet werden von Männern, Frauen und Mädchen, die man wieder wahllos zusammentrieb. Nur einige erhielten einen Spaten; die allermeisten mussten – im April! – mit den Händen den Boden auf kratzen. Wehe, wenn jemand einen Stein zu Hilfe nahm. Furchtbare Schläge sausten von oben herab auf die so Arbeitenden nieder. Ohne irgendwelche Vorschriften gesundheits-schützender, hygienischer Art zu berücksichtigen und anzuwenden, mussten die Leichenteile – nach ein- bis eineinhalbjähriger Ruhezeit! – mit blossen Händen auf Bahren gelegt und in ein neues Massengrab transportiert werden, mit Taschentüchern

mussten die Gesichter der Toten gereinigt werden! Und das von Frauen und Mädchen!

Karfreitag, 19. April 1946. Unter der Anleitung des polnischen Geistlichen war in der Johanneskapelle ein neues Heiliges Grab aufgebaut worden; das für uns deutsche Katholiken seit Langem übliche Heilige Grab im Annaschiff erschien dem Ks. Gawrys zu schlicht und einfach. In grosser Menge strömten die polnischen Katholiken zu ihrem Heiligen Grabe, auch die Deutschen fehlten natürlich nicht. Aber was für furchtbare Eindrücke nahmen so viele unserer Gläubigen von dort mit, wenn sie sich – acht Tage nach den furchtbaren Exzessen auf dem jüdischen Friedhof – nun vor dem Heiligen Grabe knien sahen neben ihren «Totschlägern» von damals, wenn sie unter den Milizianten, die zur Ehrenwache am Heiligen Grabe antraten, ihre Peiniger, die Räuber ihres Gepäcks auf dem Bahnhof oder die Plünderer ihrer Wohnungen wieder erkannten . . .

20. Mai 1946. Am heutigen Montag begann nun die Ausweisung in unserer Stadt selbst. Nachdem wir seit 8.5. täglich die traurigen Elendszüge durch die Stadt hatten ziehen sehen, mussten sich nun die Stadtbewohner selbst in die Schar der Ausgewiesenen einreihen. In fünf Transportzügen wurde unsere Stadt geräumt: Tausende mussten ihre Heimat verlassen. Unter ihnen auch die beiden katholischen Geistlichen . . .

Konzentrationslager Schlesien*

Bericht Nr. 80 (aus dem Kletschkauer Gefängnis in Breslau)

. . . Nach 6 Wochen unmenschlichster Behandlung im polnischen Milizgefängnis in Trebnitz wurden wir am 12. November 1945 nach Breslau weitergeleitet und kamen in das Kletschkauer Gefängnis. Hier schien es am Anfang so, als ob es besser werden sollte, wir wurden wenigstens das Ungeziefer los. Aber die Einstellung der polnischen Miliz blieb die gleiche. In Kletschkau waren zu deutschen Zeiten etwa 500 Gefangene untergebracht, nun hatte man ungefähr 8'000 dort zusammengepfercht. Deutsche und auch Polen. In den 8 qm grossen Zellen mussten sechs Menschen hausen. Auf der Erde lagen Strohsäcke, und sonst bestand die Einrichtung aus einem Schemel, einem winzigen Tischchen und einem Eimer, in den wir unsere Notdurft verrichteten. Da dieser bei Weitem nicht ausreichte, waren wir gezwungen, ihn nachts durch die Gitterstäbe hindurch zu entleeren. Je zwei Mann lagen auf einem Strohsack und hatten selbst bei der grimmigen Kälte 1945/46 zusammen nur eine Decke. Bei Tage musste in jeder Zelle das obere Luftfenster offenbleiben. Am Abend wurden stets sämtliche Sachen ausser Hemd und Unterhose auf dem Tisch zusammengelegt und dieser auf den Flur gestellt. Was das bei der Kälte bedeutet hat, kann nur der ermesen, der ähnliches erlebte. Viele haben sich da auch die Glieder erfroren und den Tod geholt. Die Verpflegung war sehr schlecht. Früh «sollte» es 350 Gramm Brot geben und ½ Liter Kaffee, mittags und abends ¾ Liter Graupensup-

* Die hier beschriebene Art Gefängnisse befand sich fast in jeder noch so kleinen Ortschaft.

pe, die übrigens ständig unsere Nahrung war. In dieser sogenannten Suppe waren aber keine zwei Löffel Masse, der Rest nur Wasser, so dass wir gar keine Löffel brauchten, die wir auch erst nach vier Wochen erhielten. Je sechs Mann bekamen täglich ein Kochgeschirr voll Wasser zum Waschen, das war alles. Wir besaßen keinen Kamm, kein Stück Spiegel, kein Handtuch, keine Handschuhe, keine Stützer, alles hatte man uns weggenommen. Alle 14 Tage wurden wir einmal rasiert, es vergingen auch vier Wochen darüber, oft von jemandem, der keine Ahnung davon hatte. Die armen Opfer sahen dann meist aus, als ob sie vom Schlächter kämen. Die meisten verzichteten unter solchen Umständen ganz darauf, sich den Bart abnehmen zu lassen. Hatten wir einmal Gelegenheit, an die Pferdefutterkartoffeln heranzukommen, dann stürzten wir uns wie die wilden Tiere darauf, ohne Rücksicht auf den polnischen Kutscher, der mit seiner Peitsche wie wild dazwischenschlug. In rohem Zustand wurden sie verschlungen. Es gab dann auch dauernd Durchfallkranke, und viele sind daran gestorben. Mein Gewicht von über zwei Zentnern verringerte sich in rasend kurzer Zeit bis auf 130 Pfund und weniger. Die meisten starben an Hunger oder Wassersucht, ohne die, die zu Tode geprügelt wurden. Von den im September 1945 eingelieferten Landsern aus dem Gefangenenlager Sagan starben bis zu meiner Entlassung 46 Mann. Man kann mit Gewissheit sagen, dass ein Drittel der dort Eingelieferten die Angehörigen nicht wieder sieht. Den Toten wurde nicht einmal das Hemd gelassen. Nackt wurden sie auf einen «Goliath» verladen, mit Lumpen zugedeckt und in irgendeinem Massengrab verscharrt. Mein bester Freund und Kamerad vieler froher und trüber Stunden ist ebenfalls diesen Weg gegangen, ohne seine Heimat wiederzusehen. Auch hier kamen nur die Kranken zum Arzt, die keine Hilfe mehr nötig hatten. Da es völlig an Medikamenten fehlte, blieb es bei der Krankheitsfeststellung. Wer ins Revier kam, konnte abgeschrieben werden. Im August 1946 setzte eine erneute katastrophale Hetze gegen uns Deutsche ein, von der am allerschlimmsten die Volksdeutschen betroffen

wurden, deren Leidensweg ohnehin schon schwer genug war. Es verging kein Tag, an dem nicht die Zellentür aufgerissen und einer herausgeholt wurde mit Fusstritten, und dessen markerschütterndes Geschrei man bald darauf hörte. Das Schreien und Jammern aus den Zellen wirkte entsetzlich auf uns. Jeder fragte sich täglich, ob er wohl dieses Marterhaus noch einmal lebend verlassen würde. Wie oft sind auch unsere Zellen durchsucht worden, und immer fand man noch etwas, was man uns wegnahm. So hatte ich mir einmal ein Stück Strumpf, das ich irgendwo fand, aufgezogen, um etwas Wolle zum Stopfen zu haben. Auch das wurde mir bei der nächsten Gelegenheit wieder abgenommen. Am Anfang war uns das Schreiben mit unseren Angehörigen erlaubt. Das wurde bald untersagt. Nach dem Reich zu schreiben, war nicht möglich, da es uns an Geld für das Porto fehlte. Alle 14 Tage durften wir von unseren Angehörigen ein 6 Pfund schweres Paket empfangen. Das brachten dann die Frauen im Fussmarsch, denn mit der Bahn durften sie ja nicht fahren, bis ins Gefängnis. Sie legten dabei Strecken von hundert und mehr Kilometern zurück und kamen von Lüben, Glogau, ja selbst von Hirschberg hin und zurück. Bei der Poststelle des Gefängnisses wurden sie mit Schlägen empfangen. Und wenn wir uns diese abgegebenen Pakete abholen sollten, war das wieder ein Weg, der mit Misshandlungen dicht besät war. So verzichteten denn die Frauen allmählich ganz darauf, uns überhaupt noch Pakete zu bringen, und wir hinter den Mauern darauf, sie uns abzuholen, nur um nicht immer und immer wieder misshandelt zu werden. Das Abzählen und Melden auf dem Gefängnishofe musste in polnischer Sprache geschehen. Wehe dem, der sich dabei versprach, weil er der polnischen Sprache nicht mächtig war! Ein Kamerad nannte statt der Zahl 30 aus Unkenntnis eine andere. Man schlug ihn dafür 30 mal ins Gesicht. Das Schlimmste war noch, dass wir keinerlei Arbeit verrichten durften.

Bericht Nr. 81 (aus Glatz)

. . . Nach der Übergabe der Zivilverwaltung an die polnische Behörde mit in noch keiner Weise geklärten Regierungsverhältnissen begann eine unerwartete riesige Verhaftungswelle, der Deutsche, Männer und Frauen aller Berufskreise, zum Opfer fielen. Neben den Angehörigen intellektueller Kreise, die geradezu grundsätzlich verhaftet wurden, traf man in den Gefängnissen und Konzentrationslagern der Polen grosse und kleine Gewerbetreibende, Beamte, Angestellte, Arbeiter und Bauern ohne Rücksicht, ob es sich um politisch belastete Personen handelte oder nicht. Da die grosse staatliche Strafvollzugsanstalt in Glatz nicht ausreichte, wurden zusätzlich Gefängnisse und Lager in Kellern und Häusern der Stadt eingerichtet. Diese Gefängnisse befanden sich in Glatz: zwei in der Grünenstrasse und je eins in der alten friderizianischen Kommandantur, in der Wagner- und Zimmerstrasse. Sie waren mit je 100 und 200 Insassen belegt. Irgendwelche sanitären Einrichtungen waren in den Kellern nicht vorhanden. Die Fenster wurden zum grössten Teil mit Brettern verschlagen, so dass nur spärlich Licht und Luft in die Keller drang. Zum grössten Teil waren diese Keller ohne Fussbodenbelag, und die Häftlinge mussten sich auf den blanken Fussboden legen. Im Strassenverkehr war es verboten, an den Gefängnissen vorüberzugehen, und polnische Milizangehörige in alten SA-Uniformen leiteten mit Knüppeln und Gewehrkolben den Verkehr auf die andere Strassenseite. Wenn man in den Abendstunden nach Einbruch der Dunkelheit an den Gefängnissen vorüberging, hörte man bis auf die Strasse die Schreie der misshandelten Häftlinge, die die auf das Stärkste eingestellte Radiomusik übertönten . . .

Am 2. August wurde ich von der polnischen Polizei verhaftet. Verschiedene Versuche, mich unauffällig zu beseitigen – so auch auf dem Wege eines Revolveranschlages auf der Strasse – waren misslungen. Zugleich mit mir, aber ohne gegenseitiges Wissen,

wurde meine Sekretärin verhaftet, aus der man mit Misshandlungen belastende Aussagen gegen mich zu erpressen versuchte.

Die erste Nacht wurde ich mit fünf Leidensgenossen in einem gefüllten Kohlenkeller eingesperrt und am nächsten Tag völlig ausgeraubt. Der Anzug, Schuhe, Wäsche mussten ausgezogen werden und wurden durch zerrissene – wie sich bald herausstellte – verlauste Kleidung ersetzt. Wie allen Häftlingen wurden auch mir die Haare abgeschnitten; mit Ölfarbe wurde mir eine Nummer auf den Rücken geschrieben und als Häftling Nr. 189 wurde ich in eine Dunkel-Zelle eingeliefert, in der ich 14 Tage zubringen musste. Wir waren zusammen elf Mann in einem schmalen Kellergang ohne Fenster und elektrisches Licht eingesperrt. Da der Raum für höchstens sechs Personen Platz gab, war es nur möglich, abwechselnd auf dem Boden zu liegen. Der Fussboden war unbelegt. Ein durchlaufendes Wasserrohr hatte zur Folge, dass der Boden ständig mit Wasser bedeckt war.

Am Abend begannen die üblichen Misshandlungen der Gefängnisinsassen. Entweder wurde Radiomusik eingestellt, oder eine kleine von Polen zusammengestellte Akkordeongruppe erschien. Das war für uns das Zeichen, dass die Quälereien begannen. Aus den einzelnen Zellen holte man einen nach dem anderen heraus und misshandelte ihn mit Gummiknütteln, Gummischläuchen, Knütteln und Kolben. Sehr häufig kam es vor, dass den Häftlingen die Zähne eingeschlagen wurden. Ich selbst wurde mehrere Male nachts aus der Zelle gerufen und auf die übelste Weise misshandelt. Zweimal in Anwesenheit von Frauen. Bei einer anderen Gelegenheit wurde ich während der Misshandlung ohnmächtig und durch Übergießen mit kaltem Wasser geweckt und weiter geschlagen. Nach Untersuchung durch den von den Polen eingesetzten Arbeitsamtsarzt war ich für mindestens ein Vierteljahr arbeitsunfähig, weil neben äusseren Verletzungen vier Rippen gebrochen und die Nieren losgeschlagen waren. Die verhafteten Frauen waren das Opfer polnischer Vergewaltigung. Einer meiner Leidensgenossen, der Putzmacher Grosspietsch aus Glatz, wurde vor der Zelle mit Knütteln zu Tode geschlagen. Ein

Schreiber der deutschen Polizei wurde so geschlagen, dass er nach einer Stunde starb. Als er in die Zelle zurückgeworfen wurde, floss ihm aus dem After Blut und Kot. Nach seinem Verscheiden wurde er aus der Zelle gezerrt und vor den Augen der Häftlinge mit der Pistole durch den Kopf geschossen. Ein Glatzer Gastwirt wurde gezwungen, vor der polnischen Wachmannschaft mit einem anderen Deutschen einen Ringkampf auszuführen. Anschliessend gab man ihnen Gummiknüppel in die Hand und zwang sie unter gleichzeitigem Schlagen von Seiten der polnischen Wachmannschaft, aufeinander einzuschlagen. Ein Kriegsversehrter mit einem chronischen ulcus uris wurde ohne jede Behandlung gelassen; was aus ihm geworden ist, weiss ich nicht, da ich früher entlassen wurde. Als ich ihn verliess, hatte sein Unterschenkel einen Umfang von ca. 40 cm. Einem ehemaligen Major wurden mit dem Gummiknüppel beide Augen ausgeschlagen – an der Verletzung starb er in derselben Nacht. Ein Postsekretär mit dem Namen Ohr wurde ebenfalls ums Leben gebracht. Es kamen noch viele andere Todesfälle vor, die ich – da mir Name bzw. Beruf entfallen sind – nicht mehr nennen möchte.

Eine ärztliche Fürsorge war überhaupt nicht vorgesehen. Gegen die durch den Aufenthalt in den kalten Räumen bedingten ruhrartigen Zustände halfen wir uns dadurch, dass wir Asche aus dem Holzgefeuerten Küchenofen assen. Die Verpflegung bestand aus 80 g Brot und einem Teller Suppe pro Tag. Es war möglich, sich durch Verwandte und Freunde aus der Stadt in geringem Umfang Lebensmittel zuschiessen zu lassen, die jedoch mindestens zur Hälfte von der polnischen Wachmannschaft gestohlen wurden. Zur Mittagsmahlzeit wurden wir zeilenweise auf den Kellergang gerufen, wo auf einer Bank ein paar Teller und Löffel aufgestellt waren. Wir mussten in einer Reihe herantreten und im Stehen den Teller Suppe schnell hinunterschlingen. Während des Essens kam es wiederum zu Schlägen, und nach der Einnahme der Mahlzeit wurden wir erneut mit Schlägen in die Zellen zurückgejagt. Der jeweils Letzte wurde in den meisten Fällen zurückgerufen und

wiederum geschlagen. Nach 14 Tagen wurde ich aus meiner Dunkelzelle in eine Zelle mit zwei Kellerfenstern verlegt. Einmal in der Woche wurden die Häftlinge in den Hof an die frische Luft geführt, wo wir unter Absingen nationaler Lieder Marschübungen durchführen mussten. Auch dabei kam es regelmässig zu Misshandlungen. Meine eigene Vernehmung wurde im Gegensatz zu den Vernehmungen meiner Kameraden menschlich durchgeführt. Man versuchte lediglich, mich durch Schüsse im Nebenzimmer und Erzählungen von gerade erschossenen Agenten einzuschüchtern.

Eines Tages wurde ich gegen Abend unerwartet in das Vernehmungszimmer gerufen, wo drei Mitglieder der polnischen Polizei einen genauen Lebenslauf von mir verlangten und mich fragten, ob ich bereit wäre, in den Dienst der polnischen Polizei zu treten. Als ich dies ablehnte, wurde ich wieder in den Keller zurückgebracht. Das letzte Mal wurde ich am 6. September schwer misshandelt, weil ich ein Buch mit dem Titel «Die Kunst der Rhetorik» (Erscheinungsjahr 1894), das ich beim Sport auf dem Hof gefunden hatte, an mich genommen hatte . . .

Ich wurde wiederum mit Gewehrkolben geschlagen, in den Unterleib getreten, bis ich zusammenbrach. Nach einigen Tagen wurde ich erneut abends in das Vernehmungszimmer gerufen, wo man mich fragte, ob ich zur Zusammenarbeit bereit sei. Ich sagte zu und musste ein Schriftstück unterschreiben, in dem ich mich zur Mitarbeit bei der PUBP verpflichtete. Des weiteren musste ich eine Urkunde unterschreiben, nach der ich mich jeder Strafe unterwarf, falls ich jemals Angaben über meine Erlebnisse in der polnischen Haft mache. Ich erkenne diese Verpflichtung, die von mir unter Anwendung übelster Gestapomethoden erzwungen wurde, nicht an. Es handelt sich nicht um eine freiwillige, noch irgendwie rechtlich begründete Verpflichtung. Von der polnischen Geheimpolizei wurde ich zunächst als Agent gegen die Tschechoslowakei eingesetzt, mit der Polen in einer starken Spannung lebte. Gleichzeitig musste ich mich verpflichten, die Stadt Glatz nicht zu verlassen und jederzeit zur Verfügung der polnischen Behörden zu

stehen. Da die polnischen Behörden jedoch in keiner Weise Zusammenarbeiten, sondern jede Dienststelle ihr politisches und fachliches Eigenleben führt, erhielt ich vom polnischen Landratsamt den Ausweisungsbefehl. Diese Tatsache verschwieg ich der polnischen Geheimpolizei und versuchte, mit den Ausweisungspapieren mit der Eisenbahn zu fliehen. An mich schlossen sich zwei deutsche Kameraden und ein jüdischer Kamerad namens Manfred Schild aus Breslau an, den ich längere Zeit unterstützt hatte. Wir wurden alle in Kamenz verhaftet, nach Frankenstein geschafft und in einen ähnlichen Keller wie in Glatz – diese Art Gefängnisse befanden sich in jeder noch so kleinen Ortschaft – bis auf das Letzte ausgeplündert und am nächsten Tag wieder freigegeben. Wir kehrten zu Fuss nach Glatz zurück. Da meine Kameraden den Mut verloren hatten, nahm ich allein Verbindung mit dem tschechischen Geheimdienst auf und es gelang mir, mit seiner Hilfe und mit der Hilfe russischer Soldaten über die Tschechoslowakei nach Österreich zu fliehen.

Bericht Nr. 82 (aus *Lamsdorf*)

Über die Zahlen der beim Barackenbrand verlorenen Toten bestehen verschiedene sich widersprechende Angaben. Ich wurde mit vorgehaltener Pistole durch den Kommandanten Gimborski gezwungen, dem grausamen Massenmorden zuzusehen und die Toten nach drei verschiedenen Richtungen hin entfernen zu lassen, um den Überlebenden unmöglich zu machen, zu einer annähernd richtigen Schätzung zu kommen. Ich habe die Toten, die in panikartiger Stimmung von Männern, Frauen und Kindern verscharrt wurden, ausser von den offiziell damit beauftragten Kommandos gezählt. Es waren:

42 Männer und 18 Frauen (diese wurden erschossen);

- 9 Männer und 6 Frauen (diese waren in den Flammen verbrannt und wurden von mir als verkohlte Leichen festgestellt);
- 7 Männer und 3 Frauen (diese wurden mit Gewalt aus der Krankenstube ins Massengrab geworfen, wobei sie entweder vorher durch Genickschuss getötet oder durch Kolbenschläge betäubt, noch lebendig ins Grab geworfen wurden);
- 28 Männer und 19 Frauen (diese starben am nächsten Tage oder einige Stunden später an den Folgen der während der Katastrophe erlittenen Schuss- oder Körperverletzungen).

Über die Gesamtzahl der in Lamsdorf Ermordeten und Verstorbenen werden ebenfalls verschiedene Angaben gemacht. Genau wird man die Zahl niemals mehr feststellen können, weil die Erschossenen und Erschlagenen auf der Kommandantur überhaupt nicht registriert waren oder nach dem Ableben auf keinen Fall registriert wurden. Im Krankenrevier aber durften die Verstorbenen nicht registriert werden, weil es bei Androhung der Todesstrafe verboten worden war. Dennoch führten wir ab Oktober 1945 im geheimen ein Tagebuch. Dieses Tagebuch übergab ich bei meiner Entlassung der im Lager als Krankenschwester tätigen Lucie W. aus Bielitz mit dem Auftrag, es als wichtiges Dokument in Sicherheit zu bringen. Ich habe seinerzeit die Kranken- und Sterbefälle ausserdem in einer Liste kurvenmässig aufgeführt, die ich aus dem Lager herausbringen konnte, während ich dem Kommandanten bei meiner Entlassung eine gefälschte zweite Liste übergab.

In den Monaten Juli bis Oktober hatten wir im Lagerrevier täglich etwa 15 Tote, von Oktober-November etwa täglich 8-10, während die tägliche Zahl im Dezember, Januar und Februar 1946 auf 20 anstieg. Hierzu kommen allerdings noch die zahlreichen in die Liste eingetragenen Erschossenen und Erschlagenen. Unabhängig

davon zählen die Opfer des 27.7. und 4.10.1945 sowie alle diejenigen, die angeblich wegen Aussiedlung aus dem Lager entlassen, nach Neisse gebracht wurden und dort in Kasematten infolge Hunger, Kälte und Seuchen umkamen. Nicht erfasst sind noch diejenigen, die in den Monaten Oktober bis Dezember 1945 nach Jawoschnow in die Grube kamen und dort verstorben sind, sowie alle diejenigen, die im Laufe der Zeit von Posten angeblich nach Falkenberg oder Oppeln zur Verhandlung gebracht wurden, aber niemals mehr zurückkehrten. Man kann daher nur annähernd wahrheitsgemässe Zahlen anführen. Immerhin wurden in das Lager rund 7'000 Menschen verschleppt, von denen nach meiner Schätzung nur etwa 5 Prozent noch am Leben sein dürften.⁸

Bericht Nr. 83 *(aus Neisse)*

. . . Sonnabend, den 2. Juni, begann nun mein Leidensweg in die polnische Gefangenschaft.

Als ich wie üblich meine Suppe gegessen hatte und heraustrat, näherte sich mir ein Zivilist mit einem russischen Jung-Kommunisten in Uniform und fragte mich, ob ich Herr S. wäre. Der Zivilist war mir völlig unbekannt. Man sagte mir, dass ich im Osteinsatz beschäftigt war und in Verdacht stehe, Polen misshandelt zu haben. Ich verneinte es mit Bestimmtheit, worauf mir der etwa 26 Jahre alte Russe ins Gesicht schlug, und mir deutsch zurief: «Du vollgefressenes Schwein, ihr habt doch dort nichts getan, als gut gefressen und gesoffen, habt die Arbeiter geschlagen und seid mit Weibern herumgezogen.» Ich verbat mir diese Anschuldigung, worauf ich einen zweiten Schlag ins Gesicht erhielt. Unser Weg ging angeblich zur Vernehmung. Man führte mich in den Keller der Knabenschule, wo sich vier Russen auf mich stürzten und mich, ohne viel zu sprechen, halb totschlugen. Das Blut lief mir aus Nase, Mund und Ohren, und ich brach zusammen. Als ich zu

zu mir kam, brachte ein Russe eine Schüssel mit Wasser und befahl: «Waschen und wieder lachen!» Ich zog es vor, jeden Befehl auszuführen. Von zwei Russen wurde ich dann den Polen in einem Lager in einer Villa in der Kochstrasse übergeben. Im 2. Stock befand sich das gefürchtete Vernehmungszimmer. Hier war eine Reihe roher jugendlicher Burschen versammelt, die mit Stöcken und Prügeln ausgerüstet bereitstanden. Es erfolgte eine Personalaufnahme. Man nahm mir meine Briefftasche mit 900 RM und allen Papieren ab. Zwischendurch wurde ich schwer geschlagen und anderweitig misshandelt. Der «Herr» Kommandant, ein junger Bursche von etwa 18 Jahren, zog mir meine Ringe vom Finger und steckte sie sich selbst an. Nachdem ich etwa eine halbe Stunde anständig verprügelt worden war, bekam ich Befehl, auf allen vierten die Treppen hinunterzugehen. Ich schaffte den Auftrag so geschickt, dass ich schneller unten ankam als meine Verfolger, um nur der wahnsinnigen Prügelei zu entkommen. Diese Verbrecher mussten selbst auflachen. Ein Posten schloss den Keller auf, und mit einem Fusstritt wurde ich hineingestossen. Zitternd an Leib und Seele, gelangte ich durch einen Gang in einen Raum, etwa 5x6m, wo schon ca. 50 Opfer traurig vor sich hinbrütend sassen. Ich traf eine ganze Reihe Bekannter. Ein Stadtoberinspektor rief mir zu: «Na, Fritz, kommst du auch an, hier geht's lustig zu und du wirst hier noch manches Überraschende erleben, wir sind schon 14 Tage hier.» Wir lagen auf Pritschen und, was nicht Platz hatte, auf der Erde. Es herrschten furchtbar unhygienische Zustände. Bald hatte ich auch Läuse. Tagelang wurde uns jegliche Waschgelegenheit verweigert. Den anderen Morgen beim Frühstückholen wurde ich gefragt, ob ich Prügel bekommen hätte. Ich sagte, dass es ausreiche. Nun musste ich mich über einen Schemel legen und erhielt erneut fünf schwere Schläge mit einem Eichen-spazierstock aufgebrannt. Wieder wurde ich gefragt, ob ich Prügel bekommen hätte. Ich sagte, halb weinerlich, dass es schon endlich genug wäre, ich habe doch mein Leben lang niemanden etwas zu Leide getan I Wieder musste ich mich umlegen und erhielt fünf weitere wuchtige Schläge.

Da flüsterte mir ein Kamerad zu, ich müsste «nein» sagen, da bekomme ich keine Prügel mehr. Wieder wurde ich gefragt: «Hast du Prügel bekommen?» «Nein», sagte ich jetzt. Daraufhin liess man von mir ab. Beim Morgenappell wurden Freiwillige gesucht, die mit einem Fuhrwerk in einem etwa 5 km entfernten Sägewerk Bretter holen sollten. Ich meldete mich sofort, um nur aus dem dumpfen Keller herauszukommen, wenn auch die fingerdicken Schwielen am ganzen Körper wie Feuer brannten und mich fast ein Fieber schüttelte. Ich kann heute noch nicht verstehen, dass das Menschen aushalten können. Der begleitende Posten war ein gemässigter älterer Mann, der uns anständig behandelte. Er sprach auch deutsch und unterhielt sich mit uns auch dann und wann. Oft sprach er uns auch Mut zu. Dieses Kommando behielt ich dann bis zu meinem Weitertransport, etwa am 20. Juni. Einmal bewahrte mich mein Kommando vor einem furchtbaren Lagererlebnis. Ein Häftling war ausgerissen. Daraufhin musste das ganze Lager schwer büssen. Zunächst wurden die Insassen an den ans Lager grenzenden Neissefluss gejagt und mussten in voller Bekleidung hineinspringen. Es ist dort eine Wassertiefe von ca. 2 Meter. Ein grosses Postenaufgebot stand mit geladenen Mauserpistolen am Ufer. Mancher war dem Ertrinken nahe und wurde nur durch schwimmgewandte Kameraden gerettet. Anschliessend musste alles schnell heraus und sich in den nassen Sachen auf dem mit zentimeterdickem Staub bedeckten Wege rollen. Daraufhin alles, ohne auszuputzen, in den Kellerraum zurück. Etwa eine Stunde später erschien der sogenannte Herr Hauptmann in angetrunkenem Zustande im Keller, eine lange Hundepeitsche in der Hand. Er liess die armen Opfer wie die Heringe auf der Erde langlegen, dann schritt er in den Stiefeln mit wuchtigen Schritten achtmal auf und ab. Dabei schlug er mit der Peitsche unbarmherzig drauflos, wo er nur hintraf.

Bericht Nr. 84 (aus Trebnitz)

Wir wurden im Oktober 1945 an einem Nachmittag von polnischer Miliz und einem Kommandanten der GPU. abgeholt und in die Kreisstadt Trebnitz gebracht. Unsere Behausung wurde durchsucht, und was ihnen gerade noch gefiel, mitgenommen. Ich kam in die Keller des Grundstücks Breslauer Strasse 17, das Herr Kantor Schitkowsky gehört. Hier ist die polnische Miliz untergebracht, und diese Keller sollten nun für sechs Wochen mein Aufenthaltsort werden. Im ersten, nach vorn liegenden Keller waren Frauen eingesperrt, daneben in zwei weiteren Männer, in der Waschküche wieder Frauen. Nach dem Hof zu lagen drei kleinere Keller, von denen der eine, ein besonders finsternes Loch, der früher Kohlenkeller war, nun als Strafkeller diente. Die Unterbringung war schauerlich. Wie die Tiere waren wir zusammengepfercht. Während der sechs Wochen gab es dort keinen Tropfen Wasser zum Waschen, kein Licht; und die Läuse liefen zu Tausenden auf den Lumpen unserer Lagerstätten herum. Nachts konnte man vor lauter Ungeziefer kein Auge schliessen, und an ein Einfangen war bei der herrschenden Finsternis nicht zu denken. Zur Verrichtung unserer Notdurft stand in jedem Raum ein alter Eimer, dessen Inhalt einen fürchterlichen Gestank verbreitete. Halbwüchsige Burschen der Miliz machten sich täglich ein Vergnügen daraus, die armen Gefangenen zu peinigen, zu schlagen, zu treten und mit den Hunden zu hetzen. Es bereitete ihnen ein besonderes Vergnügen, wenn so ein Ahnungsloser in die Beine gebissen wurde. Die Wunden heilten denn auch von einem zum anderen Mal nicht ab, sie eiterten im Gegenteil infolge des Schmutzes, wurden immer schlimmer und verursachten grosse Schmerzen. Ärztliche Hilfe gab es nicht. Nur der hoffnungslose Fall kam zum Arzt, von dort ins Krankenhaus und dann meistens ins Massengrab.

An einem Sonntagnachmittag wurde ich aus meiner Zelle geholt und in eine andere Zelle gebracht. Dort befand sich ein be-

trunkener «Kapo» und noch ein anderer Pole. Der «Kapo» hatte einen dicken eichenen Spazierstock mit scharfer Eisenspitze bei sich. Mit diesem Stock schlugen beide abwechselnd auf mich ein, teils mit dem unteren spitzen, teils mit dem oberen dicken Ende. Ich wurde gezwungen, in die Kniebeuge zu gehen, auf und ab zu hüpfen und dabei zu singen. Was ich sang, war gleich, wenn ich nur Laute von mir gab; hörte ich einen Augenblick mit dem Singen auf, hagelte es gleich wieder mehr Schläge. Der «Kapo» stand in der einen Ecke des Kellers, der Pole in der anderen. Wenn ich bei meinen Sprüngen bei einem von ihnen angekommen war, gab der mir einen Fusstritt vor den Leib, so dass ich mich rücklings überschlug, den Boden entlang kollerte, dem anderen vor die Füße rollte und von dem wieder durch einen Fusstritt in den Rücken in die andere Ecke geschleudert wurde. Zwischendurch stiess mir der «Kapo» die Spitze des Stockes mit voller Wucht gegen die Brust, so dass die Mitgefangenen glaubten, ich wäre erstochen. Dank einer schnellen Wendung gelang es mir, die grösste Wucht des Stosses abzuschwächen. Diese grauenhaften Miss-handlungen hörten erst auf, als der «Kapo» infolge Ermüdung ermattet niedersank und einschief. Wie ich später erfuhr, hatte dieser «Kapo» bereits 70 Menschen auf dem Gewissen, die er alle zu Tode geschlagen hatte. Über und über blutig und blau geprügelt, brachte man mich besinnungslos in meine Zelle zurück. Das alles mussten meine Mitgefangenen mit ansehen. Sie glaubten nicht, dass ich mit dem Leben davonkommen würde. Ich wand mich vor Schmerzen, aber niemand kümmerte sich um mich, und von meinen Kameraden konnte mir keiner helfen, da wir ja nichts hatten, um die Wunden zu verbinden. Ein Milizmann kam nur ab und zu, um zu sehen, ob ich noch am Leben wäre. Ich war soweit, dass ich meinem elenden Dasein ein Ende machen wollte, und wenn meine Freunde mich nicht immer wieder gestärkt hätten, wüsste ich nicht, was ich getan hätte. So wie es mir ergangen ist, erging es den meisten der von den Polen eingesperrten Deutschen. Auch die Frauen wurden geschlagen, und auf sie hetzte man besonders gern

die grossen scharfen Hunde. Zwei Tage später wurde ich in den ersten Stock zur Vernehmung geholt. Ich musste mich bei Beginn gleich wieder über einen Stuhl legen, und man schlug erneut auf mich ein, diesmal mit einem dicken Gummikabel. Ich begann fürchterlich zu schreien, da ja mein ganzer Körper noch völlig wund war. Man hörte, als ich in meiner Not herausschrie, dass ich erst vor zwei Tagen stundenlang geschlagen worden sei, mit der Misshandlung auf. Keine der sogenannten «Vernehmungen» ging ohne fürchterliche Misshandlung vor sich. Man wollte auf diese Art den Gefangenen irgendwelche Geständnisse erpressen, die eine Verurteilung begründen sollten. Wie oft haben Menschen in ihrer Verzweiflung dann irgendwas zugegeben, was sie nie begangen haben, nur um diesen Bestialitäten zu entgehen.

Wenn wir zur Arbeit herausgeholt wurden, war unser An- und Abmarsch immer ein richtiger Leidensweg. Nicht nur die uns begleitende Miliz schlug dauernd auf uns ein, nein, auch jeder Zivilist trat uns und bespuckte uns. Ein Sklavenlos im Altertum kann nicht schauerlicher gewesen sein. Ein Volksdeutscher beschwerte sich einmal über die unmenschliche Behandlung beim Kommandanten. In der folgenden Nacht wurde er im Hemd auf den Kellergang geholt, der kalt und nass war. Hier gab es eine grosse Vernehmung, die wieder mit Schlägen für ihn endete. Das war übrigens der einzige Erfolg seiner Beschwerde. Er wurde derart zugerichtet, dass seine Kameraden ihn aufheben und auf sein Lager tragen mussten. Niemand wagte es infolgedessen mehr aufzubegehren.

Bericht Nr. 85 (aus Wünschelburg)

Am 1. August 1945 gegen Mittag, ich war gerade vom Felde meines Vaters gekommen und fütterte die Pferde im Stall, erschienen vier Milizsoldaten der polnischen kommunistischen Partei und verhafteten mich. Mein Vater, der alles versucht hatte, die Soldaten zu beschwichtigen, wurde mitgeschleift und erhielt genau so wie ich Kolbenschläge ins Kreuz und Gesäss. Jeder Versuch, in vernünftiger Weise mit den Polen zu sprechen, scheiterte an der Wut und den Hassausbrüchen dieser Menschen. Junge Burschen von 16 bis 20 Jahren waren es, mit allen erdenklichen Waffen behängt, die uns so schon auf dem Hofe misshandelten und dann unter lautem Geschrei und Schüssen in die Luft nach dem Polizeigefängnis in Wünschelburg schleppten.

Mit meinem Vater wurde ich in eine Zelle gesperrt. Die Zellen lagen im Rathaus im Keller und waren finster und nasskalt. Steinfussboden überall und nur eine Pritsche. Kurz waren die Fragen. Wo hast du die Pistole? Was wolltest du damit? Und wen hast du erschossen? Ich hatte gar keine Pistole. Man zeigte mir einen Revolver mit dem Bemerken, diesen bei mir gefunden zu haben. Dann wurde die Tür zugeschlagen. Gleich darauf holte man meinen 68 Jahre alten Vater heraus. Ich hörte Schreie wie «Hosen runter, leg dich hin, du Schwein!» und dann klatschte es auf nacktes Fleisch. Stöhnen, Aufschreien und Wimmern, höhnisches Gelächter, Fluchen und Schlagen. Mein Herz stockte, ich bebte vor Wut und Scham, dass mein Vater geprügelt wurde. Dann noch ein leises, wehes Stöhnen und dann Totenstille. Was war geschehen? Nach mehreren Minuten polternde Schritte, dann wieder Stille. Nun vergingen vielleicht zehn Minuten, als erneut Schritte näherkamen. Die Zellentür wurde aufgerissen. Man rief: «Raus, du Schwein, du Hurensohn. Die Hosen runter, fix, schnell!» Ich wusste nicht, wie mir geschah. Vier Polen mit grinsender Fratze packten mich. Man riss mir die Hose vom Leibe, zerrte mich über eine Fussbank, einer der Teufel nahm meinen Kopf zwischen die Bei-

ne, einer trat auf meine Füsse, der andere auf meine Hände und dann sauste eine Reitpeitsche klatschend auf mein nacktes Gesicht und die Oberschenkel. Ich biss die Zähne zusammen. Diese Bestien sollen nicht merken, wie es schmerzte. Ich konnte aber nicht stillhalten, wie ein Wurm krümmte ich mich, und immer wieder schlug einer satanisch grausam mit der Peitsche auf die nackte Haut. Dann wurde mir schwarz vor den Augen. Ich spürte warmes Blut die Beine herablaufen, man liess locker, zerrte mich hoch und puffte mich in die Zelle zurück. Etwa 30-40 Schläge hatte ich erhalten. Das Blut lief die Beine herab. Die Haut war geplatzt. Ich konnte nicht liegen, nicht sitzen. Eine tiefe Scham packte mich. Als erwachsener Mensch war ich geprügelt worden wie ein Hund, nein, schlimmer noch, bis ich ohnmächtig geworden war. Nach einer Zeit rasselte wieder der Schlüssel. Wenzel aus Schlegel brachte in einem Napf Essen. Man wollte mich also nicht verhungern lassen. Aber ich konnte nichts essen. Ich konnte nichts anrühren, so weh und wund war alles innen und aussen. In meiner Zelle lag noch ein Bergmann W. aus Schlegel. Er nahm das Essen dankbar an und mit sichtlichem Appetit. Meine Gedanken aber kreisten um meine Angehörigen, meinen Vater. Was mochte mit ihm geschehen sein? Lebte er noch? Ich hatte ja erst eine Lektion polnischer Grausamkeit zu spüren bekommen. So döste ich in der dunklen Zelle in meiner Arbeitskluft dahin. Schliesslich konnte ich am Steinfussboden auf dem Bauche liegen. Mein Zellengenosse W. erzählte mir seine Verhaftung. Man hatte ihn abholen wollen, da war er nicht da. Um seiner habhaft zu werden, nahm man seine Frau und Tochter mit, sperrte beide in Wünschelburg so lange ein, bis er sich freiwillig stellte. So sass er hier. Die Nacht kam – eine Nacht der Gedanken, Sorgen, Ängste. Am nächsten Tage wurde ich zur Vernehmung geholt. Wieder Kolbenstosse, Puffe und Beschimpfungen. Das Protokoll wurde in polnisch abgefasst. Ich verstand kein Wort davon. Dann musste ich unterschreiben. Ich musste, man sagte mir nur «dal» mit einer unmissverständlichen Bewegung. Als ich wieder in den Keller kam, hiess es: «Hosen runter». Mir wurde angst, und

ich zitterte noch von der Qual des ersten Tages. Ich wurde wieder gepackt und genau wie am Tage zuvor begann die Tortur auf die verkrusteten wunden Stellen, dass mir wieder schwarz vor den Augen wurde. Dann goss man kalten schwarzen Kaffee auf meinen Rücken und peitschte weiter, während der Vernehmer laut dazu zählte. Bei 30 liess erhalten. Ich wurde in die Zelle gestossen, der Riegel knarrte, dann war es wieder still. Wieder gab es Essen. Ich konnte nicht, ich war zerschlagen und wagte nicht aufzusehen. Noch immer fragte ich mich, ob das noch Menschen sind. Auch dieser Tag verging. Fluchtgedanken liess ich nicht auf kommen. Es war ja zwecklos, wenn man dafür meinen Vater, meine Frau einsperrte. Ich konnte dann schon eher das alles aushalten oder sterben. Ja, sterbenselend war mir, und so lag ich denn auch auf dem Bauch und sann über mein Schicksal nach. Jeder Schritt, jedes Geräusch liess mich aufschrecken, war ich doch schon genug belehrt, was es bedeutet, wenn die Tür aufgerissen wurde. Ich kam über die Roheit dieser Polen nicht hinweg und lehnte Kaffee und Brot ab. Nichts rührte ich an, nichts konnte ich essen. Die Kehle war mir wie zugeschnürt. Was hatte ich auch verbrochen? Ich war Soldat bis zum Schluss, kein Parteiführer, kein SS-Mann, ich hatte nie einen Polen beschimpft oder gar misshandelt. Und nun diese Grausamkeiten. Was wollte man von mir, wollte man mich vernichten, wollte man mich totprügeln? Manchmal hörte ich polnische Laute, dann höhnisches, teuflisches Lachen. Was sollte aus meiner Familie werden? Wo mochte meine Frau sein? Das alles brannte mir auf der Seele. Mochte mein Vater noch leben? Eine Woche vor meiner Verhaftung hatte man einen Deutschen namens Tasler in derselben Zelle zu Tode gequält und ihn dann erhängt. Draussen am Marktplatz herrschte auch nachts lautes Treiben polnischer Milizianten und Zivilisten. Sie johlten und tobten, sangen und kreischten. War das noch meine deutsche Heimat, in der ich meine Kindheit verlebt hatte? Endlos lang wurde die kommende Nacht. Am nächsten Morgen begann wieder ein Schreckenstag.

Ob ich wüsste, wie es im KZ gewesen wäre, fragte man mich.

Ich musste verneinen, hatte nie ein KZ gesehen. Daraufhin schlug man mich wieder und führte mich in die Zelle zurück mit der Drohung, dass ich noch heute 30 Hiebe erhalten würde. Der Tag ging zur Neige, und ich war bei jedem Geräusch, jedem Schritt zusammengefahren. Nun mussten sie kommen, mich schlagen. Als es bereits finster in der Zelle war, holte man mich wieder heraus. Ich zitterte am ganzen Leibe. Wieder schrie man mich an, riss man mir die Hose runter und zerrte mich auf die Folterbank. Und zum drittenmal begann die Folterung mit der Reitpeitsche. Ich konnte einfach nicht mehr, ich musste aufschreien. Da stopfte mir einer der Teufel einen Lappen in den Mund und presste meinen Kopf noch fester zwischen seine Beine. Und langsam, nach jedem Peitschenhieb eine kleine Pause machend, damit ich so recht den Schmerz spüren sollte, schlugen sie mit der Peitsche auf mir herum. Das Blut lief wieder, kalter Kaffee wurde auf die Wunden gegossen, und dann johlten sie bei dem Aufbäumen des Körpers vor teuflischer Lust und schimpften mich «Hurensohn, deutsches Schwein, nicht sterben sollst du, verrecken musst du, ganz langsam elend verrecken». Dann war ich besinnungslos. In der Zelle fand ich mich wieder, brennende Schmerzen in Kreuz und Gesäss, so erwachte ich. Das war der 3. August 1945. Ich hatte noch nichts gegessen, nichts getrunken, elend und zusammengeschlagen wie ein zerschundenes Häuflein Mensch der Hexenzeit kam ich mir vor. Auf was wartete ich noch? Sollte das so weitergehen? Wollte man mich wirklich zu Tode martern? Ich habe viel gebetet. Ich fand innere Ruhe, aber dann kam wieder die Angst, wenn Schritte näher kamen, wenn die Tür aufgerissen wurde. Aber nun liess man mich in Ruhe. Der letzte Zusammenbruch schien ihnen wohl zunächst genügt zu haben. Die nächsten Tage wurden trotzdem nicht viel besser. Ich wurde zwar nicht mehr geprügelt, musste aber mitanhören, wie andere in ähnlicher Weise gequält wurden, und die Angst, selbst wieder gefoltert zu werden, wurde ich nicht los . . .

Anmerkungen

Ausser der in den *Fussnoten* zitierten Literatur sei noch auf folgende Veröffentlichungen hingewiesen, die ausgiebige bibliographische Angaben zur deutschen Ostfrage enthalten:

- ‚Archiv‘, Informationsdienst des Göttinger Arbeitskreises, Göttingen.
- ‚Bibliographie der schles. Geschichte‘ von Dr. Viktor Loewe, Staatsarchivrat. Schles. Bibliographie, hrsg. von der Historischen Kommission für Schlesien, 1. Bd., Breslau 1927.
- ‚Christ unterwegs‘, Buchenhain vor München.
- Deutsches Büro für Friedensfragen, Stuttgart. (Meist Übersetzungen aus polnischen Büchern, Zeitungen und Zeitschriften über die deutschen Ostgebiete.)
- Veröffentlichungen des Johann Gottfried Herder-Instituts, Marburg/Lahn, das in Fortsetzung des Deutschen Büros für Friedensfragen in Stuttgart über die polnische Wissenschaft und die Tätigkeit der polnischen wissenschaftlichen Institute informiert:
 - A. Wissenschaftlicher Dienst,
 - B. Übersetzungen.
- Europäische Forschungsgruppe – Mitteilungen 1951/52, hrsg. von Dr. M. Kornumpf und Dr. E. Pfeil, München, später als Zeitschrift ‚Integration‘, Bulletin International, hrsg. v. Fürst Franz Josef Fürst von Liechtenstein, Stiftung bzw. Fridtjof-Nansen-Institut Vaduz, offizielles Organ der AWR/AER.

Vorwort

¹ ‚Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mittel-europa‘. In Verbindung mit Adolf Diestelkamp, Rudolf Lann, Peter Rassow und Hans Rothfels bearbeitet von Theodor Schieder. Herausgegeben vom Bundesministerium für Vertriebene. Band I, 1,1, 2, I, 3. Bonn o. J.

² Vgl. zu dem ganzen Komplex: Oskar Halecki, ‚Grenzraum des Abendlandes. Eine Geschichte Ostmitteleuropas‘. Salzburg o. J.

³ ‚Vom Sterben schlesischer Priester 1945/46‘, Verlag der Kirchlichen Hilfsstelle, München 1950.

⁴ Vgl. ‚Die Tragödie Schlesiens‘. Verlag «Christ unterwegs». München 1952. Bericht Nr. 178.

Einleitung

¹ ‚Statistik des Deutschen Reiches‘, Bd. 550, S. 8 ff.

² Vgl. Dr. jur. Peter Fischer, ‚Das Recht und der Schutz der polnischen Minderheit in Oberschlesien‘, Berlin 1931, S. 6 ff. Auf den damals bei Deutschland verbliebenen Teil Oberschlesiens entfielen von den abgegebenen Stimmen 415‘529 für Deutschland und 192‘537 für Polen, insgesamt im ganzen Abstimmungsgebiet 707‘554 Stimmen für Deutschland und 478‘802 Stimmen für Polen.

³ ‚Statistik des Dt. Reiches‘, Bd. 401, ‚Die Bevölkerung des Deutschen Reiches nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 16.6. 1925‘, Berlin 1930, S. 44 ff. bzw. S. 412 ff. – Vgl. auch Deutschland vor der Londoner Konferenz im November 1947. Eine Denkschrift‘. Zusammengestellt von Prof. D.Dr.Fr. Lütge, E S. 1 ff.

⁴ Vgl. Fischer, aaO. S. 8.

⁵ Vgl. ‚Ostpreussen‘, hrsg. v. Göttinger Arbeitskreis 1947, S. 44. Ferner K. Schodrok, ‚Das Ergebnis der oberschles. Volksabstimmung‘, aaO. S. 20.

⁶ Vgl. Fischer, aaO. S. 39.

⁷ ‚Die Wahlen zum Reichstag am 14.9.1930‘, Berlin 1932.

⁸ ‚Die Wahlen zum Reichstag am 14.9.1930‘, aaO., II, 7 ff.

⁹ Ohne Memelgebiet und Danzig. Das Memelgebiet zählte am 1.1.40 154‘694, die Freie Stadt Danzig Ende 1939 390‘593 Einwohner. Vgl. dazu ‚Stat. d. Dt. Reiches‘, Bd. 550, S. 8 ff.

¹⁰ Deutsches Büro für Friedensfragen II/2676/48, Stuttgart 1948, ‚Die deutschen Ostgebiete jenseits der Oder-Neisse-Linie‘, s. 5/4.

¹¹ Ebd. im Einzelnen über die Bevölkerungsentwicklung in Schlesien und den übrigen deutschen Ostgebieten, S. 6 ff.

¹² Über die schles. Forstwirtschaft unterrichtet: Schlesien- Atlas «Ackerbau, Viehzucht, Forstwirtschaft in Schlesien‘ v. Prof. Dr. Geisler, Hannover 1946, Bl. 14 a und b und Beiheft S. 29 ff. Danach sind

S. 29 ff. Danach sind von den 3'632'000 ha schlesischen Bodens 1'012'000 ha mit Wald besetzt, also 28% (Reichsdurchschnitt 27%).

¹³ Vgl. dazu: ‚Wirtschafts- u. Verkehrsgeograph. Atlas von Schlesien‘ v. Prof. Dr. Geisler, Breslau, 1932. – Ferner: Schlesien- Atlas ‚Ackerbau, Viehzucht, Forstwirtschaft in Schlesien‘, Hannover 1946, Bl. 1 a.

¹⁴ s. Geisler, aaO.

¹⁵ Vgl. ‚Der Steinkohlenbergbau in Schlesien‘, Hannover 1947.

¹⁶ Ebda S. 27/28.

¹⁷ Vgl. Krose, ‚Kirchl. Handbuch f. d. kath. Deutschland‘, 22. Bd., Köln 1943.

¹⁸ Vgl. Kaps, ‚Handbuch f. d. kath. Schlesien‘, München 1951, S. 225.

¹⁹ Vgl. ‚Handbuch d. Erzbistums Breslau f. d. Jahr 1941‘, Breslau, S. 10 ff.

²⁰ Wegen der Statistik der Dekanate u. Pfarreien wird im Einzelnen verwiesen auf das ‚Handbuch f. d. kath. Schlesien‘, S. 222 f.

²¹ Die Ereignisse in der Festung Breslau kann der Verfasser aus eigenem Erleben berichten.

²² Vgl. dazu auch die Schrift von Friedr. Grieger, ‚Wie Breslau lieh, Metzgingen/Württbg. 1948, bes. S. 13 ff., u. die Berichte in den beiden Bänden v. Jürgen Thorwald, ‚Es begann an der Weichsel‘, S. 126, 134 ff., und ‚Das Ende an der Elbe‘, ebda. 1950, S. 314 ff. Siehe auch «Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mittel-europa‘, Bonn o. J., Band I, 1, Einleitung.

²³ Vgl. Friedr. Grieger: aaO., S. 11.

²⁴ Vgl. J. Thorwald, ‚Es begann an der Weichsel‘, S. 117/18.

²⁵ s. ‚Vom Sterben schles. Priester 1945/46‘, hrsg. v. Jhs. Kaps, München 1950, S. 98.

²⁶ Michael Koriakoff, ‚Ich wollte ein Mensch sein‘, Olten 1948, S. 90/100.

²⁷ s. Koriakoff, aaO., S. 100.

²⁸ Vgl. ‚Vom Sterben schles. Priester 1945/46‘, S. 45 ff.

²⁹ Vgl. ‚Europa-Archiv‘ 1946/47, S. 345. – Dr. Friedr. Hoffmann, ‚Die Oder-Neisse-Linie, Politische Entwicklung und Völkerrecht‘. Lage‘, Frankfurt/M. 1949.

³⁰ Vgl. ‚Europa-Archiv‘, aaO. S. 219 ff.

³¹ Siehe zum Ganzen, insbes. zur völkerrechtlichen Beurteilung der Ausweisung: ‚Ostwärts der Oder und Neisse‘, Hannover 1949, S. 89 ff. Ferner: Rudolf Laun, ‚Das Recht auf die Heimat‘, Hannover-Darmstadt 1951, bes. S. 18 ff.

³² James F. Byrnes, ‚Speaking Frankly‘, 1947. Eine Auswahl aus diesem Buch erschien in dem Verlag der ‚Neuen Zeitung‘ München: ‚Offen gesagt . . .‘, S. 30 ff. S. auch ‚New Yorker Staatszeitung und Herold‘, 113. Jg. Nr. 52 V. 1.3.1947 sowie die Schrift: ‚The Land of the Dead‘, hrsg. v. Committee against Mass Expulsion, New York 1947. – Ferner: Father E. J. Reichenberger, ‚Europa in Trümmern‘, Graz-Salzburg-Wien 1950, bes. S.127 ff.

³³ Die Darstellungen beruhen auf kirchenamtlichen Berichten vom 10. Oktober 1945.

³⁴ Vgl. ‚Amtsblatt der Erzdiözese München u. Freising‘, Nr. 1 v. 20.1.1946.

³⁵ Vgl. ‚Freie Presse‘ vom 8. 1. 1947.

³⁶ Vgl. ‚Der Überblick‘, München 1947, Nr. 24, S. 4.

³⁷ Vgl. ‚Statistische Berichte‘ hrsg. v. Statistischem Amt des Vereinigten Wirtschaftsgebietes, vom 25. Nov. 1949 (Arb. Nr. VIII/8/1).

³⁸ Ebda.

³⁹ Eigene Berechnung auf Grund vorgenannter Zahlen. Siehe auch Dr. Werner, ‚Herkunftsgebiete, Wanderungswege u. heutige Verteilung d. dt. Heimatvertriebenen i. Vierzonen-Deutschland‘, Sonderdruck aus dem vom Institut zur Förderung öffentl. Angelegenheiten eV. hrsg. Buche ‚Europa u. d. deutschen Flüchtlinge‘, Frankfurt/M. 1952, Karte 4.

⁴⁰ Vgl. ‚Statistische Berichte‘, aaO.

Dokumente

¹ Siehe P. Bielke, ‚Schönwald. Das Schicksal der 700 Jahre alten Sprachinsel, Göppingen 1950.

² Über den Tod v. Pf. Robert Grelich vgl. ‚Vom Sterben schles. Priester 1945/46‘, S. 41.

³ Über den Tod v. P. Dr. Zimolong vgl. ‚Vom Sterben schles. Priester 1945/46, S. 106.

⁴ Aus: Friedrich Loch, ‚Geschichte der Landgemeinden der Pfarrei Friedland O/S.‘, handschriftliche Chronik, 1949, S. 59.

⁶ Fr. Loch, aaO. S. 12.

⁶ Neisse-Rochus. Das Kloster zählte vor dem Russeneinfall 16 Patres und 41 Laienbrüder. Über die Ermordung der 6 Franziskaner berichtet kurz das Buch ‚Vom Sterben schles. Priester‘, S. 107.

⁷ Über den Tod v. Pf. Scholl vgl. ‚Vom Sterben schles. Priester 1945/46‘, S. 76/77.

⁸ Vgl. die Druckschrift: ‚Die Ostdeutsche Tragödie – eine Frage an das Weltgewissen. III. Folge: ‚Die Hölle von Lamsdorf und andere Vernichtungslager‘. Lippstadt, Ostarchiv.

Für Reise und Bildung

MAI'S AUSLANDS-TASCHENBÜCHER

- Nr. 1 CHILE v. Dr. Prieur Koelling
- Nr. 2 BRASILIEN v. Dr. E. C. Scherer
- Nr. 3 ARGENTINIEN v. Kienitz-Garza
- Nr. 4 SÜDAFRIKA v. P. Ritter
- Nr. 5 AUSTRALIEN v. Dr. R. Grimm
- Nr. 6 INDIEN/PAKISTAN/CEYLON v. W. Leifer
- Nr. 7 a DEUTSCHLAND v. Dr. H. Arntz
- Nr. 7 b GERMANY v. Dr. H. Arntz
- Nr. 8 NEW YORK v. H. Stein
- Nr. 9 USA v. Gerhart H. Seger
- Nr. 10 CANADA v. Dr. Edgar Gerwin
- Nr. 11 LONDON v. E. Larsen
- Nr. 12 ÄGYPTEN v. H. Ziock
- Nr. 13 BELGIEN/BRÜSSEL v. H. Spieker
- Nr. 14 SÜDTIROL v. A. Nüsser
- Nr. 15 PARIS v. F. Vossen
- Nr. 16 ROM v. E. B. Kusch
- Nr. 17 ÖSTERREICH v. Dr. E. J. Görlich
- Nr. 18 MEXIKO v. R. Körber
- Nr. 19 SCHWEDEN v. Dr. L. Hamori
- Nr. 20 NORDAFRIKA v. Dr. J. Schramm
- Nr. 21 PORTUGAL v. Dr. M. Kuder
- Nr. 22 NAHER OSTEN (Libanon, Syrien, Jordanien, Irak)
v. I. Messerschmidt
- Nr. 23 STRASSBURG UND DAS ELSASS v. A. Lauth

Jeder Band 136-245 Seiten, 8 Bildseiten, Karten, Plastik

Preis:

Aussereuropäische Länder und Deutschland DM 10.90

Europäische Länder DM 8.90

MAI'S WELTFÜHRER

- Nr. 1 THAILAND v. Kurt O. Schmidt
 - Nr. 2 IRAN (ersch. Sommer 1962)
- Jeder Band etwa 104 Seiten, 8 Bildseiten, Karten,
Kartonierte DM 6.90

BUCHENHAIN VOR MÜNCHEN

Als grosse unabhängige Tageszeitung
geniesst die WELT überall in der Bundesrepublik
und im Ausland hohes Ansehen.

Ihre Nachrichten, Leitartikel und Kommentare, ihre Darstellung
von Zusammenhängen und Hintergründen
geben anspruchsvollen Zeitungslesern eine zuverlässige Orientierung
und eine sichere Grundlage für die eigene Meinungsbildung.

Die WELT wird von denjenigen bevorzugt, die –
bedingt durch ihre berufliche und gesellschaftliche Stellung –
täglich umfassend informiert sein müssen.

Sie ist eine deutsche
Stimme, die in der Welt gehört und beachtet wird.

DIE® WELT

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

BÜCHER ZUR ZEITGESCHICHTE

Karl Buchheim • DIE WEIMARER REPUBLIK

Grundlagen und politische Entwicklung. 7.-11. Tsd.
141 Seiten. Leinen DM 7.80. Kartoniert DM 5.80

Hans Buchheim • DAS DRITTE REICH

Grundlagen und politische Entwicklung. 25. Tsd. 96 Seiten.
Leinen DM 6.80. Kartoniert DM 4.80

Englische Ausgabe: The Third Reich. Its Beginnings –
Its Development-Its End. First English Edition. Translated
by Allan and Liselotte Yahraes. 98 Seiten. Kartoniert DM 5.80

Burghard Freudenfeld • ISRAEL

Experiment einer nationalen Wiedergeburt. 158 Seiten.
Leinen DM 8.80. Kartoniert DM 6.80

H. G. Adler • DIE JUDEN IN DEUTSCHLAND

Von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus. 6.-10.
Tsd. 178 Seiten. Leinen DM 8.80. Kartoniert DM 6.80

Heinz Robert Schlette • SOWJETHUMANISMUS

Prämissen und Maximen kommunistischer Pädagogik.
136 Seiten. Leinen DM 7.80. Kartoniert DM 5.80

Eric Voegelin • WISSENSCHAFT, POLITIK UND GNOSIS

93 Seiten. Leinen DM 6.80. Kartoniert DM 4.80

In Vorbereitung: Hans Buchheim • **WESEN UND FORMEN
TOTALITÄREN DENKENS**

Bitte fordern Sie unseren 8-seitigen Sonderprospekt an

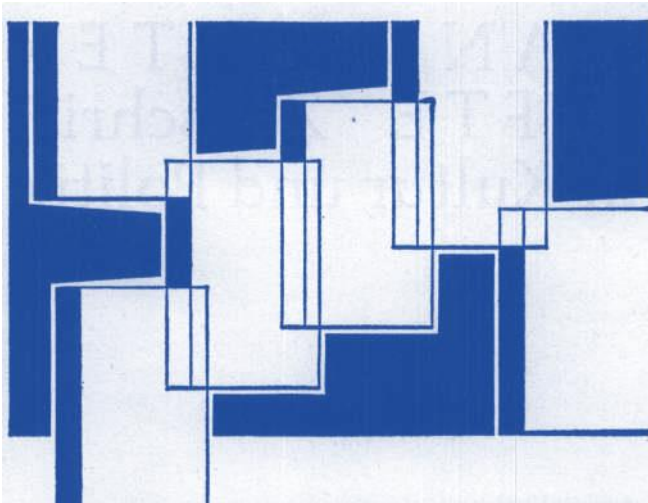
IM KÖSEL-VERLAG ZU MÜNCHEN

FRANKFURTER HEFTE

Zeitschrift für Kultur und Politik

Die Frankfurter Hefte glauben an eine Vollendung der Aufklärung – nicht in einem falschen, sondern in einem nüchternen Optimismus – und damit auch an eine Wiederbegegnung der Geister verschiedener Herkunft und verschiedenen Standortes, sofern sie nur echt sind und sich den Glauben bewahrt haben, dass der Mensch die Kraft hat, das Gute als das Richtige anzustreben.

Die Frankfurter Hefte sind durch jede Buchhandlung, durch die Post und direkt vom Verlag zu beziehen. Einzelheft DM 3.-; im Abonnement DM 32.-. Schriftleitung und Verlag: Frankfurt am Main, Leipziger Str. 17, Tel. 77 83 09.



WER WERTVOLLE BUCHER LIEST..

... schätzt auch profilierte Zeitungen.

Eine Zeitung, die das Zeitgeschehen und seine Probleme in grossen Zusammenhänge darstellt und von ihren Lesern den Ballast des Alltäglichen fernhält, ist die DEUTSCHE ZEITUNG.

Ihr Leserkreis setzt sich aus Menschen zusammen, die hohe Ansprüche stellen. Sie wird diesen Ansprüchen gerecht und findet deshalb in immer weiteren Kreisen Beachtung.

Gehören auch Sie schon zu dem Bezieherkreis? Fordern Sie eine Probelieferung an!



DEUTSCHE ZEITUNG, Köln, Apostelstraße 13 G

1	Heinrich Böll	Irishes Tagebuch
2	Marguerite Yourcenar	Ich zähmte die Wölfin
3	Friedrich Sieburg	Nur für Leser
4	Christian Morgenstern	Palmström – Palma Kunkel
** 5	Bruce Marshall	Auf Heller und Pfennig
6	Stefan Andres	Der Knabe im Brunnen
** 7	Karl Jaspers	Die Atombombe und die Zukunft des Menschen
** 9	Romain Gary	Die Wurzeln des Himmels
10	Eugen Roth	Ernst und heiter
11	Isaak Babel	Budjonny's Reiterarmee
12	Oswald Spengler	Jahre der Entscheidung
14	Enno Littmann	Arabische Märchen
15	Karl Heinrich Waggerl	Brot
**16	Willi Heinrich	Das geduldige Fleisch
17	José Ortega y Gasset	Der Mensch und die Leute
**19	Thomas Wolfe	Briefe an die Mutter
20	Ludwig Thoma	Jozef Filzers Briefwexel
21	Felix Timmermans	Franziskus
22	Selma Lagerlöf	Nils Holgerssons Abenteuer
**23	Egon Friedell	Aufklärung und Revolution
**25	Andrey Belyj	Petersburg
26	Henry de Montherlant	Die jungen Mädchen
27	Georg Bernanos	Die tote Gemeinde
**28	H. A. und E. Frenzel	Daten deutscher Dichtung. Band I
30	Marek Hlasko	Der achte Tag der Woche
31	André Gide	Theseus – Prometheus
32	Charles Morgan	Herausforderung an Venus
**33	Raymond Cartier	Europa erobert Amerika
35	Ignazio Silone	Das Geheimnis des Luca
**36	Bertolt Brecht	Frühe Stücke
37	Karl Kraus	Literatur und Lüge
38	Romano Guardini	Christliches Bewußtsein
40	Hans Carossa	Der Arzt Gion
41	R. F. de la Reguera	Schwarze Stiere meines Zorns

- | | | |
|---------|---------------------------|--|
| 42 | Otto F. Walter | Der Stumme |
| 43 | François Villon | Lasterhafte Balladen und Lieder |
| 45 | Rainer Maria Rilke | Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge |
| **46 | Boris Pilnjak | Maschinen und Wölfe |
| 47 | Wilhelm Gundert (Hrsg.) | Lyrik des Ostens: China |
| 48 | Sternberger/Storz/Süskind | Aus dem Wörterbuch des Unmenschen |
| 51 | Valery Larbaud | A. O. Barnabooth |
| 52 | Ernst Penzoldt | Der arme Chatterton |
| 53 | Romain Gary | Lady L. |
| **54 | H. A. und E. Frenzel | Daten deutscher Dichtung.
Band II |
| 57 | Alexander Spoerl | Memoiren eines mittelmäßigen Schülers |
| 58 | Robert Brasillach | Uns aber liebt Paris |
| **59/60 | Selma Lagerlöf | Gösta Berling |
| **61 | Duff Cooper | Talleyrand |
| 64 | Anne Morrow Lindbergh | Muscheln in meiner Hand (Aug. 62) |
| 65 | Walter Blair | Das große Lügengarn (Aug. 1962) |
| 66 | Henry de Montherlant | Erbarmen mit den Frauen (Aug. 62) |
| 67 | H. H. Stuckenschmidt | Schöpfer der neuen Musik
(August 1962) |
| 70 | Paul Tillich | Die neue Wirklichkeit (Sept. 1962) |
| 71 | G. Bernard Shaw | Kapitän Brassbouds Bekehrung.
Der Teufelsschüler (Sept. 1962) |
| 72 | Edzard Schaper | Das Tier (September 1962) |
| 73 | Gertrud Fussenegger | Das verschüttete Antlitz (Sept. 62) |

dtv-dokumente

- .. 8 Das Urteil von Nürnberg
- 13 Deutsche Reden und Rufe
- ..18 Meister der deutschen Kritik. Band I: 1730-1830
- 24 Der Prozeß Jeanne d'Arc 1431 · 1456

Deutscher	Normalband	DM 2,50
Taschenbuch Verlag	Großband**	DM 3,60
München 13	Doppelband***	DM 4,80

dtv-dokumente
dtv-wissen
sonderreihe dtv



das Taschenbuch
für
Anspruchsvolle

- 29 Käthe von Normann: Ein Tagebuch aus Pommern
**34 Letzte Briefe zum Tode Verurteilter 1939/1945
**39 Der Ruf. Eine deutsche Nachkriegszeitung
**44 M. Buber-Neumann: Als Gefangene bei Stalin und Hitler
**49 Carl J. Burckhardt: Meine Danziger Mission
55 Hier hielt die Welt den Atem an
**62 Die Tragödie Schlesiens 1945/46
68 Deutsche Briefe des 20. Jahrhunderts (August 1962)
**74 Ein Gott der keiner war (September 1962)

dtv-wissen

- | | |
|------------------------------|--|
| 50 Paul Eipper | Tiere sehen dich an |
| 56 Schwarzer Hirsch | Ich rufe mein Volk |
| 63 Herbert Rittlinger | Das baldverlorene Paradies |
| **69 Shapiro/Hentoff (Hrsg.) | Jazz erzählt (August 1962) |
| 75 Lois Crisler | Wir heulten mit den Wölfen
(September 1962) |

sonderreihe dtv

Die »sonderreihe dtv« ist eine exklusive Bibliothek der zeitgenössischen Dichtung und Essayistik. Sie bringt avantgardistische Werke der Gegenwart und der literarisch-revolutionären Bewegungen des zwanzigsten Jahrhunderts in sorgfältiger Auswahl und fachkundiger Edition.

- | | |
|-----------------------|---|
| 1 Else Lasker-Schüler | Helles Schlafen – dunkles Wachen |
| 2 Alain Robbe-Grillet | Der Augenzeuge |
| 3 Jean Genet | Die Neger |
| 4 | Lyrik des expressionistischen
Jahrzehnts |
| 5 Hans Henny Jahn | Die Nacht aus Blei |
| 6 Jorge Luis Borges | Labyrinth |

Deutscher
Taschenbuch Verlag
München 13

Normalband DM 2.50
Großband** DM 3.60
Doppelband*** DM 4.80

Bis Oktober 1962 erscheinen:

- 1 Sämtliche Gedichte. Erster Teil
- 2 Sämtliche Gedichte. Zweiter Teil
- 3 Sämtliche Gedichte. Dritter Teil
- 4 Sämtliche Gedichte. Vierter Teil
- 5 Der West-östliche Divan
- 6 Epen
- 7 Frühe dramatische Dichtungen
- 8 Götz von Berlichingen. Clavigo. Urfaust
- 9 Faust. Erster und zweiter Teil
- 10 Egmont. Iphigenie auf Tauris. Torquato Tasso
- 11 Die natürliche Tochter. Pandora. Der Groß-Cophta
- 12 Die Geschwister. Elpenor. Nausikaa. Maskenzüge
- 13 Die Leiden des jungen Werthers. Frühe Prosa
- 14 Wilhelm Meisters theatralische Sendung
- 15 Wilhelm Meisters Lehrjahre. Erster Teil
- 16 Wilhelm Meisters Lehrjahre. Zweiter Teil
- 17 Wilhelm Meisters Wanderjahre. Erster Teil
- 18 Wilhelm Meisters Wanderjahre. Zweiter Teil
- 19 Die Wahlverwandschaften
- 20 Die Novellen
- 21 Maximen und Reflexionen
- 22 Dichtung und Wahrheit. Erster Teil
- 23 Dichtung und Wahrheit. Zweiter Teil
- 24 Dichtung und Wahrheit. Dritter und vierter Teil
- 25 Die Italienische Reise. Erster und zweiter Teil
- 26 Die Italienische Reise. Dritter Teil
- 27 Kampagne in Frankreich
- 28 Die Schweizer Reisen

Sichern Sie sich den Fortsetzungsbezug bei Ihrem Buchhändler.
Einen ausführlichen Prospekt erhalten Sie auf Wunsch direkt
vom Verlag.

Deutscher
Taschenbuch Verlag
München 13

Normalband
Großband••

DM 2.50
DM 3.60